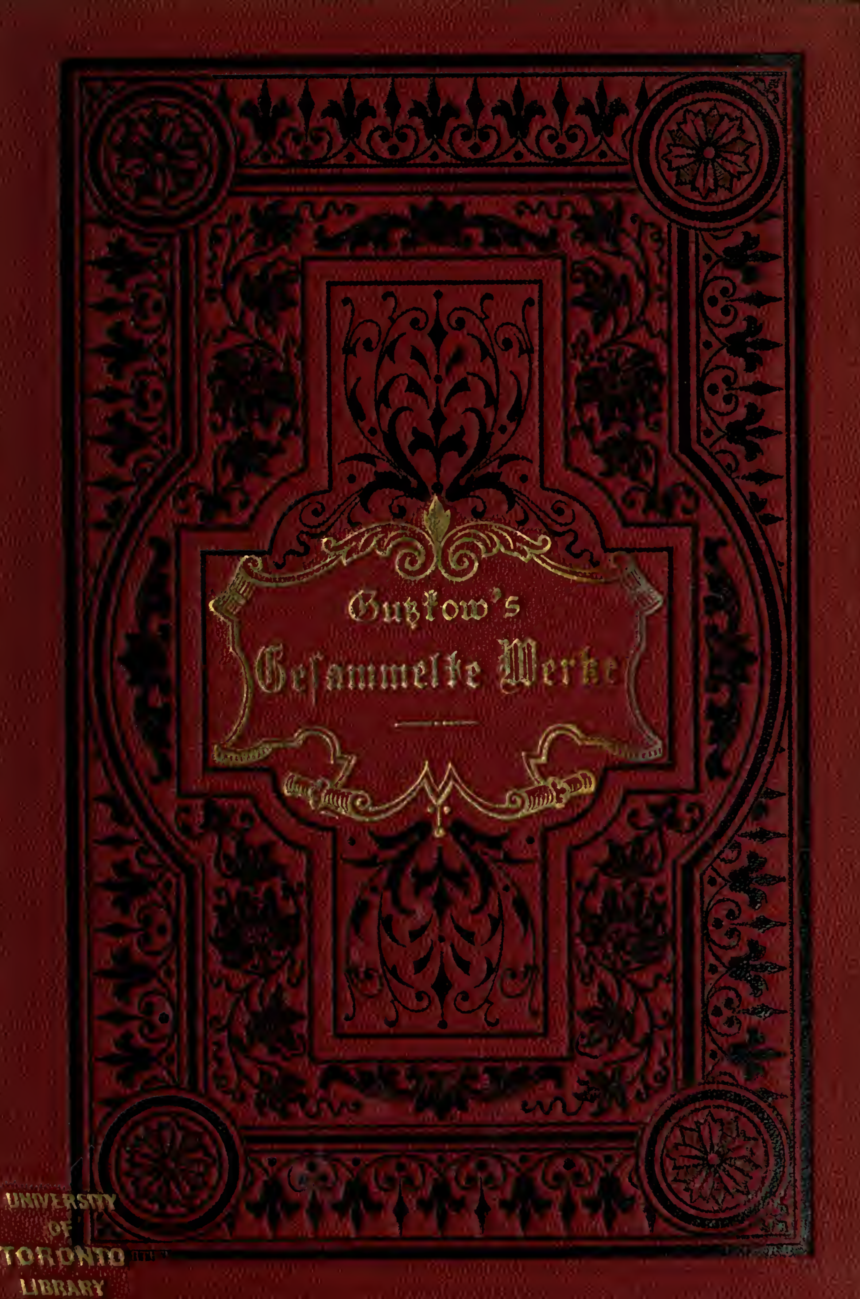

Gutzkow's
Gesammelte Werke







Gesammelte Werke

von

Karl Gutzkow.

Zweite, wohlfeile Ausgabe.

Erste Serie.

Neunter Band.

Oeffentliche Charaktere.



Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Oeffentliche Charaktere.

Von

Karl Gutzkow.

Dritte Auflage.

Jena,
Hermann Costenoble.
Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichniß.

Zur Einleitung.

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren Jahreszahlen, die uns in der Schule so schwer geworden, bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsere Zeiten, die uns noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Principien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldherrenstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Kaiser Friedrich's III., rankten. Ein Aventurier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuhe gaben den Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coëfficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene rasirten Tafeln, Völker genannt,

oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind immer seltener geworden. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus den Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unserer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm! Wie schnell wandelten sich die Thaten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unserer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen, Veränderungen, als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar, Konradin's Tod; kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Helden machen? Wer wollte all' die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe verwies) fortleugnen, diese Hindernisse und Folien, die sein Erscheinen in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs, einen Roman, ein breites Familiengemälde? Versuchen wir, zum Beginn einer Gallerie „Oeffentlicher Charaktere" das letztere zu entwerfen.

Die Napoleoniden.
1835.

Als Ihrer Großbritannischen Majestät Schiff, der Bellerophon — lebten wir zu den Zeiten der Apostel, würde man sagen: eine Wolke — den „großen" Kaiser hinwegnahm, blieb die mannigfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück, Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, Fettflecken in den Hermelinen Europas; die heilige Allianz hatte sie nicht tilgen können.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena auf ewige Zeiten geendet zu haben schien.

Napoleon's Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, wenn auch nicht ohne Ehrgeiz. Sie ist ungleich den Jakobiten, ungleich den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst ungleich dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, die ihnen einst Töchter zur Ehe gab und jetzt die Schulden bezahlt, die sie in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, die er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, die sie in-

Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen dürfen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Grenzen angewiesen und verschleudern dabei den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrot empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deshalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu halten. Die jüngeren zog er vor. Seine Schwestern liebte er sogar und tanzte mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit einer gewissen sentimentalen Zärtlichkeit, die ihm ganz schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt immerfort anklagen, zumal wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfuhren. Es ist dies eine bekannte Thatsache und soll mich vertheidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, die in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich stets sehr erhitzt, wenn sie auf Lätitia, die Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts! Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Kinder dahinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greise Gattin war, die ihren alten Herrn, den würdigen Priamus, zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Maße dessen, was man von ihnen noch hätte erwarten können, vergrößerten. Verschwindet doch selbst der Schmerz einer Maria

vor den Leiden ihres Sohnes, dessen göttliche Vollkommenheit ihren Werth überstrahlte. „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!"

Lätitia ist mir keine trauernde Königin aus „dem Schloß am Meer". Sie gebar nicht, um große Erscheinungen hervorzubringen. Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo sie sogar im Vergleich ziemlich glücklich ist; denn ist sie nicht von Enkeln und Kindern umgeben? Es kann bei ihr immer nur von Malheur, nicht von Unglück die Rede sein. Lätitia würde sich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder, Stiefenkel nicht die Associés der Weltgeschäfte geworden wären, so daß ihr Alles in die handgreiflichste Nähe gerückt wurde. Sie verstand ihren Sohn Napoleon gar nicht. Sie sah keine Hoffnungen sterben, keine Privilegien der Geschichte, keine Berechtigungen, die, wenn sie nicht eintreffen, zuweilen poetisch sind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm; sie machten den Schooß vergessen, welchem die Geschichte ein so merkwürdiges Ereigniß verdankt. Und glaubt ihr, daß Madame Mère später so unglücklich war? Thorheit! Lebte doch Luciano noch, den sie lieber hatte als Napoleone, Luciano, der sie nicht mit harten Worten kränkte; schrieb doch auch Giuseppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo besuchte sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napoleone so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral oder wenigstens ein König werden sollte und ihr lieber und gegen sie artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! Dort lag sie, auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige gebar, in weite Shawls eingewickelt, blind, aber ohne Prophezeiung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, als einst im Palast de l'Elisée von Paris. Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon; er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfrig lächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte an-

stellen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn man auf ihn gehört hätte, wie „man" aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen wäre! Hier seufzt Madame Lätitia; aber der kluge Cardinal fährt fort: „Ich hatte den Papst in der Hand, den heiligen Vater, der es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Concordat, was dem Uebermüthigen mißfiel, ich hätte Alles machen können: aber wollte er denn?" Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener rauhen Stimme, die mich von je vor alten Italienerinnen zittern machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wol in den Himmel kommt, Fesch?" Fesch wird jetzt grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!" Wahrhaftig, so sprechen diese Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie — die Nebelflecken sind.

Napoleon's Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den Jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere selbst. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern. Er hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Willen gezeigt. Ludwig hatte einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegmas war. Hieronymus endlich, der schon im Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften an, die echtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte auch deshalb daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, den Jammer seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus seiner Sippe nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm ja an Treue, Sicherheit, Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von zuverlässigen Leuten bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte. Aber diese letzte Combination war schon die erste, welche ihm fehlschlug; denn so leicht es ihm wurde,

den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufsässig zeigten sie sich, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Pläne: man weiß es ja, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, die als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, die entweder erst erobert waren, oder die durch Intrigue bald einen leeren Thron zeigten. Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernirungssystems, die, wenn auch ihre Wirksamkeit bald vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unserer Verhältnisse blieb. Mit Napoleon's Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaukratie über uns, Ausflüsse der Revolution. Napoleon's eigenes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschritten werden; diese militairische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge durchgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst gesellte sich die Laune. Napoleon's Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths. Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu welcher er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen fuchtelte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigten.

Napoleon hatte in Einem nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Consul war, gaben ihm seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und machten Geschäfte an der Börse, wozu sie die Politik Napoleon's als versteckte Wetterfahne und Telegraphen benutzten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Speculationen das Mögliche; sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleon's Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie schuld. Sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andere Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; die Brüder wußten, daß sie schon wieder etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleon's Mißlaunen mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen holländischen Poldern von einem fürchterlichen Deficit der Kasse, mit Feuersbrünsten, auffliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen geplagt war. Der Mann war etwas weitläufig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, große Anläufe, und liebte es, mehr zu sprechen, als Napoleon's despotischer Lakonismus guthieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers besonderer Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es gradezu lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populär machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach. Er nannte das mit einem seiner classischen Ausdrücke an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn“ und schrieb ihm einmal über das andere, jetzt möchte er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ auch Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich untereinander verheirathen; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleon's. Rechnet man zu dieser letztern noch seine eigenen Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Correspondenz mit der Legitimität befindet: es scheint, als wenn das weibliche Blut der Fürstenhäuser

schwieriger zu deprinzipalisiren ist, als das männliche. Was sagt Klüber darüber?

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres Bruders und Oheims allmälig wieder mit der Demokratie zu versöhnen und seinen Ruhm in den Herzen des Bürgerthums sicher unterzubringen. Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich nichts daraus zu machen scheint, eine untergeordnete Rolle zu spielen und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Die Söhne Murats, dieses, da wir doch Troja citirten, Paris unter den Napoleoniden, gingen ganz über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerikas. Dies bürgerliche Element hat die Familie auseinander gesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt sein kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Rehabilitation dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ocean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichsstadt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand. Auch Graf Survilliers ist von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe, was er damals Alles hat thun müssen, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemanden mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubt er, daß

seine Völker unter ihm sich überglücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit in's Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, die ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders in's Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Machiavell's Fürsten studirt er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager und läßt den Delaware ausschlämmen, der an seinen Besitzungen vorüberfließt. Er besucht gern Philadelphia und liebt es von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter und Schwägerin Bernadotte's von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen und ziert mit ihnen die bekannten bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein Börsenspeculant, vielleicht ein Partheigänger der Revolution oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit; die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand, ersetzte, was ihm an Energie fehlte. Er drängte sich gewandt durch die Partheien der Revolution und riß so viel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder überlassen konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder etwas zu verdanken hatte, hörte ihr gutes Vernehmen auf: Napoleon entdeckte an Lucian einen Republikanismus oder wenigstens die Maske desselben, welche ehrgeizige Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb und die neue Kohlen auf Napoleon's Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß Lucian endlich aus seiner Opposition ein Princip machte. Die Kaiserkrone empörte den eifersüchtigen Bruder, er ver-

ließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig durch, daß er das Interesse der Engländer verkannte und statt in ihren Schutz in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb und deshalb nicht so schnöde abgewiesen zu werden brauchte, wie die übrigen Brüder, die sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten und ihre eigene Verlegenheit mit dem Schein zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucian's Anordnungen waren vortrefflich. Hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen, so würde Alles anders gekommen sein. Lucian wurde in Italien von Oesterreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen und er seinen Ehrgeiz, wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspeculationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern einschränken müssen. Die Muße, die ihm das Schicksal ließ, benutzte er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgil's zu träumen und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hat. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten Zwecke studirt und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts und giebt ihm Regeln, als hätte sie der Lord-Protector von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anziehend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleon's Eifersucht auf seines

Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankommt, die Trefflichkeit desselben einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, einen Styl, der immer wie um die Ecke schießt, überrascht zu werden.

Der Graf St. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben und nie, nie vergessen würden! Er giebt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König hätte abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Minister wollten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er, er wolle ihn nur belehren und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische insbesondere auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleon's Grausamkeit anklagt, der ihn für solche Handlungen verrückt nannte und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, der gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als schon die französischen Executionstruppen die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? fragte er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch ge-

baute Phrase, er hält gern Reden und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner, wie denn immer, wer über das Königthum philosophirt, sich unwillkürlich zu republikanischen Grundsätzen neigt. Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben diese Täuschung durchschaut und offen den Humanitätsgrundsätzen, die sie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der eine, welcher in der jüngsten italienischen Insurrection im Lager von Forli starb, der andere, der in der Schweiz lebt und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll.

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden und es wurde nur ein König aus ihm. Mehr als alle übrigen hatte Jerome von seinem Bruder die geheime Zusendung der seidenen Schnur zu fürchten. Im Besitz mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwig's XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, die sein Bruder begründete. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so heiter in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Mensch. Er wollte nur Vergnügen oder wie er selbst sagte: „lustik sein". Sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem System der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon vermeiden lassen und sich ein ehrlicher Mann einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Natürlich ist er krank, erschöpft von seiner Vergangenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte. Er besucht es oft, und Würtemberg öffnet ihm gern seinen berühmten

Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates.

Von Napoleon's Schwestern lebte 1835 nur noch Madame Karoline, Murat's Gemahlin.

Für ein Genie giebt es keine größere Bewunderung, als wenn es zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder begeistert an. Auch sie bekleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, zumal wenn der brüderliche Held Muße hat, ihn immer selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für eine überirdische Weissagung, wie einst die alten Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Letzteres in dem Falle, wo er bei Andern gewüthet haben würde. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch sein eigenes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borghese, die sein Exil in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichsstadt, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte Paulinen der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciochi hinterlassend, von welchen der eine auf Corsica wohnt, der andere im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitern von hier ausströmenden Descendenzen verschwimmen allmälig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen. Hie und da trifft man Personen, die einen Tropfen vom Napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese dritten und vierten Glieder der großen Generation im Theater und belorgnettirt die Physiognomieen, die noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtige zermalmende Kinn, die untersetzte Statur mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeich=

neten Spätlinge richten sich dann stolz auf und legen die Arme über einander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Dies soll, man sagt es, die edelste Emanation der Kaiserherrschaft gewesen sein.

Das Genie ist von Natur nicht immer glücklich; deshalb erheirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleon's Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, die der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte von Holland, aber ohne Phrase, ohne Affectation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen und die blutigen Lorbeern durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Contrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, was vom Vicekönig von Italien ausging, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg sogleich auf Andere übertrug und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dies weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eigenen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannigfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik glänzende Beförderungen erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug

einige Zeit hindurch die brasilianische, eine andere ist Erbin des schwedischen und eine dritte Erbin des hechingischen Thrones. Werden die Coburgs nicht neidisch werden?

Was haben die Napoleoniden in Zukunft zu hoffen! Nichts.*) Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowol die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind erstickt; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern sein, denen sie es geben wollten. Hier giebt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich, aber die, welche die Despotie zerstückeln und Erben des Despotismus sein wollten, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das ganze unermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche ein so großes Ganzes theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Auch eine Huldigung des Weltgeistes ist es, welche die Geschichte dem Grabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken traurig zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und höchst wahrscheinlich nur wurmstichige Früchte getragen haben würde? Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des „Größten unserer Tage", wie man ihn nennt, ohne Flecken bliebe und die Geschichte über einen Mann nachdenken kann, der ohne Nachahmung starb.

---

*) Spätere Anmerkung. Die „Zukunft" war hier auf ein Jahrhundert verstanden.

Talleyrand.
1835.

Frau Grandt und der Monat Mai mögen besser wissen, wie oft Karl Moritz Talleyrand von Perigord falsch geschworen hat; die Geschichte sagt, daß er es sechsmal that. Die Geschichte ist aber eine Rivalin der Frau Grandt; sie liebt ihn und moralisirt nicht; Talleyrand war kein gewöhnlicher Ueberläufer. Talleyrand hinkte auf dem linken Fuße, er übereilte sich nie, er lief nicht, wie ein Flüchtling. Hat man sich je mit mehr Grazie in die Zeitumstände gefügt! Talleyrand machte keinen Lärm von seinen gebrochenen Schwüren, er ließ nicht die Trommel schlagen, wenn er das Lager der Parthei verließ, er ging ohne Anhang, ohne Commandostab, er ging, nur begleitet von einem Abbé Desrenaudes, der für ihn Studien machte, und vom Grafen d'Hauterive, der ihm seine Reden schrieb.

Talleyrand suchte die schroffen Contraste der Geschichte auszuglätten, er sprang in den neuen Sattel mit einem Witz und konnte das Blutvergießen nicht leiden. Mit einem Wort, ich finde, daß in Europa viel Sympathie für seine graziösen Meineide herrscht, und es ist nicht schwer, dafür Ursachen anzugeben.

Es giebt Leute, die diesen greisen Priester für einen verkappten Propheten ansehen. Man vergleicht ihn mit Sokrates, der außer seinem eigenen himmlischen Geist noch einen besondern in Diensten hatte, der ihm Rath, Warnung und die Zukunft zu erkennen gab. Talleyrand's Sehergeist wird bald ein Instinkt, bald eine Offenbarung genannt. Was davon zu halten sei, wissen wir nicht, wollen aber sein Leben zu Rathe ziehen.

Hatte Talleyrand eine eigene Maxime, seine Cocarde bald weiß, bald bunt zu färben? War sein Leben die Einflüsterung eines besondern Genius, der ihn zu seinem Liebling

gemacht hatte? Besaß Talleyrand eine unveränderliche Idee, eine pensée immuable, wie Louis Philipp?

Es war schon einige Jahre vor der constituirenden Versammlung, daß sich der junge Bischof von Autun in der besten und abwechselnd in der schlechtesten Gesellschaft von Paris sehen ließ. Er hatte damals nur Ein Geschäft: alle Welt davon zu überzeugen, daß er kein wahrer Priester sei. Seine Kehle, noch heiser von der Messe, die er im Stifte hatte singen müssen, sein Anstand, noch kämpfend mit dem Priesterrocke, der dem lahmen Fuße nachschleppte, ein zweiter Esau, der an seinen jüngern Bruder die Erstgeburt für die Linsengerichte des bischöflichen Convicts verkauft hatte, nahm er ein Betragen an, das aus Ehrgeiz, encyklopädischer Philosophie, Ausschweifungen zusammengesetzt war. Er unterließ nicht, dem Hofe aufzuwarten, und entwickelte dort allerlei falsche Tugend. Schon verstand es dieser Jüngling von Bischof vortrefflich, die Maske vorzunehmen, er war galant, blumenreich, etwas salbungsvoll, und in den meisten Fällen zog er vor, ganz zu schweigen. Man nannte dies erst Bescheidenheit, aber Talleyrand besann sich auf jenes feine Lächeln, das ihn auch später im auswärtigen Amte von London noch nicht verlassen hat. Von diesem Augenblicke an hielt man ihn für geistreich, später wurde sein Schweigen eine Autorität, man wettete, daß wenn er den Mund nur öffnen wollte, unfehlbar etwas Gescheidtes zu Tag kommen würde. Talleyrand genoß diesen Triumph des Schweigens, empfahl sich und eilte auf Mirabeau zu, der ihm schon lange zugewinkt hatte. Diese beiden legten ihre Arme ineinander, zogen die hohen Personen durch, schwärmten durch das Palais-royal und verbrachten die Nacht am Spieltisch in der Rue Quincampoix. Talleyrand und Mirabeau waren die besten Freunde. Dieser rühmte damals von jenem, daß er ein Mann sei, der Ideen besitze. Ich bin immer neugierig gewesen, was Talleyrand im Jahr 1786 eine Idee genannt hat. Welches mag die Philosophie gewesen sein, für die sich Talleyrand und Mirabeau unter Rosen und gemietheten Küssen aussprachen? Nur so viel weiß ich, immer fehlte es beiden an Geld; und Talleyrand's Hauptmaxime, das, was man seine Idee nennen könnte, war

in der Folge auch nur, sich davon so viel als möglich zu verschaffen.

Die Stände traten zusammen: der Bischof von Autun hatte sein Capitel zu vertreten. Es ist bekannt, was Talleyrand bei der Vereinigung mit dem dritten Stande, bei der Aufhebung der Privilegien, auf dem Marsfelde leistete, wo er die neue Verfassung Frankreichs dem Himmel durch eine Messe empfahl. Er hatte gut reformiren. Der Priester verfolgte ihn schreckhaft, er haßte seine Bestimmung und warf ein Vorrecht des Standes nach dem andern nieder. Durch alle seine Amendements und Abstimmungen glühte weniger der Enthusiasmus der Freiheit, als der des Hasses. Man konnte dabei seine Rechnung nicht besser machen. Indem er sich für die Ungerechtigkeit seiner Eltern, für die Vigilien, bei denen er als Chorknabe einschlief, für die Fasten und jenes Linsengericht des Esau rächte, erwarb er sich zugleich eine ansehnliche Popularität. Talleyrand wußte, welcher Monarch sich auf den Thron Frankreichs setzen würde; er überließ Marie Antoinette ihren Thränen und schloß mit den Königen der Straßen und Vorstädte eine Freundschaft, die sich belohnte. Philosophirte Talleyrand schon damals, so wußte er, daß man in den ersten Zeiten einer Aufregung nicht trotzig genug sein Haupt erheben kann, daß man in einem Gluthfieber von Illusionen leben muß, wenigstens eine Zeit lang. Er stiftete den Jakobinerclub, er führte, wie Mephistopheles bei Goethe, das Papiergeld ein, er drang in jeder Sitzung darauf, daß man das Silbergeräth der Kirche, diese fatalen Pfannen, die er im Chorrocke hatte tragen müssen, ohne Gnade verkaufte. Er wollte keinen andern Cultus als den der Nation.

Eines Tages besann sich der Mann. Seine Hände, fand er, waren doch zu zart für eine Popularität, die sich nicht wusch und keine Handschuhe trug. Die republikanische Tugend machte ihm Langeweile, seitdem sie ihm vorwarf, daß er in einer einzigen Nacht 30,000 Livres im Spiele gewann. Er sah sich im Spiegel und fand, daß die phrygische Mütze der Jakobiner seinen guten und tadellosen französischen Zügen schlecht stand; er stiftete den Club der Feuillans. Das

konnte schlimm enden. Talleyrand wurde überflügelt: die Ereignisse kamen schnell. Der Abfall Mirabeau's machte ihn wankend, das Postmeisterstück in Varennes und die Emigration verwirrte ihn, die Coalition des Auslands zwang ihn, die Lage Frankreichs zu combiniren; er hörte das Messer der Guillotine schleifen, der Bannfluch des Papstes, der ihn persönlich traf, weckte Todesgedanken, seine Popularität ging an Männer über, welche härtere Schwielen in der Hand hatten. Talleyrand haßte den Ungestüm, die Leidenschaft, die Grausamkeit. Er drängt sich zum Gesandten auf und kann mit guter Manier Paris verlassen, das ein unsicherer Boden ist. Er hätte es gethan, auch ohne Gesandter geworden zu sein.

So lange die Dinge gut standen in Frankreich, so lange nur erst Ludwig XVI. und noch nicht das halbe Frankreich geblutet hatte, spielte Talleyrand in London einen correcten Republikaner. Er hatte den Auftrag, die neue Ordnung der Dinge zu vertreten, und that es mit gleichem Wohlgefallen vor Engländern und Emigranten. Seine unbezweifelte feudale Herkunft machte seinen politischen Abandon erträglich, weniger seinen moralischen. Die Königin wandte dem ausschweifenden Priester den Rücken, ja seitdem der Convent Lust spürte nach seinem Kopf und ihn einmal über das andere freundschaftlich ersuchte, über den Canal zu kommen, verlor er die Haltung. Seine Mission ging zu Ende. Er verzweifelte noch nicht ganz, er rechnete auf Pitt, auf Pitt, der bei seinem Oheim, dem Erzbischof von Rheims, einst Fasanen aus den Forsten von Perigord gegessen hatte. Allein Pitt, so ein großer Staatsmann er war, litt doch an einem schwachen Gedächtnisse und wollte sich der Fasanen nicht erinnern. Talleyrand war zu stolz, sie zu erwähnen, und verließ England auf Pitt's Weisung. In der That, Talleyrand litt nie an einer eingewurzelten Idee; denn wie schwer sich London an ihm verbrach, so liebte er es doch unausgesetzt, und war sogar im Stande, die englische Verfassung das beste Princip zu nennen, wo es nämlich die Klugheit gebot, auf sogenannte Principien Werth zu legen.

Die Tage des Exils brachte Talleyrand in Nordamerika und in Hamburg zu. Die Hamburger werden sagen, daß er

bei ihnen lernen wollte, was wahre Freiheit sei. Ich glaube auch in der That nicht, daß er jenseits des Oceans, wohin er reiste, die weiße Cocarde aufsteckte. Was hätte er damit gewinnen wollen? Die Liebe einer reizenden Emigrantin, einer Lilie aus dem Geschlechte der Montmorency oder Levis? Bis dahin stieg die Leidenschaft des geächteten Priesters nicht, obschon er sich selbst die Indulgenz der Ehe gestattete. Er hatte andere Sympathieen; er liebte die gute Hausfrau, und es war nur zufällige Romantik, daß Frau Grandt, eine Philisterin, aus Ostindien stammte. Zur blendenden Schönheit dieser Dame gesellte sich eine muntere, prononcirte Einfalt: der arme Erbischof mußte seiner zärtlichen Neigung wegen viel leiden. Aber er setzte sich über den bösen Leumund hinweg und sehnte sich nicht nach dem Glück, das inzwischen Herr von Chateaubriand in den Urwäldern bei den Hasen- und Fuchs-Indianern empfand. Er war in Verzweiflung, daß ihn das Labyrinth der Langeweile, aus welchem ihn nur zuweilen der Faden vom Strickstrumpf der Frau Grandt rettete, nicht losließ. Er sehnte sich nach dem schönen Himmel von Frankreich und Navarra: die Guillotine war ja ermüdet: Talleyrand sah nichts mehr, was fürchterlich gewesen wäre. Er schrieb an den Convent, er schrieb im Tone des patriotischen Heimwehs, er weinte trotz einem Schweizer, betheuerte, daß er sich bei Franklin und Washington in seinen republikanischen Tugenden immer mehr vervollkommnet hätte, und verlangte die Zurücknahme seines Anklagedecrets. Der Bürger Talleyrand kehrte in der That zurück; Frau v. Stael und die „Coterie" jubelten, daß die neue Meinung, die doctrinaire, nun nicht mehr des Glanzes der alten guillotinirten oder emigrirten Herrschaft entbehren sollte.

Carnot verachtete Talleyrand, doch wußte dieser, welche Rolle er zu spielen hatte. Er besuchte die Clubs und die Salons. Sein Benehmen war ein Wechselspiel republikanischer Urtheile und royalistischer Manieren. Man bewunderte ihn; denn das Bedürfniß nach Ruhe und Anstand überwog. Das Directorium hatte sein Wohlgefallen an ihm. Nachdem Talleyrand durch die schwache ungesicherte Gegenwart zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben war, be-

gann er, an eine starke, vorhaltende Zukunft zu denken. Seine Augen fielen auf den jungen General Bonaparte, dessen Ehrgeiz eben so feurig war, als damals des Corsen Liebe zu Josephine Beauharnais. Talleyrand machte für beide den Unterhändler; dem Ehrgeize traute er Frankreich an die Hand. Er veranlaßte die italienischen Siege und die große ägyptische Pyramidenfahrt; er wußte, daß sich Frankreich zwar noch von keinem Herrscher, aber vom Ruhm würde regieren lassen, und gewann für seinen Günstling so viel Bundesgenossen, daß die hochverrätherischen Bajonnette des 18. Brümaire für eine Wohlthat angesehen wurden.

Bonaparte vergaß niemals die Dienste, welche ihm Talleyrand leistete, und konnte ihm verzeihen, selbst als er später nichts als bourbonistische Conspiration athmete. Er ließ ihm seinen auswärtigen Einfluß. Schon eine gewisse schwärmerische Sentimentalität, die für den Mann unseres Jahrhunderts so charakteristisch ist, fesselte ihn an Talleyrand, an diesen Schlaukopf, der auf Kosten der guten Meinung von seinem Verstande und auf die Gefahr hin, ausgelacht zu werden, den jungen General an das Directorium als — einen leidenschaftlichen Verehrer der Gesänge Ossian's empfohlen hatte. Ossian war es, der denn auch Talleyrand lange Zeit geschützt hat. Napoleon verzieh dem Minister, der sein Portefeuille benutzte, um sich den Cours der Papiere zinsbar zu machen; er verzieh ihm, daß er durch ihn der Mörder Enghien's geworden; er vergaß nicht, daß Talleyrand behauptet hatte, Napoleon läse zuweilen Ossian.

Es ist zu verwundern, daß Talleyrand die Sympathieen seines Herrn nicht gründlicher belauschte; denn Napoleon hatte noch mancherlei andere Eigenheiten. Napoleon liebte die Tugend; je älter er wurde und mächtiger, desto mehr zog er die guten Sitten den Gesängen Ossian's vor. Er glich darin allen besseren Usurpatoren, daß er sich zufriedener fühlte, wenn er auch die Tugend um sich hatte. Aber Talleyrand wurde Alles, Großkämmerer, Vicegroßwahlherr, nur nicht tugendhaft. Er war der Roué der Börse und des Spielhauses, er liebte noch immer ohne Plan, flüchtig, auswählend, ja er hatte keinen Anstoß daran, daß Frau Grandt noch nicht ein-

mal vor dem Altar mit ihm getraut war. Napoleon wollte von diesen lockern Banden nichts wissen, sondern drohte ihm mit seiner Ungnade, worauf sich Talleyrand murrend verheirathete. Ossian entfiel dem Gedächtnisse des Kaisers immer mehr: in den polnischen Wäldern dachte er gar nicht mehr an Fingal und die Barden und Talleyrand fiel in förmliche Ungnade.

Es war die zweite Periode seiner Unthätigkeit, die er mit Sarkasmen, Geldspeculationen und Verschwörungen hinbrachte. Er hatte den russischen Feldzug den Anfang des Endes genannt. So war er denn auch früh genug zur Hand, dem gefallenen Helden die Krone vom Haupte zu nehmen. Er gab sie den Bourbons. Er konnte das Degengeklirr der Napoleoniden nicht mehr hören und fürchtete die Epauletten, die auch um die Wiege des Kindes Reichsstadt würden gestanden haben. Talleyrand haßte den Krieg, weil seine Entscheidungen ohne Berechnung sind und nichts sicherer, nichts die Papiere der Börse beherrschender ist, als ein nicht ganz gefahrloser Friede, ein Friede mit etwas Besorgniß und viel Diplomatie. Talleyrand fing jetzt an, von Principien zu sprechen, und diese Principien waren für ihn die Bourbons. Er hatte diesen seit dem polnischen Feldzuge viel Dienste geleistet; er wollte ihnen nun auch die Mittel an die Hand geben, ihn dafür zu belohnen. Er bewies den Alliirten theoretisch und praktisch, wie nothwendig jetzt die weiße Cocarde wäre. Der Kaiser von Rußland ließ sich überreden, und dem Grafen von Provence wurde gehuldigt. Man muß gerecht sein gegen Talleyrand: die Restauration der Bourbons war seine glänzendste That. Er bot alle Mittel auf, um diesen precären Thron zu sichern, und die Ereignisse brachen so seltsam herein, daß er jetzt sogar im Stande war, einen vortrefflichen Patriotismus zu zeigen. Er verfiel mit Alexander, der die zweite Restauration haßte, er kämpfte für Frankreichs Unabhängigkeit, und gab den Bourbons so kühne Vortheile, daß Louis XVIII. selbst davor erschrak. Es war Talleyrand darum zu thun, die Bourbons populär zu machen; wodurch konnte es ihm besser gelingen, als durch die Opposition gegen die Fremden? Ja,

er scheute sich sogar nicht, von einer Waffenentscheidung zu sprechen. Louis zitterte vor guten Diensten dieser Art, Talleyrand's Muth ging zu weit, der Napoleonismus hatte ihn angesteckt, und die dritte Periode der Unthätigkeit brach an. Talleyrand gab seine Entlassung und fungirte am Hofe nur noch als Reichskämmerer.

Es verstrich ihm die Restauration unter Witzen, Titeleroberungen, Promenaden nach Valençay. Louis und Talleyrand überboten sich an feinen Bemerkungen; jener liebte das Madrigal, dieser das Wortspiel; jener das Impromptü, dieser den vorbereiteten Hieb; jener wollte geistreich, Talleyrand nur beißend sein. Louis hätte Talleyrand gern ganz aus Paris gehabt; wie oft sprach er zu ihm von den ländlichen Freuden, die man fern von Geschäften auf Valençay feiern könnte! Dann pflegte ihn Talleyrand nach — Gent zu fragen oder hinzuwerfen, welch schönes Wetter man am 20. März hatte, und der König mußte schweigen. Talleyrand war nicht unthätig in der Restauration. Er ließ sich oft in der Pairskammer sehen und las treffliche Discurse ab, welche die böse Nachrede fremden Federn zuschrieb. Talleyrand wußte, daß man in Zeiten der Ruhe ein Geschäft sich nie soll entgehen lassen, das, sich populär zu machen. Er arbeitete daran, ohne Anstrengung, ohne Ambition, und seine Reden gegen die Censur und den spanischen Krieg erwarben ihm gute, ehrliche Freunde aus der Mittelklasse, diese Braven, die Alles von der besten Seite ansehen.

Wir wagen nicht zu behaupten, daß Talleyrand zur Conspiration Orleans gehörte. Doch mußte er sich mit Louis Philipp begegnen, denn beide lieben England. Talleyrand wurde die Aegide der neuen Herrschaft. Er konnte sie am besten beim Auslande repräsentiren. Die alten Verbeugungen und Mienen waren allen Cabinetten bekannt, man lächelte und erkannte sich wieder. Talleyrand gab der neuen Herrschaft ein moralisches Gepräge, gleichsam die Beruhigung, daß diese nicht anders sein würde, als die frühere. Es waren dieselben Manieren, nichts hatte sich verändert. Talleyrand war gleichsam bestimmt, wie glattes Oel die anarchischen Wogen der Revolution zu beruhigen. Er machte die Revo-

lution von 1830 so gewöhnlich wie jede andere Staatsveränderung, er ließ sie, die da flog, erst gehen lernen, machte den Enthusiasmus bei Zeiten altklug, und wurde der pedantische Erzieher der jungen Franzosen des Julius, deren unkluge Streiche er sich bei den auswärtigen Mächten zu entschuldigen erbot. Es liegt die Selbstgefälligkeit des Alters in Talleyrand's letztem Auftreten. Es sind die Schwierigkeiten eines alten Geschäftsmannes, der einem jungen Aspiranten das alte Herkommen, die Formalitäten, als etwas Heiliges anvertraut. Talleyrand scheint die Diplomatie zum Selbstzweck machen zu wollen. Er liebt den Krieg jetzt noch weniger als früher; denn er ist alt, steinalt, der erste Kanonenschuß brächte ihn in Vergessenheit. Er ließ Polen untergehen, gab Italien hin; er hätte Belgien preisgegeben, wenn die Protokolle ihre Wirkung verfehlt hätten; er schuf die Hauspolitik Louis Philipp's, und er ist's, der die Devise trägt: Friede um jeden Preis! Talleyrand ist achtzig Jahre, seine Augenhöhlen werden immer dunkler, er sieht gespenstisch um die Wangenknochen aus, er geht gebückt und fällt immer mehr zusammen. Wie viel Frühlinge werden ihm die Lerchen in Valençay noch singen?

Was wollt ihr nun mit diesem Leben beweisen? Daß es ein Kunstwerk war? Eine Lüge? Ich glaube keines von beiden, und leugne, daß Talleyrand ein großer Mann war. Talleyrand erschuf sich seine Schicksale nicht selbst, er machte die Ereignisse nicht. Denkt euch andere Umstände, und immer werdet ihr wissen, was Talleyrand unter ihnen gewesen wäre. Louis XIV. hätte in ihm einen vortrefflichen Geschäftsmann gehabt, der auf Ambassaden durch seine Gewandtheit, und nebenbei in den Salons durch seinen Witz gesiegt hätte. Unter Louis XIII. wäre er nicht Mazarin gewesen; zwischen der Fronde und Ligue, zwischen Heute und Gestern, wäre er erdrückt worden. Er brauchte ein Terrain, das großartig genug war, um sowohl Parthei als die Flucht ergreifen zu können. Dies großartige Terrain aber überkam er, es war eine Erbschaft des Augenblicks an den Augenblick. Talleyrand war ein kluger Mann, er wußte es zu benutzen. Talleyrand's sechs Meineide wird man vielleicht verzeihlich finden

unter seinen Umständen; aber ein großer Charakter wäre nie in die Verlegenheit gerathen, sie schwören zu müssen.

Eine besondere Weltanschauung blickt aus den aufgezählten Schicksalen nicht hervor, wohl aber eine Reihe einzelner Maximen, die sich immer an ihrem Ort erproben konnten. Talleyrand philosophirte über die Begebenheiten, über die natürliche Schwäche des menschlichen Herzens, weniger über die Moral. Das Gewissen verwarf er nicht; doch galt es bei ihm nur — gewissermaßen. Er sog das Mark seiner Umgebungen aus, er absorbirte Entschlüsse, Interessen, Besorgnisse, selbst den Verstand der Außenwelt und verwandte Alles zu seinem Gewinn. Talleyrand nannte nicht Alles Betrug, was mit einer Nichteinlösung eines gegebenen Wortes endete. Er brachte die Absicht des Gegners in Anschlag, und wußte, daß ja Einer von des Andern Leben zehrt. Warum denn denen Wort halten, philosophirte er, die jeden Augenblick bereit sind, dich selbst zu betrügen? Die Ereignisse entschuldigten bei ihm Alles; nur das Eine glaubte er dem Himmel schuldig zu sein, daß er den Ereignissen nicht unterläge. Der Egoismus war seine Religion; er kreuzigte sich vor einer Tugend, die ihm hätte Schaden bringen können. Talleyrand hatte einige allgemeine Maximen, welche man sogar erhaben nennen könnte. So hütete er sich von zwei gebotenen Fällen den zu wählen, welcher den nächsten Vortheil brachte. Sah er, daß der Umweg mehr eintrug, so konnte er sogar großherzig sein, z. B. gegen die Errichtung einer Pairskammer zu stimmen, obschon sie ihm für den Augenblick eine köstliche Würde gebracht hätte. In solchen Augenblicken erhob sich seine Gestalt, seine Worte wurden edler, der Nimbus einer uneigennützigen Tugendliebe schien sich um sein Haupt zu verbreiten. Doch war er nicht ehrgeizig nach solchen Augenblicken. Er suchte sie nicht absichtlich und begnügte sich damit, seinen Zweck zu erreichen, selbst wenn man die gebrauchten Mittel nicht billigen konnte. Er erschrak vor dem Jesuitismus nicht, weder in der Moral noch in der Politik, aber ich wiederhole es, er that Alles ohne Princip, ohne System, ohne feste Maxime.

Eine feste Maxime hatte er, und die schloß alle übrigen ein; ich habe sie schon erwähnt, es war die, so viel Geld als möglich zu machen. Talleyrand's politische Laufbahn würde anders ausgefallen sein, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, sie mit Schulden anzufangen. Es scheint, als konnte man beim Anfange der Revolution manche artige Summe gewinnen, während das Glück des Spielhauses, das Talleyrand früher versuchte, doch immer ein trügerisches ist. Doch stürzte ihn sein Exil in große Verlegenheit. Er konnte nur mit geborgtem Gelde nach Paris zurückkehren und es gab Zeiten, wo er nicht die Miethkutsche bezahlen konnte, die ihn in das Hotel eines der Directoren bringen sollte. Im Consulat aber und während der Kaiserherrschaft häuften sich die Reichthümer. Napoleon war äußerst freigebig, war es selbst dann noch, wenn sich Talleyrand, der schlechteste Wirth, plötzlich wieder um ein gesammeltes Vermögen gebracht hatte. An der Börse machte der Minister das meiste Glück. Unklar sind die Geldmachinationen geblieben, die er mit dem Friedensfürsten von Spanien, Godoy, getrieben; doch scheint hinter ihnen ein sehr leichtes Gewissen zu stecken. Talleyrand war in der Lage, immer noch mehr zu brauchen. Oft mußte er sein Haus, seine Meubles, irgend ein Landgut verkaufen, ja es kam ihm gerade recht, daß ihm der Papst für sein Fürstenthum Benevent mehre Millionen zu geben erbötig war. Die Bourbons waren weniger freigebig; sie hatten nur Orden und feudale Titel zu verschenken. Talleyrand war gezwungen, sich immer und immer an der Börse zu entschädigen. Diese war noch bis auf seinen letzten Tag seine rechte Hand, die Hand, welche zahlte. Die Politik diente seinem Interesse; um den Tagespreis gewiß zu haben, würfelte er den Völkern ihre Schicksale. Talleyrand würde vielleicht nicht so oft Wort und Schwur gewechselt haben, wenn er mehr Geld gehabt hätte. Wenn er sagte: es ist ein Unglück, daß man leben muß! so sollte dies heißen: es ist ein Unglück, daß man die Tugend nicht lieben kann!

Man ist gern geneigt, Talleyrand ein unveränderliches Princip für die französische Politik unterzuschieben, das gleichsam das Fundament aller seiner Unternehmungen geworden

wäre. Ich meine die Allianz mit England. Doch ist diese Idee nicht so alt. Sie fing erst nach der zweiten Restauration an. Als republikanischer und kaiserlicher Minister kam er schwerlich in Versuchung, sie anwenden zu wollen. Der Haß jenseits des Canals gegen die Franzosen schien unauslöschlich. England fürchtete die Vermehrung seiner Schuld nicht, um sich diesem Hasse blindlings hinzugeben. Doch ist es wahr, daß Talleyrand früh die geheimen Springfedern kennen lernte, welche die britische Politik in Bewegung setzen. Er verstand die Zusammensetzung des Parlaments und den hohen Werth, welchen man auf einzelne hervorragende Familien des Landes zu legen hat. Sein feiner Takt ließ ihn früher schon die Wichtigkeit erkennen, welche die Familie, welcher Wellington angehört, für England haben würde. Er machte Napoleon schon zu guter Zeit darauf aufmerksam, daß man sich durch eine Huldigung, diesem Geschlechte dargebracht, der britischen Politik in etwas bemeistern könnte. Was Napoleon damals ausschlug, nahm Talleyrand nach der Schlacht bei Waterloo wieder auf. Er benutzte die Zusammensetzung der heiligen Allianz, schied die Elemente, welche eine natürliche Sympathie für Frankreich haben konnten, sehr bald von denen, welche in jedem Stücke fremdartig blieben, bediente sich Englands als eines Schildes gegen Rußland, eine Politik, die leider Frankreich noch zu schwach war auszuhalten. Talleyrand verspielte die Gunst Louis', den persönliche Eifersucht gegen England reizte, und regte den Zorn Alexander's auf, der ihn denn auch stürzte.

Nach der Julirevolution nahm Talleyrand seine Politik da wieder auf, wo er sie vor fünfzehn Jahren hatte stehen lassen müssen. Er bemühte sich, jede sich verwickelnde Frage in Englands Interesse zu ziehen und auf fast indirectem Wege dort den Nutzen der französischen Allianz nachzuweisen. In der That, man sollte glauben, Talleyrand sei in London kein Gesandter, sondern englischer Minister gewesen. Indem er Frankreich scheinbar bei Seite läßt, zwingt er England, zu alledem, was das Pariser Cabinet thun zu müssen glauben dürfte, entweder beizustimmen oder die gleiche Verantwortlichkeit zu tragen oder gar die Initiative zu übernehmen. Eng=

land, das da zögerte, sich über Polen zu erklären, zwang er dazu durch geheime auf das Parlament angewandte Mittel; Belgien machte er zu einer englischen Frage, indem er die Wahl des Herzogs von Coburg betrieb; in Sachen des Orients schürt er den englischen Ehrgeiz und zwingt das Ministerium, mit Noten und Demonstrationen vor die Fronte zu treten. Talleyrand will, daß sich Frankreichs auswärtige Politik nur darauf beschränken soll, die englische zu unterzeichnen, wie denn auch der Herzog von Broglie zurücktreten mußte, der es 1834 versuchte, auf eigene Verantwortung in sein Ministerium etwas Selbstständigkeit und Ehre zu bringen.

Die Quadrupelallianz soll durch einen coup de main in Madrid entstanden sein und das lange Anstehen ihrer öffentlichen Bekanntmachung scheint diesen Ursprung glaublich zu machen. Bei alledem müssen sich die Dinge anders verhalten, denn die Lage der Pyrenäischen Halbinsel war keine solche, die erst über Nacht entstand; sie ließ sich lange vorhersehen und die Diplomatie mußte auf das Kommende gefaßt sein. Das Interventionsrecht lag dieser Allianz zum Grunde. Und dies scheint das Tageslicht gescheut zu haben. Es nahm, um sich besser verantworten zu lassen, den Deckmantel einer Intrigue vor, da es doch im Grunde nichts Anderes war, als eine schon in London getroffene Verabredung.

Wir können diese Darstellung nicht verlassen, ohne noch zum Schluß die Frage aufzuwerfen, ob sich Talleyrand noch im Bereich der Territorial- und Gleichgewichtsinteressenpolitik bewegt oder ob er es anerkannt hat, daß sich die völkerrechtlichen Beziehungen immer mehr auf Trutz und Schutz für die beiden Systeme des Stillstandes oder der Bewegung herausstellen? Wir bezweifeln das letztere. Talleyrand ist nicht gewohnt, in der französischen Revolution ein Princip zu sehen; sie ist ihm nichts als eine Katastrophe. Talleyrand's erstes Geschäft war, der Revolution von 1830 das Außerordentliche zu nehmen. Die große Umwälzung, die sich aus ihr für Frankreichs auswärtige Politik hätte ergeben müssen, hielt er im Beginne auf und zwang sie, in das Geleis des alten betrügerischen Herkommens zurückzukehren. Aus der Völkerfreiheit machte er Fragen des Gebiets und des Gleichgewichts,

wie Belgien zur Genüge beweist. Er betrieb die Verwicklungen des Orients mit Vorliebe, weil diese eine Frage der Suprematie sind, eines alten Begriffes, dem die Völker nicht mehr aufgeopfert sein wollen, und weil ihm nichts passender erscheint, um Oesterreich von der nordischen Allianz abzuziehen. Talleyrand würde im Sinne der alten „Balance" sein Meisterstück erreichen, wenn er Oesterreich vermögen könnte, wieder seiner alten englischen Politik nachzugeben. Talleyrand arbeitete da an etwas Unmöglichem. Die feinste Combination der Diplomatie zerstört in unserm Zeitalter ein Augenblick. Unsere jetzige Periode der Legationssecretäre kann nicht mehr lange dauern. Frankreich beklagt nicht mit Unrecht, daß Talleyrand sein Vaterland an England verrieth. Denn welchen Vortheil zog es bis jetzt aus seiner Politik? Es hat Ehrgefühl genug, „den Frieden um jeden Preis" keinen Vortheil zu nennen. Talleyrand's Politik war leeres Würfelspiel. Er spielt mit den Mächten, wer die meisten Augen hat; aber er hätte ihnen zeigen sollen, wer die meisten Arme hat. Talleyrand war zum ersten Mal genügsam geworden. Er spielte nicht, um zu gewinnen, sondern um den Einsatz wieder zu haben, mit dem er die zweite Parthie wagt. Der alte Mann wollte das Heft nicht aus den Händen lassen, selbst wenn er damit nur in die Luft focht. Seine Gegner verstanden ihre Sache und ihre Zeit besser; wer könnte leugnen, daß sich die nordische Allianz auf einem realen Boden befindet? Sie steuert sicher ihrem Ziele zu, sie hat ihre Kanonen, ihre Kosacken, ihre Principien, ihre Tendenz. Talleyrand hatte mehr Gewandtheit; aber nur ein Augenblick ist es, wo der Witzige dem Starken überlegen ist. Talleyrand hatte kein Ziel, denn Frankreichs Sache verstand er nicht: er war nicht Repräsentant der Revolution, sondern nur der Personen, welche zufällig in sie verwickelt sind. So war er nur angethan, dem eigenen Lande durch kleine Siege eine große Niederlage vorzubereiten.

Nachdem Talleyrand, wie man behauptet, fromm gestorben ist, setzt Louis Philipp selbst dessen Politik fort.

Martinez de la Rosa,

Dichter und Staatsmann.

1835.

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in dem spanischen Minister Don Francisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theatercostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Costüm entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollten. Ein Anzug der Art, wie ihn der Geistesverwandte König Ludwig's von Bayern vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem peruanischen Falbala, kostete mehrere tausend Franken; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Constitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präcedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen.

Man kann nicht leugnen, daß sich Martinez de lä Rosa eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, die gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblick nur auf Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hieher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Saul's. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leier, der kleine Held, und verstand im Palaste wie in den Höhlen der Gebirge so den

Dichter mit dem Premierminister zu vereinigen, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen"! Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wol gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, zuweilen den Tod. Der poetische Minister Saul's durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, das bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenössischer Dichter einen Tag und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies eben hat unsere Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was doch der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn sein und auch einen Minister trösten kann nach den sauern Stunden, welche ihn eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Deficit kostet. Warum soll dem ersten Staatsmann die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll einer Excellenz überhaupt der Himmel verschlossen sein? Die grausamen Franzosen! Sie machten Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens zeichnen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen.

Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir entfiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiel seinen Ball in die Trümmer der Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, die an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers die schönsten Freuden des Paradieses knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist schon verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karl's V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Vivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen spielten. Er wurde älter und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karl's V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs, an dem Grabmale Ferdinand's und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurden. Hier konnte sich frühe die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was bereits da war.

Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karl's III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Auf-

klärung, vom philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannigfach berührt hatte, Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete und, genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis derselbe in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretung von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrungen Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen.

Die Cortes von 1808 traten zusammen und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doctrinairs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißcredit gebracht; es gab keine andere Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersteht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredtsamkeit, ein Talent, das in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwangen.

Die Restauration Ferdinand's machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in

ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns gerade entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porlier's und Lascy's Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu conspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Combinationen ab und dichtete seinen Morayma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granadas, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Partheien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft; hier Intrigue und Verleumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach, und weil er zwischen beiden Partheien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auflieſt; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Dramas ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt auch da, wo sie zum Siege seiner Parthei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse.

Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war und daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor und gleich die erste Sitzung machte

ihn zum Secretär einer Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessitzungen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem „Göttlichen", wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgebe und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln zu nehmen gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer spätern Sitzung der Procuratoren ein zu frühes Geschenk waren! Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannigfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononcirte politische Nüance allmälig aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Clubs gerichtet, und als am 4. September 1820 diese Frage auf's Neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen"; ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doctrinaire Pedantismus, der seine spätern Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch schon damals: Martinez distinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf den Satz zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulär, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz

Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichtsdestoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange selbst ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Rolle gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Congreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinand's conspirirte, in Valencia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Clubs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrection der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Directorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls unter den Maßregeln, um die spanische Freiheit zu retten, die verfehlteste. Wenn er die Demokratie kurz beim Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaction in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Clubs, die Communeros donnerten, die Cortes machten die Beschlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einver-

ständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben: ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porlier's Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen und auf das Cabinet der Tuilerieen, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte mit dem französischen Gesandten in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja, als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde hätte nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleichkamen. Dies ist der einzige energische Act während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb.

Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß, daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es

war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerikas, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr, die siegtrunkene Parthei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte Anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage und Martinez zog es vor, sich allmälig ganz vom Schauplatze des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum zweiten Male restaurirt. Die französischen Bajonette setzten Ferdinand in plein pouvoir. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, wobei man politische Leiden am leichtesten vergessen lernt. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Conspirationen aus, dichtete und sammelte seine Schriften, die mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch voller Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Als er die Witwe des Padila schrieb, den Morayma und Edipo, war er ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflectiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, Alles bis auf den fünften Act zu verschieben, der so vieler Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen

über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht ferner eine Verletzung aller Regeln darin, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt denn auch gegen Shakespeare die Vorwürfe, die vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez' poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Classiker konnte ihm nicht fremd bleiben und seine spätern Producte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend wurde. Victor Hugo wurde ein Beispiel. Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbern des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird nie mit sich zufrieden werden und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser. Er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich, bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern brechen ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter später als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Act mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte und ihn öffentlich einer

geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezichtigte. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen.

Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte hinweg. Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das salische Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlung billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten compromittirt waren, durften es in der Hoffnung auf allgemeine Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte und vor ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Frieden zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Complotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijo's Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez' Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie erfreute sich an den duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik überging. Es bildete sich allmälig ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt sein. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglücken könnte, und soll — das Schicksal naht

rasch — bald das Testament Ferdinand's vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde Alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr gestanden hätte. Marie Christine ist durch ihn beinahe schöne Seele geworden. Er liest ihr die Decrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um Alles ein phantastisches Kleid, macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe der Garderobiers und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben; ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dies ist das enge Bündniß, das die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat.

Inzwischen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche vom Schiffbruch Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer. Sein eigener Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Constitution, das Estatuto real, ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, das Ludwig Philipp anbot, das Juste Milieu, abwies. Allein der gute Wille hat im Staatscredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war

keine Garantie für ein so mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien sogleich einen Namen, jede Parthei kann die andere mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer malen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, nichts ist vergessen. Die Männer des „Ringes", die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden brauchte, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt und allgemein wurde das Martinez'sche Ministerium doctrinair genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez würde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; Toreno ist Martinez' alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs.

Wir sind am Ende unserer Darstellung, da der folgende und noch gegenwärtige Kampf der Partheien in Spanien außer ihren Grenzen liegt. Martinez hat Madrid verlassen müssen und ist wiedergekehrt, ist wieder gegangen und wieder eingesetzt worden. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Declamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinction gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben und auf Dinge Werth zu legen, welche die Untersuchung nicht weiter bringen. Aber was ihn wahrscheinlich doch auch in Zukunft wieder stürzen wird, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Discurse. Ich glaube; er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig

als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für Alles sogleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Convent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die spanische Kammer nicht selbst so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so viel Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus solcher Minister längst durchgefallen sein. Spanien bedarf mehr der Ordnung als der Freiheit. Es ist ein unglückliches Land und bietet Stoffe zu größeren Tragödien, als Martinez gedichtet hat.

Chateaubriand.

1835.

Wenn man sich Talleyrand zu allen Zeiten nur wie Harpokrates, alt wie die Wintersonne, denken kann, Martinez de la Rosa in mittleren Jahren, mit bürgerlichem Embonpoint, gesetzten Zügen und einen goldenen Ring am zarten, poetischen Schreibfinger, so giebt es für Franz August Vicomte von Chateaubriand keine andere Vorstellung, als die des ewigen Jünglings.

Ihr werdet von wenig Menschen wissen, die mit so viel Jugend ihr Alter angetreten haben. Chateaubriand, der letzte Kreuzfahrer, hat die unverwüstliche Physiognomie der Naivetät, die er mit in's Grab nehmen wird. Er blieb sich immer gleich, ein schüchterner junger Mann, der vom Lande kommt, froh am Geringfügigen, überrascht von Allem, ohne Voraus=

sicht, wie ein Kind; aber auch ungeduldig, zornig, ungerecht wie ein Kind.

Chateaubriand ist ein Greis geworden, ohne Mann gewesen zu sein. Gewohnt, nur in unbegründeten Hoffnungen zu leben, nahm er seine Erfahrung für eine feindselige Macht, die ihn überall enttäuschte. Alles, was ihm geschah, hielt er für Vorbereitung und rechnete, daß immer noch eine Zeit kommen könnte, wo sein Geschick von seiner Vergangenheit Vortheil ziehen würde. Darüber ist er alt geworden, seine Jugend hat bis an sein Grab gedauert.

Könnte dies die Erfahrung eines reifen Charakters gewesen sein, so müßte seine Verzweiflung tragisch und des tiefsten Mitleids würdig werden; doch Chateaubriand fühlt diesen Widerspruch nicht. Es giebt Nichts, wofür er Alles hingegeben hätte. Er lebte ohne Plan. Er hatte das sonderbare Schicksal, immer zu spät zu kommen. Er hat viel verloren, ohne je etwas besessen zu haben. Er ist oft gefallen, ohne daß er je aufrecht stand. Man vergaß ihn immer, ohne daß man je recht an ihn dachte.

Das ist es: Chateaubriand erwartete nichts. Man versprach ihm nichts, man schmeichelte ihm mit keiner Hoffnung. Es ist niemals jemand mit so wenig Opfern unglücklich gewesen. Wenn er fiel, so that er sich selbst am wenigsten wehe. Chateaubriand *will* ein Märtyrer sein. Er will neben den Opfern Diocletian's und den elftausend Jungfrauen genannt sein. Das ist ein Scherz: aber lacht darüber nicht! Es ist ihm darum zu thun, er hat es heilig damit.

Was bliebe dem sonderbaren Greise noch zum Troste übrig? Nennt ihn also Märtyrer, wenn er auch für niemanden untergegangen ist, als für sich selbst!

Wir haben Goethe gehabt; wir wissen, was historischer Indifferentismus ist. Männer von den größten Geisteskräften matteten sich an kleinen Verhältnissen, an geräuschlosen Zeiten ab. Stürmische, gefahrvolle Epochen warfen die Mittelmäßigen in die Höhe und da, wo die Stärksten hätten stehen sollen, sahen wir Cretins. Männer von Genie sind vor großen Ereignissen geflohen. Das Erhabene ist vielfach ver-

kannt worden und nicht selten von denen, die ihm am verwandtesten waren.

Chateaubriand war kein Genie; wir müssen eine Stufe niedriger steigen. Chateaubriand erhielt von der Natur eine Stellung, wo ihn der Zug der Begebenheiten fortreißen mußte. Er war ein junger Mensch, ohne viel Muth, verzärtelt, eigensinnig. Da er sich steifte, faßte ihn der Wirbelwind unserer großen Zeitgeschichte und warf ihn aus dem Strome, in dem er schwimmen wollte, hinaus.

Chateaubriand war nun gar nichts mehr, nicht einmal prädestinirt; er hätte können Kaufmann werden oder ein Gelehrter, so wenig bedurfte seiner die Zeit. Aber seine Geburt, seine Verwandten, sein Mangel an Geld brachten ihn immer wieder in die Strömung der Begebenheiten zurück, in die er nicht gehörte. Die wichtigsten Dinge, Ereignisse, welche niemals wiederkehren werden, wurden eine gewöhnliche Mitgift für ihn, gleichgültiger als die Hasen, die er in seinem Tornister vor Thionville trug. Für den jungen blonden Menschen war die Zeit eine Familiengeschichte geworden, in welcher seine Vettern und Großoheime die Hauptrolle spielten; mit einem Wort, Chateaubriand war von der Natur zu nichts Außerordentlichem bestimmt.

Er sah auch lange ein, wie gut es die Natur mit ihm meinte, er beeilte sich nicht, sie zu beschämen, ja er würde sie auch nie überflügelt haben, wenn ihm der Zufall nicht einen Gedanken an die Hand gegeben hätte, der mit seiner ganzen schreckhaften Einseitigkeit das Leben des Vicomte revolutionirte.

Es ist unerwiesen, wer ihm den ersten Anstoß zum prononcirten Christenthum gegeben hat, die Wälder Amerikas, die Erinnerungen Pascal's oder eine Wiederholung jenes Blitzstrahls, der einst auf dem Wege von Jerusalem nach Damaskus ein so großes Wunder bewirkte?

Ich zweifle an allen diesen Erklärungen und begnüge mich mit des Vicomte alter Mutter, die ihren Sohn in London zur Vermahnung zog, ihm das Gottlose seiner Schrift über die Revolution vorwarf, ihn an die Kapelle von St. Malo und das vergoldete Gesangbuch, welches sie auf der

Flucht dort hatte liegen lassen, erinnerte und damit eine Präcision der Tendenz in ihren Sohn legte, die ihn Anfangs selbst überraschen mochte.

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee. Es war ein muthiges kleines Steckenpferd, bunt bemalt, das er bestieg. Er galoppirte damit über Meere und ferne Länderzonen, klatschte mit der Peitsche, pfiff, führte das Thierchen an die Krippe von Bethlehem, tränkte es im Jordan und hörte noch nicht auf zu courbettiren, als er schon in die Salons von Paris zurückgekehrt war.

Nach Voltaire konnte ein Kind, wie Chateaubriand, nur der Don Quixote des Christenthums werden. Er brachte nichts Neues an die alte Lehre an, als den Schmelz seiner Sprache. Das war Alles wenig genug für eine Zeit, zu der man im Posaunentone des Weltgerichts hätte sprechen müssen, wenn man aus einer Sache, die in Frankreich wieder Mode werden konnte, heiligen Ernst hätte machen wollen.

Ja, in der That, Chateaubriand hatte das Unglück, in die Mode zu kommen; man interessirte sich für ihn etwas mehr, als für Abel Remusat, der die indischen Romane aufbrachte. Chateaubriand kam in Begebenheiten, die er nicht verstand; er verwechselte das Christenthum mit sich selbst, hielt sich für unfehlbar und beging so viel Thorheiten, daß man ihn schnell bei Seite schob.

Jetzt aber saß der edle Vicomte einmal mitten drinnen in den Geschäften; die Weltgeschichte war bis an sein Antichambre gekommen, er hatte sich in acht Tagen, wo man kaum die Flöte blasen lernt, auf die Höhe der Zeit gestellt; es kann nirgends so verworren aussehen, als in Chateaubriand's Kopf und in seinem Portefeuille, das ihm die Bourbons anvertrauten. Ich zweifle, ob dieser Spätling der Croisaden sich selbst nach seinen neuesten Unfällen schon in der Zeit zurechtgefunden hat. Fordere er keine neue Collision heraus; sie würde ihn unfehlbar in Versuchung führen. Chateaubriand hat kein Geschick für die Geschichte. Goethe wollte seine Zeit nicht verstehen; Chateaubriand verstand sie wirklich nicht.

Die Freunde des edeln Vicomte übertrieben; unter Andern

neulich der oft kindische Plauderer Jules Janin, der eine Parallele zwischen ihm und Talleyrand zieht. Sie möchten, wie sie sich ausdrücken, ein Epos der Ueberzeugung aus ihm machen, während er doch in diesem Falle nichts ist, als eine Tragikomödie derselben, ein Roman, zusammengesetzt aus Thränen und Gelächter.

Wo ist hier der heilige Schauer, der um das Unglück eines großen Mannes weht? Wo sind die Schlangen, die der junge Herkules schon in seiner Wiege erdrückte? Welche greise Seherin hat die Hand auf sein Haupt gelegt und in ihm den künftigen Propheten gesegnet? Wie schwer wiegen wol die Schilde, die er aus seinen ersten Kämpfen mit der Welt heimbrachte?

Dieser Maßstab paßt hier nicht; Chateaubriand kommt erst nach seinem dreißigsten Jahre zu einer Idee, zu einer Idee, die er unter dem Sattel des Pegasus mürbe reitet, mit der er auf Reisen geht, die er apportiren lehrt, zu einer Idee, die, so vorgetragen, wie sie von ihm wurde, bald eine Chimäre war.

Wenn ihr wollt, Chateaubriand ist auch unglücklich gewesen. Aber ihr wißt, daß im Schmerz eine Wollust liegt. Chateaubriand, diese romantische Ruine, liebte es, zu leiden. Der Dichter braucht für sein Leben eine poetische Staffage und die eines erträglichen Unglücks pflegt ihm die liebste zu sein. Chateaubriand ist nicht einmal ein solcher Märtyrer wie Lafitte; denn ist er zwar so arm wie dieser, so war er auch niemals so reich wie Lafitte. Er stürzte von keinen Höhen herunter; die, auf welchen er eine Zeitlang stand, hatte er im Traume bestiegen; wann hatte der kleine Cadett, der vor der Revolution floh, daran gedacht, Minister zu werden?

Glaubt mir, Chateaubriand hüllte sich gern in die Schatten der Melancholie; verbannte er sich doch selbst aus Frankreich, als die Bourbons nach Holyrood zogen, und kehrte, ungeachtet der ewigen Zeiten, auf die er Frankreich in Trauer werfen wollte, wieder zurück, weil es keine Kleinigkeit ist, sich selbst zu schneiden und dann nicht einmal von Andern bedauert zu werden.

Unternehmen wir es, einige Epochen in Chateaubriand's Leben aufzufrischen.

Der edle Vicomte kam nach Paris, wie in der guten alten Zeit ein junger Mann nach Paris kam — noch warm von dem mütterlichen Schooße, in dem er daheim gesessen, voll guter Lehren, hoffend, mit dem gereinigten Horaz und Ovid die Welt erobern zu können, das Ohr noch klingend von den Reden Bossuet's, welche den Styl und die guten Sitten bildeten, mit etwas Mathematik, Lustigkeit und der Aussicht, in seiner Lieutenantsstelle bei der Garde vom Hofe bald entdeckt, hervorgezogen, geliebkost zu werden.

Noch hat Chateaubriand keine Idee. Er läuft durch die Straßen von Paris, schließt Freundschaften, begleitet den König auf die Jagd, wobei er so glücklich war, daß Ludwig XVI. einige Worte sprach gerade in der Richtung, als hätte er sie ihm sagen wollen.

Malesherbes war der Oheim des jungen Mannes, der den Präsidenten zuweilen besuchte und in das Getriebe des Staates blickte, das ihm zu verstehen schwer wurde. Eines Tages trat der gute alte Herr in seinem kastanienbraunen Rock mit den großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, das Busentuch mit Taback bestreut, die Stutzperrücke schlecht gekämmt und schief gesetzt, in die Wohnung des jungen Gardisten au quatrième, sprach von Staatsverhältnissen, Revolution und böhmischen Dörfern und gab dem Neffen, er war damals fünfundzwanzig Jahre, den Rath, den kochenden Vesuv der Hauptstadt zu verlassen und ein gewisses Messer zu vermeiden, das für den alten guten Präsidenten und Rosenliebhaber schon geschliffen war.

Chateaubriand erschrak und Malesherbes examinirte den jungen Lieutenant, der eben Capitain geworden war, in der Geographie, in den Elementen des Euklid, kurz, sie vereinigten sich darüber, daß es kein Spaß wäre, wenn Einer den Weg entdeckte, welcher vom arktischen Amerika aus nach Asien führte.

Chateaubriand, der eben in's Faubourg St. Germain wollte, um dem altfranzösischen Blute seine Epauletts zu zeigen,

der gestern noch Freude daran fand, seinen Pudel abzurichten, sprang plötzlich in eine neue Sphäre über; er umarmte seinen alten Oheim, den er für die Guillotine zurückließ, Thränen der Freude erstickten den Ausruf: Die nordwestliche Durchfahrt! Die nordwestliche Durchfahrt!

Jetzt hatte Chateaubriand eine Idee, wenigstens einen Schatten davon. Er verließ das knirschende, murmelnde, bleiche Frankreich und schiffte sich nach Amerika ein. Er wollte ganz allein, im Frack, in Nankinghosen, auf einem Spaziergange die nordwestliche Durchfahrt suchen, er überlegt, er sucht auf der Karte, er orientirt sich.

Chateaubriand ist in Amerika, das sich von seiner errungenen Unabhängigkeit erholt, in Amerika, das sich nach der Schlacht den Hals lüftet, den Rock abwirft, bürgerlich eine Pfeife anzündet und in Hemdärmeln den jungen Vicomte bei sich vorüberpilgern sieht. Haltet ihn nicht auf; er sucht mehr als ihr; er sucht die nordwestliche Durchfahrt; er macht eine Nordpolexpedition, ganz allein zu Fuß, auf eigene Kosten und auf eigenen Ruhm. Fragt ihn nicht nach Frankreich; er weiß nichts von Frankreich; er weiß nur, was ihm sein Oheim gesagt hat, daß es besser sei, die nordwestliche Durchfahrt zu suchen, als in Paris die Ereignisse abzuwarten.

Chateaubriand befährt den Hudson, er sieht den Niagara stürzen. Fürchtet nicht, daß ihn der Donner des Falles etwas vergessen machen wird; denn noch hat er nichts gelernt! Er besucht die Indianer, sie sollen ihm Auskunft geben über die nordwestliche Durchfahrt. Die Indianer lieben ihn, sie lassen ihn die Pfeife der Freundschaft rauchen, er trinkt ihren Meth und bewundert ihre Tänze. Chateaubriand fühlt sich heimisch im Urwalde, er belauscht das Krokodil, das am Hudson schläft, er wiederholt die Jagden von Versailles, schießt Hasen und Füchse, er vergißt die nordwestliche Durchfahrt und siedelt sich in den Schauern der ersten Schöpfung an.

Dies währte einige Zeit, bis ihm der Zufall eine zerrissene englische Zeitung brachte. Er las hier von der Flucht nach Varennes, und leider brach das zerrissene Stück da ab, wo das Interessanteste kommen sollte. Die Neugier, vielleicht auch die Stimme der Ehre, trieben ihn an, wieder das Vater=

land aufzusuchen. Er sagte den Urwäldern, den schlummernden Krokodilen, den Atalas und Chaktas, allen den gefühlvollen, nach den Grundsätzen der Frau von Genlis erzogenen Indianern Lebewohl und schiffte sich nach der Heimath ein.

Ach! er traf Paris in einer beklagenswerthen Verfassung! Was gab es hier nicht Alles zu thun für einen jungen Mann! Chateaubriand versprach, Hand an's Werk zu legen, aber er mußte sich erst verheirathen. Dabei war er gerade nur so lange sicher in Paris, als er brauchte, um den Schäfer zu spielen. Dann floh er nach Brüssel zu den Emigranten, zur confédération noble et irrésistible, die sich in ihren Proclamationen selbst den noch „gesunden Theil der Nation" nannte.

Chateaubriand war aber im Gegentheil fortwährend krank; er fristete elend ein kaum mehr hörbares Leben, ermannte sich eine Zeitlang, schoß bei der Belagerung von Thionville einigemal seine Flinte ab, kochte vortreffliche Suppen für seine Kameraden, Suppen à la sauvage, Suppen à la Hudson, Suppen à l'Atala, ward geliebt und geherzt von ihnen und zuletzt verwundet, von einem brennenden Balken, nicht von einem Schusse.

Unter bemitleidenswerthen Umständen kam Chateaubriand nach England. Er brachte hier den in Belgien gefaßten Entschluß zur Schriftstellerei nothgedrungen in Ausführung. Er schrieb über die Revolution, und das freier, als man von einem Emigranten erwarten durfte, freier, als er es selbst später billigte. Sein Princip, das Christenthum, stellte sich immer mehr heraus. Er brachte den Genius desselben schon vollendet über den Canal, als er gegen Ende des Jahrhunderts, die göttliche Sendung Napoleon's, wie er dessen Consulat benannte, benutzend, nach Frankreich zurückkehrte.

Wenn Napoleon wählen sollte, so sah er von zweifelhaften Geistern*) Chateaubriand doch noch lieber, als Frau von Staël. Diese neckte ihn mit den Erinnerungen der Revolution, mit der Ideologie und mit ihrem Witz; Chateaubriand war eben so unverbesserlich, aber er nützte den Plänen

*) „Problematische Naturen" würde man jetzt sagen.

des Consuls durch seinen religiösen Enthusiasmus. Napoleon, der mit dem Papste wahrlich Wichtiges zu verhandeln hatte, wollte „die römisch-katholischen Götter" in Frankreich wieder einführen, er sah es gern, daß sich die Poesie mit dem Beichtstuhl vermählte. Chateaubriand's Poesie war auch ganz dazu angethan, Napoleon zu ergreifen, er mußte in dem Vicomte einen christlichen Talma, den Himmel selbst im Kothurn wiedererkennen. Er belohnte Chateaubriand für diesen angenehmen Dienst und schickte ihn als Legationssecretär zu seinem Oheim, dem Cardinal Fesch in Rom.

Chateaubriand nichts als ein Legationssecretär! Beauftragt, die Pässe der Fremden zu visiren, Depeschen zu entwerfen, zu versiegeln! Chateaubriand wollte nur Rom gesehen haben; dann war er wieder in Paris. Er wurde Gesandter eines kleinen Kantons in der Schweiz. Welche Erniedrigung! Er wollte nur die Schweiz gesehen haben, er ging und kam in wenig Zeit wieder zurück.

Da fiel Enghien in Vincennes; Chateaubriand entsetzte sich, faßte einen Entschluß und pilgerte gleichsam mit Dornenstab und Muschelhut nach dem heiligen Lande. Es war der vorletzte Kreuzzug um „Gotteswillen"; die Ehre des letzten ließ er im Jahre 1823 dem Herzog von Angoulème, als dieser — nach Spanien zog.

Man weiß, was Chateaubriand von Palästina mitbrachte — Taufwasser vom Jordan, das später in dem Wochenbette der Herzogin von Berry eine so große Rolle spielte, seine Märtyrer und eine Stelle im Institut.

Die Märtyrer sind der Culminationspunkt der Autorschaft Chateaubriand's. Hier kommen alle seine alten Phantasieen, die Träume aus der Wildniß noch einmal wieder, und die Kirchen- und Ketzergeschichte, die Erinnerungen des Alterthums nebst den pittoresken Resultaten seiner Reise haben sich zu ihnen noch hinzugesellt. Noch nie ist zu einem erhabnen Zwecke eine solche Mischung aller Geschmacksarten und poetischen Interessen vorgekommen. Die Mythologie aller Völker, die alte Literatur, die Bibel, die Acta Sanctorum, Milton, die Archäologie, die Wilden und das menschliche Herz, alles hat hier seinen Tribut zahlen müssen. Es ist die wunderlichste

Maskerade, die sich in den Märtyrern Chateaubriand's zusammenfindet. Die Sprache ist nicht berauscht von Enthusiasmus, sondern von Gelehrsamkeit. Die Perioden sind behangen mit griechischen Orakelbecken, heidnischen Opfermessern, mystischen Käfern des Mithradienstes, mit Genealogie, Bibelsprüchen, Reliquien von Skeletten der Heiligen, mit Trümmern alter Architektur, malerischen Perspectiven, psychologischen Entdeckungen, kurz, die Märtyrer Chateaubriand's, statt in Himmelsglorien aufzusteigen, winden sich keuchend und überladen an den Reiserouten der Landkarte hin. Hier ist Alles zum üppigen Ausbruch gekommen, was an Chateaubriand früher vom Enthusiasmus gelobt, von der Nachsicht gebilligt wurde. In diesen Massen pompöser und gelehrter Worte sucht man mit Mühe den poetischen Funken, Alles ist in Schwulst und Wohlrednerei aufgegangen und Nichts übrig geblieben, als der eigenthümliche sentimentale Schmelz, der jeder französischen Phantasie innewohnt, ein gewisser schmachtender Parfüm, der die Weiber und die Franzosen so entzückt und täglich große Verheerungen unter Frankreichs Talenten anrichtet.

Hier kann man auch fragen, was denn Chateaubriand selbst von der religiösen Poesie gehalten hat? Das Christenthum war ihm eine Reliquie, die er mehr mit philologischer als katholischer Andacht verehrte. Chateaubriand stand nicht einmal auf der Stufe, wie der mittelalterliche Enthusiasmus in Deutschland; er spricht nirgends vom langen Haar, von der schiefen Stellung des Halses und dem wässerigen Etwas in dem Auge; er ist ein Narr mit Grazie, umgänglich und ganz ohne Fanatismus. Sein Christenthum ist mild, ohne Schrecken; er predigt es ohne Feuer und Schwert; es ist ein Anflug, der nur ihm geworden sein soll und den ein Jeder haben könnte, wenn er (zufällig einmal) die Messe oder das De profundis hört.

Chateaubriand kennt nur die Vergangenheit des Christenthums; er philosophirt nicht über die Zukunft dieses Glaubens. Indem er uns auf die Leiden der Kirche hinweist, gewinnt er unsere Theilnahme für die Dulderin; er beschwört uns, bei den ungeheuern Blutströmen, welche für das Leben Jesu und

die Apostelgeschichte geflossen sind, wenigstens um die Kirche zu weinen und das nicht leichtsinnig wegzuwerfen, was die Ahnen so theuer erkauften. Das ist die schöne Seite, während er sonst immer nur schildernd, interessirt spricht, niemals auffordernd. Chateaubriand wollte kein Apostel sein oder eine Schule stiften, sondern das Christenthum sollte eine Merkwürdigkeit bleiben, die unter Hunderten zufällig ihn kenntlich machte. Man sieht, wie ineinander laufend und ungezogen hier die Grenzen sind von Liebenswürdigkeit, Thorheit und Koketterie.

Als Napoleon's Glück, wie das des Polykrates, für einen Menschen dämonisch lange zu dauern schien und alle Welt auf Rechnung von Ereignissen, die man noch nicht kannte, zu conspiriren anfing, schlüpfte auch Chateaubriand unter die große ganz Europa deckende Nebelkappe der Verschwörung. Indem er sich äußerlich das Ansehen gab, als beschäftige er sich einzig damit, die Früchte seines Ruhms für den Winter und die Zukunft einzuernten, zog ihn sein Instinkt, der immer mit der Unterdrückung sympathisirte, in die Interessen der Bourbonen hinein.

Als Napoleon zum ersten Male so strauchelte, daß er erst in Elba wieder aufstand, zeichnete ihn und sein System und die Tugenden der Bourbons Chateaubriand in einer Schrift, welche Louis XVIII. statt einer Armee konnte spielen lassen. Louis sagte dies selbst und machte den prophetischen Vicomte, den Propheten nach rückwärts, zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Er war damals schon wieder in Gent, Louis XVIII., und das Terrain war nicht groß, welches der Dichter zu besorgen hatte. Es ging nicht weiter, als eine Meile im Umkreis von Gent.

Chateaubriand schrieb zwar damals eine vortreffliche Note an Europa, aber er war eine Figur von Pappe, die nur so hingestellt war, er war die Improvisation eines Ministers, ein Minister mit einem Portefeuille, das man in die Brusttasche stecken konnte. Das gerade aber war die Thorheit der zweiten Restauration, daß sie aus dem Schattenspiel von Gent in Paris eine Wahrheit machte. Chateaubriand gab

zwar sein Duodezportefeuille ab, behielt aber den Titel als Staatsminister und trat unter die Pairs und die ersten Räthe des Königs.

Von jetzt an wollte sich der edle Vicomte rächen für den brennenden Balken, der ihn bei Thionville verwundete; er, der nur das Ritterthum und die Maria des Mittelalters bisher verkündet hatte, sprach auch jetzt von den Privilegien desselben. Er trat in die Parthei der Rache und des Unverstandes und stimmte wie Labourdonnaye. Er übertrug die Vergangenheit auf die Gegenwart und träumte sich in einem wirklichen Kreuzzuge gegen die muselmännische und jakobinische Parthei seines Vaterlandes.

Schon damals ging er weiter, als Louis XVIII. verantworten konnte. Seine Vorschläge waren so unpraktisch, seine Erläuterungen der Charte so unzweideutig, sein Zweifel an der Charte sogar so „impertinent", daß ihn Louis aus den Pairs strich und „fürchterlich beungnadigte", Louis XVIII., der die Charte selbst verfaßt hatte und darauf eitel war, wie ein junger Mensch auf sein erstes Gedicht, Louis XVIII., der mit Männern von Geist und Celebrität wetteiferte und niemals gegen Chateaubriand eine Art literarischen Neides unterdrücken konnte!

Der Pavillon Marsan griff den Fallenden auf. Chateaubriand theilte die Fortschritte dieser ultraroyalistischen Camarilla, kämpfte zu Gunsten derselben gegen Decazes und brachte es zuletzt, besonders seitdem er an die Wiege des Kindes von Frankreich mit seinem wunderthätigen Wasser herangetreten war und über den Herzog von Berry eine Biographie wie über den heiligen Georg geschrieben hatte, wieder so weit, daß man ihm den Berliner Gesandtschaftsposten anvertraute. Hätte ich, der ich in Berlin geboren bin, doch damals schon etwas mehr von Frankreich gewußt, als être und avoir!

Chateaubriand ging auch bald nach Verona, wo er so beredt gegen die Revolution sprach, daß er selbst einen Montmorency, einen Namen, der das ganze Mittelalter zu umfassen scheint, verdrängte.

Chateaubriand kam nach Paris und übernahm das auswärtige Ministerium, das jetzt für ihn eine Wahrheit war.

Man weiß, was im Jahre 1823 geschah, in jener Periode, wo fast gleichzeitig drei Dichter die auswärtigen Angelegenheiten Spaniens, Frankreichs und Englands lenkten: Martinez de la Rosa, Chateaubriand und Canning; denn auch Canning hat in eine etwas stumpfe Leier gegriffen und Griechenlieder gesungen, wie unser Professor Wilhelm Müller.

Chateaubriand aber hatte von allen Dreien den meisten Ruhm zu verlieren und er warf die europäische Achtung in Massen von sich. Er sprach für Ferdinand wie für einen Gottfried von Bouillon, der in die Hände der Sarazenen gefallen sei; er hoffte Angoulème werde ein zweiter Napoleon werden und das partheinehmende Frankreich sich in ruhmbewachten Feldlagern auf brüderliches, gemeinschaftliches, versöhnendes Stroh legen. Manuel, der dem widersprechen wollte, wurde mit Bajonetten aus der Kammer getrieben; das Alles geschah unter Chateaubriand, der sich so wenig beherrschen konnte, daß selbst Villèle ihn desavouirte und der Vicomte zum zweiten Male fiel.

Diesmal war sogar die Camarilla mit seinem Sturze einverstanden.

Daß Chateaubriand kein Heiliger war, sieht man daraus, daß er den gewöhnlichen Weg fallender Staatsmänner einschlug, aus dem alten Ministerium in die Opposition überzugehen. Er bekämpfte als Pair die Villèle'sche Censur, das Wahlgesetz, die Rentenreduction, was man wollte, wie jeder Andere auch, bis ihn das öffentliche Leben zuletzt so aufrieb, daß er den politischen Schauplatz beinahe verließ und sich zur Erholung mit seinen alten poetischen und historischen Studien beschäftigte.

Aber es war Chateaubriand's Unglück, daß man ihn trotz der Ungnade nicht ganz vergessen wollte. Er wurde wieder hervorgezogen und nach Rom gesandt, um vor dem neuen Papste eine glänzende Rede zu halten, eine gänzlich unkatholische Rede, eine Chrie des constitutionellen Katholicismus. Die Cardinäle entsetzten sich und Chateaubriand kehrte nach Paris zurück, durch diesen Freundschaftsbeweis so an die Bourbons gekettet, daß er sich in den Ereignissen des

Julius mit ihnen begrub, obschon sie sonst nie etwas von ihm hatten wissen wollen.

Die Rolle, welche Chateaubriand 1830 spielte, lebt bizarr genug in unserm Gedächtniß. Ja es scheint, der edle Vicomte hatte sich damals in die Vogelperspective seines Lebens aufgeschwungen, er stellte eine Berechnung seiner Schicksale an und zog daraus jene Schlußfolge, deren Consequenz Europa so viel Unterhaltung verschafft hat. Er sah ein, was ihm, dem Dichter, dem Manne der Geschichte, dem Küster bei der Taufe des Mirakelkindes, geziemte. Aber er begnügte sich nicht mit dem schmachtenden Air des Unglücks, mit der noblen Physiognomie der Zurücksetzung, er legte sich nicht jenes historische Stillschweigen auf, welches für fallende Charaktere so theilnehmend macht; sondern er öffnete auf eigene Verantwortlichkeit einen Guerillakrieg mit dem 7. August. Seine Waffen waren glänzende Phrasen, der Himmel, dessen Zeichen er deutete, das Mitleid, das er für das gesunkene Königshaus beschwor. Er wußte selbst, wie schwach diese Munition für seinen Krieg war, aber er resignirte schon beim ersten Schlage auf den Sieg, er wollte nichts, als eine Rolle in Ehren ausspielen und sah sich nicht einmal nach Bundesgenossen um. Es war eine Komödie, von der man nur sagen kann, daß sie Chateaubriand mit zu vielem Nachdruck in Scene setzte. Chateaubriand verließ den Boden der Dichtung, dem noch seine Broschüren und Protestationen angehörten, er conspirirte und mußte in's Gefängniß.

Das Gefängniß setzte dem Martyrium die Dornenkrone auf; hier hätte Chateaubriand stehen bleiben sollen, er hatte nun Alles, was er zur Rechtfertigung seines Lebens bedurfte. Allein kaum in Freiheit gesetzt, beginnt er auf's Neue seine schriftstellerische Chouannerie, er heftet seinen Ruf an den faltenreichen Unterrock einer Frau, er küßt die Fußtapfen der Herzogin von Berry und wird der geheimnißvolle Telegraph ihrer abenteuerlichen Reisen. Wir wissen, wie sich das auflöste. Die himmlische Glorie zertheilte sich und mit gemeinem Lächeln trat aus ihr eine Hebamme hervor. O das moderne Schicksal ist ein grausamer Humorist! Keine poetische Staffage mehr, der man trauen dürfte! Das Erhabene zeigt plötz-

lich einen Zopf, wie das Heidelberger Faß einen Fuchsschwanz; das Mittelalter erhält Hofrathspatente. Kein Costüm ist mehr regelrecht; die Schneider dieser Welt erlauben sich zu große Lächerlichkeiten.

Chateaubriand war zerknirscht. Seinem Pilgrimskleide entfiel ein Saugbeutel; auf dem goldnen Schilde des letzten Kreuzfahrers war ein Gevatterbrief zu lesen: er kam gerade zur rechten Zeit.

Doch Chateaubriand's Treue ging über Alles. Er warf den Ritter von sich und wollte nur theilnehmender Menschenfreund sein. Er machte sich anheischig, nach Blaye zu kommen und selbst die Wiege zu treten. Die Dinge waren auf den Punkt gekommen, daß sozusagen Kölnisches Wasser mehr nützte als der Kölner Dom; das sah Chateaubriand ein und wurde von nun an der Bevollmächtigte der Gräfin Lucchesi Palli, der auf ihre Rechnung reiste. Er war bald hier, bald dort: er betrieb die Aussöhnung der unglücklichen Gefallenen mit ihrer Familie. Er kam nach Prag, wo ihn Niemand mochte. Er flehte, er betheuerte, er schwur: es half Alles nichts; auf dem Hradschin wohnte jetzt nur die Tugend; Chateaubriand sank immer tiefer: er wurde sozusagen von der Ungnade beungnadigt.

Jetzt war das Stück aus, der Vorhang fiel und Chateaubriand legte sich selbst ein rührendes Schweigen auf. Er schreibt seine Memoiren und läßt in dem öden Theater von Versailles, vor einem Publikum, das aus Paris auf zwei Zeiselwagen ankam, seine Tragödien aufführen.

Chateaubriand kann nie wieder in die Ereignisse verflochten werden. Denn wenn man seine politische Thätigkeit in dem Ausdruck zusammenfassen kann, daß er für das Königthum und die Legitimität gestritten hat, so fehlen in Frankreich für dieselbe alle Voraussetzungen.

Selbst wenn sich Chateaubriand, dem man von Seiten des Gemüths jede Schwäche zutrauen kann, dem Juliusthron befreundete, was z. B. nach einem Sterbefalle des jungen Bordeaux sich ereignen möchte, so wäre doch dem Königthum mit einem Streiter dieser Art wenig gedient.

Chateaubriand war vielleicht der uneigennützigste Anwalt

der Bourbons, und doch hat er ihnen am wenigsten genützt Die wahren Freunde des Königthums haben mit den Königen eine geistige Verwandtschaft, einen gleichen Trieb zur Superiorität, der angeboren sein muß. Davon hatte Chateaubriand nichts.

Er war von Natur untergeordnet: er wollte hervorgezogen sein; den royalistischen Furor, das Marmorherz eines Crillon oder Bayard hatte er nicht. Chateaubriand war nur der Schauspieler des Königthums, von welchem man sagen kann, daß er trotz seines Unglücks doch nicht Aufopferung genug für seine Meinung besaß. Was er für das Königthum litt, war in der That etwas, was er bei seinem Unverstande, seiner unpraktischen Haltung und dem Instinkt, Fehler zu machen, auch sonst hätte leiden müssen. Chateaubriand vertheidigte das Königthum nicht mit der Schroffheit eines unumschränkten Befehlshabers; er war durch seine Schicksale unter eine gewisse Parthei getreten, welche gewohnt ist, Alles mit kalter Ruhe zu prüfen, die öffentliche Meinung zu sondiren und Alles von der Antheilnahme zu erwarten, unter — die Autoren; so kam es, daß er mit den Gegnern des Königthums zu viel unterhandelte.

Solche Männer, welche die Alternative fürchten, können auf einen Augenblick das Königthum retten, wo es in Gefahr ist; aber auf längere Zeit untergraben sie es und machen aus einer Thatsache der Autorität nur noch allenfalls ein Zugeständniß der Uebereinkunft. Diese Männer werden in gefahrvollen Momenten, wo die Täuschungen schwinden, immer erdrückt werden.

Ihr wollt diese Unterhändler in Schutz nehmen? Ihr sehet in ihnen die Männer des Friedens? Nein, sie sind die gefährlichsten Feinde für das unbeschränkte Königthum, wie für die Freiheit.

Mehemed Ali.

1835.

Wer verließe nicht gern einmal Europa, diesen Welttheil mit gefurchter Stirn, Europa, den verschmachtenden, halb leberlosen Prometheus, der, angeschmiedet an die Gürtel der Welt, in seinem Haupte die Wissenschaft aller Jahrhunderte trägt, zum Spott seiner Fesseln, Europa, diese schon veraltete Offenbarung des Weltgeistes, jung nur noch in schwermüthigen Liedern, Menschen erzeugend, welche, statt das Leben zu genießen, schon in der Wiege daraus ein Kunstwerk machen müssen!

Allerdings hat in Europa, wo Alles verarbeitet wird, Alles den Stempel einer Fabrik trägt, wo Religion, Wissenschaft, Kunst in tausend Benennungen und Vorwegnahmen des natürlichen Triebes versteinert sind, die Bildung der Charaktere ihre Schule aufgeschlagen; aber welche Menschen entläßt sie auch? Das Genie mit Verkürzungen, das Talent als Roturier, die Tugend ohne Stolz, das Laster in einem fremden Kleide.

O wir tragen alle unsere Physiognomieen: wir lieben, aber ohne Entzücken; wir hassen, aber unter der Asche; wir geizen nach Ehre, aber unter demüthigen Augenwimpern; wir sind so gerecht wie Aristides, so schlecht wie der Verräther der Thermopylen, aber wir sind es unter der Maske; wir scheinen nicht das, was wir sind.

Fein, nüancirt, künstlerisch sind die Charaktere Europas, sie sind Alles, nur nicht erhaben. Es fehlt an Raum für die Erhabenheit, da nicht Jeder, wie Napoleon, sich seine Welt schafft; unser Horizont ist eng, die Atmosphäre der That so zuwider, daß man sie gleichsam umgehen muß, um zu athmen. Wir sind große Staatsmänner, wenn wir die Stellen ausfüllen, welche man uns anweist; wir sind Helden nach den Ordonnanzen aus dem Hauptquartier; wir sind

Männer des Volks, aber mit kleinen Triumphzügen, so weit als wir von unserm Herde nach der Bastille brauchen; hier ist nichts erhaben.

Geht über den Ocean! Werdet geboren, wie das Hausthier des Indianers, das Lama sein Junges wirft; schwebt in einer Matte von Bast zwischen zwei Kokosbäumen; lernt spät laufen, spät sprechen, lernt Religion aus dem Donner, Moral aus den Liebkosungen des jungen Lamas, das mit euch geboren wurde! Ihr habt schon manchen Stier gebändigt, da tretet ihr in eine Lancasterschule, welche Pater Gomez leitet. Ihr müßt Alles aus euch selbst schaffen, Alles das selbst ahnen, was Basedow und Pestalozzi dem Europäer schon vorgekaut haben. Ihr fühlt mit feinem Ohr, wie die Flügel eurer Seele wachsen, wie sie sich entfalten; mit jeder Sonne steigt euer Stolz höher hinauf! Der Ruf des Vaterlandes ergeht an euch; ihr tretet in die Verwirrung der Interessen, in eine Anarchie, welche, wie in Europa die Monarchie, von Bajonetten starrt; die Parthei ist gewählt: hier, dort, überall Lorbern! Zuerst im Kampf vor der Fronte, wie ein Held Homer's, mit der Schlinge des Gaucho; dann Partheigänger, gefürchtet und verheerend, wie ein Kometenschweif; zuletzt Haupt der Republik, vielleicht nur einen Tag lang, aber ein Mann des Willens, der Freiheit, zu Allem berufen, ohne Anciennität, ohne Ahnen, ohne Protection, ein Held, erhaben noch hinter dem Sandhügel, auf welchen ihn zuletzt die Kugeln der Parthei, die gerade siegt, niederstrecken!

Das ist Amerika.

Oder geht auf die Freundschaftsinseln, unter die Wilden Guineas, nur an Asien geht vorüber!

Asien, einst Europa so unähnlich, jetzt wie auf dem Marsche zu uns. Einst so groß in seinen Thaten, ja selbst heroisch im Dulden!

Asien war das Land, wo die Tyrannei keine Bosheit, sondern Leidenschaft war; dort kam Alles durch den Instinkt; die Helden, die Eroberer, die Despoten wurden geboren; hier war nie ein Epos des Willens, sondern immer die Tragödie des Schicksals. Taumel und Besinnungslosigkeit verwirrten

hier einst das Hohe und das Tiefe, das Ziel und das Uebermaß, die Hunderte und Tausende in der Zahl oder in der Wüste des Raums. Die Größe schnitt sich mit scharfem Rande von ihrer Folie ab; die Uebergänge milderte kein Verdienst; während Einer handelte, hielt die übrige Welt ihre Arme kreuzweis über die Brust zusammengeschlagen. Der Ruhm war keine Beute, wovon sich das Roß und der Fuchs anmaßen durften einen Theil mit erjagt zu haben; sie fiel dem Löwen allein zu.

Jetzt ist die Zeit der Cyrus, Muhamed und Dschingiskhan vorüber, auch die der Hyder Ali und Tippo Saib; die Periode der Götter ist übergegangen in die der Halbgötter, in die der Europäer und Pygmäen. Die Dardanellen ziehen sich eng zusammen, Hero und Leander werden sich auf einer Brücke begegnen können.

Sehet Mehemed Ali! Ordinär, klein, hager, pockennarbig, braungelb, ziegenbärtig, zittert er, wie Dionys gezittert hat. Er macht aus der Geschichte eine Domaine, handelt mit Taback und Baumwolle, führt die Gamaschen und die Knöpfe der europäischen Civilisation und die Journalistik in das Land der Hieroglyphen ein. Hier ist Alles Berechnung, Angst, Eigennutz, kein Enthusiasmus mehr, viel Merkwürdiges, einiges Achtungswerthe, in seinem ganzen Leben nur e i n e Episode, die man im alten asiatischen Sinne erhaben nennen könnte.

Mehemed Ali ist auch aus Europa gebürtig. Er war der Sohn eines türkischen Polizeicommissarius, der in einem Städtchen des waldigen Macedonien für die Ordnung sorgte. Hier lernte er, wie man sich bei einem Auflaufe benehmen müsse, wie Partheien dadurch geschlichtet werden, daß man beide gefangen nimmt, wie die Steuern mit Nachdruck eingetrieben werden; aber dieser Unterricht währte nicht lange; sein Vater, der Polizeicommissair, starb.

Zum Glück hatte des Vaters Chef den kleinen, anschlägigen Knaben liebgewonnen. Niemand kraute dem alten Herrn so geschickt im grauen Barte; Niemand wußte ihm die Pfeife so gewandt zu stopfen oder erzählte so drollig, wenn er mit untergeschlagenen Beinen saß und der schlaffe Bauch

wie ein Beutel zu wackeln anfing ob des Knaben Witz und Munterkeit. Der alte Chef schwur beim Barte des Propheten, daß er für diese Waise sorgen würde, und machte sie mit seinem eigenen Sohne bekannt, der ein Lümmel war, faul, tückisch, türkisch.

Mehemed besaß einen Ehrgeiz, er konnte keinen Roßschweif sehen, ohne an ein künftiges Paschalik zu denken. Aber inzwischen war er fleißig, handelte mit Taback und ließ sich von einem französischen Kaufmann, der hier zuweilen Geschäfte machte und den Jungen lieb hatte, über Europa belehren, ob es von Riesen, Menschen mit Straußenköpfen, oder von solchen vierfüßigen Thieren bewohnt sei, welche Eier legen, oder von Vögeln, die lebendige Junge auf die Welt bringen.

Meister Lyon (der jedoch aus Marseille war) mußte lachen, belehrte den jungen Zögling der Tausend und Einen Nacht und trug viel dazu bei, seine Begriffe über Europa aufzuklären. Mehemed liebte ihn dafür leidenschaftlich und trug von ihm, als er einmal gelegentlich starb, seine Neigung auf alle Franzosen über.

Inzwischen schenkte ihm sein Pflegevater eine Frau, richtete ihm eine Wirthschaft ein, kurz Mehemed lebte im Schooße des Glücks. Er war in Kavala der reichste Tabacksspeculant, der tapferste Krieger, der verschmitzteste Staatsmann und der glücklichste Familienvater. Da langte ein Befehl des Sultans an, ein Corps von 300 Mann müßte mobilisirt werden und als Contingent zur großen Armee stoßen, welche die Franzosen aus Aegypten vertreiben sollte. Der Erstgeborne des Chefs mußte ehrenhalber schon das Commando übernehmen, aber bald hatte der Bärenhäuter die Strapazen satt, kehrte zu seinen Bädern und Sklavinnen zurück und überließ den Befehl an Mehemed, der ihm als Lieutenant beigegeben war.

So kam Mehemed nach Aegypten. Seine Vaterstadt sah er nicht wieder. Dies machte ihm kein graues Haar; denn die Türken haben in Europa nur wie auf der Flucht ein Lager aufgeschlagen. Die Türken campiren nur in Europa, hat ein Franzose gesagt.

Aegyptens nicht kleinstes Wunder war um diese Zeit,

daß es wie durch die Fabel zu Frankreichs Eroberungen gehörte. Der letzte Kreuzzug gegen den Orient war unternommen worden, ein rationaler Kreuzzug, ein Kreuzzug ohne Glauben und Andacht und Gelübde. Aegypten, das alte Land der Todten, versandet von den Wogen der Wüste, nur noch in dem kleinen Umkreise seines Pulses, des Nils, athmend, war noch einmal zum Leben erstanden. Ein neues Räthsel der alten Sphinx war gelöst; das wunderbare tausendjährige Stillschweigen der Pyramiden wurde unterbrochen von den Blitzen der französischen Bajonette und dem Donner fernher gelandeter Kanonen. Die alten mystischen Cheopse drehten sich in ihren himmelhohen Gräbern, der Strauß floh mit dem wuthschnaubenden, hundertmal besiegten Araber in die Wüste; nur das gutmüthige Kameel verfing sich auf der Flucht und kniete vor dem Sieger nieder, der seinen Höcker bald beritten machte.

Und in Cairo, der Stadt der Pest, der Juden, der Hunde, thronte der große Sultan Buonaberdi, Buonaparte mit seinen Paschas von zwei und drei Roßschweifen und allen seinen heiligen Kriegern; die Armee eines neuen Glaubens, welche mit dem des Propheten viel Aehnlichkeit hatte. Der fränkische Sultan badete sich wie ein Muselmann, sprach Recht nach dem Koran, lebte keusch und mäßig; ja, man würde ihn angebetet haben, hätte er sich beschneiden lassen. Und einige der Paschas gaben auch hierin nach, schwuren einer Religion des Houriparadieses Treue und lebten mit aller orientalischen Ueppigkeit in den Armen der Sklavinnen, die ihnen aus den erbeuteten Zelten der Mameluken mit unwiderstehlichen Reizen entgegengekommen waren.

Die syrische Expedition in der Nähe der heiligen Geographie war mißlungen, weil diese Colonnen keine Andacht mehr hatten. Die Empörung Cairos war mit blutiger Strenge beigelegt; im Süden Aegyptens, in der Nähe des hundertthorigen Theben, verjagte Desaix, der gerechte Sultan, den verzweifelnden Murad Bei, dessen Mameluken so erbittert waren, daß sie, bis auf den Tod verwundet, im Sande noch herankrochen und ihren Siegern in die Füße bissen. Die Armee, in eiserne Quarrés gestellt, schloß „die Esel und die

Gelehrten“ in die Mitte. Cairo occidentirte sich. Sogar eine Akademie, ein ägyptisches Institut, wurde errichtet; man untersuchte die wunderliche Hieroglyphik, deren Vögel und Schlangen Buchstaben sein sollen, was ich kaum glaube; man wickelte garstige Mumien, die von verliebten Orientalisten für schön ausgeschrieen werden, aus ihren Todeswindeln, kostete aus den Seen das Natrum hervor, brachte das Wunder der Fata morgana auf eine natürliche Erklärung zurück und bewies, daß im Nilschlamm nur elf Theile Wasser, aber achtundvierzig Theile Alaunerde enthalten sind.

Mehemed Ali kam mit seinen dreihundert Rumelioten gerade zur rechten Zeit, um sich und die ganze türkische Armee noch einmal von Buonaparte bei Abukir schlagen zu lassen; denn Buonaparte hatte Eile: den 18. Brumaire und die Lorbern des zweiten italienischen Feldzugs konnte er nicht schnell genug reifen sehen; er reiste ab. Kleber, „der Sultan mit dem Goldarm“, setzte den Anfang so lange fort, bis ihn selbst von Meuchlerhand das Ende traf. Menou, der General Abdallah Jaques Menou, der Moslem geworden war, übernahm von ihm eine Sache, die schon längst im Verscheiden lag. Die Engländer landeten, um den französischen Spuk aus Aegypten zu vertreiben. Es war die höchste Zeit für Frankreich, diese Mythe mit Ehren zu schließen; man schiffte sich ein; die letzten Segel auf der Rhede von Alexandria verschwanden; es herrschte einen Moment hindurch ein heiliges, schweigendes Erstaunen; die alten Türken strichen ihre Bärte und riefen: Es giebt nur Einen Gott und Mahomed ist sein größter Prophet!

Nach jenem Abzuge wütheten die Kadmeer gegen sich selbst. Der alte Kampf zwischen den Mamelucken und Türken, welchen im 16. Jahrhunderte Selim's blutige Siege zum Nachtheile der erstern entschieden hatten, entbrannte auf's Neue. Die Mamelucken, zerstückt nach zahllosen Niederlagen, hatten zuletzt mit Frankreichs unbesiegbaren Granitcolonnen Friede geschlossen; die Türken, die ihnen zu Hülfe kommen wollten, trafen in ihnen ihre Gegner an.

Aber auch zwischen den Beys der Mamelucken herrschte Trennung: Bardissy Bey und Elfy Bey standen sich feindlich

gegenüber; dieser, Verbündeter der Engländer, jener, auf die Albanesen vertrauend. Mehemed Ali gehörte zu den Trümmern der ersten türkischen Expedition und hatte sich inzwischen zu einem geachteten Befehlshaber aufgeschwungen. Jetzt begann er seine Intrigue, die erst in einigen Jahren an ihr Ziel kam, aber mit desto größerer Sicherheit von ihm fortgesponnen wurde. Er balancirte von einer Parthei zur andern, gab entweder selbst den Ausschlag oder stellte sich auf die Seite, welche überwog, je nachdem die Umstände es geboten. Es war hier kein Ungestüm eines ehrgeizigen Helden, kein angeborner Muth, der, um seinen Stolz zu retten, sogar den Erfolg in die Schanze schlägt, sondern eine kluge Berechnung, die sich zu beherrschen weiß, die in Hoffnung größerer kleine Vortheile aufgiebt und nicht in Verzweiflung geräth, wenn sich bis zum endlich erreichten Ziele ein Tag langweilig an den andern reiht.

So lange Mehemed noch nicht im Zuge seiner Intrigue war, verdarb er es mit keiner Parthei, weder mit der Pforte und ihren Gesandten, noch mit den Beys. Der Zwiespalt unter diesen selbst kam ihm dabei trefflich zu statten. Er nahm die Miene an, als sei er dem von der Pforte geschickten Statthalter Kusruf treu ergeben, ließ sich aber zweimal von den Mameluken schlagen; Taher Pascha diente ihm, indem er Kusruf stürzte, Kusruf wieder gegen Achmed Pascha, der Taher verdrängt hatte. Kusruf war aber nur ein Name und Mehemed brauchte eine Macht; da that er einen Schritt, der dem Scheine nach kühn war, den er aber als gefahrlos kannte: er ging in's Lager der Mameluken und verband sich mit Bardissy.

Aber auch hier, eingedenk des Grundsatzes, daß der Theilende herrscht, trennte er sogleich die Interessen und schied sich einen neuen Hinterhalt, die Albanesen, aus. Die Albanesen mußten ihm später zu Allem dienen. Sie wußten heimlich oder offen für ihn Aufruhr anzustiften; er wußte ihre Tapferkeit, ihre Tumulte, ihre Geldgier zu benutzen. Das Bündniß der Mameluken diente ihm, das Terrain immer mehr zu säubern: Gezairly, der neue Statthalter der Pforte, wurde fortgeschafft, Elfy Bey besiegt. Es blieb für den

Augenblick kein Gegner mehr übrig, als Mehemed's Bundesgenosse selbst, Bardissy.

Die Albanesen mußten diesem den Gehorsam aufkündigen, den Sold von Bardissy verlangen; dieser drückte das Volk, um sie zu befriedigen, und Mehemed stellte sich zu den Scheiks und Ulemas, indem er diese durch ihn veranlaßte Unordnung glossirte und dem Volke zeigte, was die Handlungen eines Unterdrückers und schlechten Finanzverwalters wären. Mehemed war dem Ziele nahe — da trat wieder ein neuer Name dazwischen, der dritte von der Pforte gesandte Statthalter, Churschid.

Mehemed mußte diesem wieder seine Dienste anbieten; er focht gegen die Mamelucken unglücklich, kehrte ohne Befehl nach Cairo zurück und zwang den Statthalter, die Stadt mit den schwersten Steuern zu belegen. Ein Sturm der Mamelucken wurde zurückgeschlagen und Mehemed fand Raum zu neuen Machinationen. Der Statthalter verschwand immer mehr neben ihm. Dieser wollte ihn nach Syrien schicken. Mehemed würde gegangen sein, wenn ihn eine, natürlich veranstaltete Deputation des Volks nicht gehalten hätte. Da entschloß sich die Pforte, ihm das Paschalik von Gedah zu geben. Mehemed beugte sich demüthig, nahm die Bestallung und den Ehrenpelz; doch seine Albanesen fielen ihn vor dem Hause an: lächelnd sprach er einige Worte, und der Tumult, den er veranstaltet hatte, war zerstoben. Das Volk jauchzte seiner Macht zu, er bestieg sein Roß, warf Gold und Silber aus und wurde mit Ehrfurcht von den Scheiks empfangen. Man machte dem Statthalter seiner Bedrückungen wegen den Proceß, und noch ehe seine Vertheidigung von der Festung in Cairo aus zu einer Entscheidung führte, langte ein Ferman der Pforte an, der Mehemed Ali in seiner Usurpation bestätigte.

Der Divan von Konstantinopel befolgte bei den Unruhen in den Provinzen des Reiches immer die Politik, daß dasjenige das Gerechte ist, was gerade den Sieg in Händen hat.

Vom Julius 1805 datirt sich Mehemed Ali's Statthalterschaft über Aegypten.

Das einzige Hinderniß seiner Herrschaft hatte Mehemed

in den Mameluken, welche noch nicht besiegt waren. Diese standen seinen Entwürfen noch mehr entgegen, als die Janitscharen dem Sultan, da sie ihm in offenem Felde gegenüberlagen. Er versuchte, sich durch List von ihrem ersten Andrange zu befreien, ließ sie von scheinbar aufrührerischen Soldaten nach Cairo locken und überfiel die Verrathenen, so daß er dreiundachtzig Mameluckenköpfe nach Konstantinopel schicken konnte.

Die mißtrauische Pforte aber schwankte schon, wen sie für den Augenblick weniger fürchten sollte, den Pascha oder seine Gegner. Durch ihre Uneinigkeit waren diese ja auch für die Türken überwindlich. Sie sandte zweimal den Kapudan Pascha, um des Satrapen Schritte zu beobachten; ja zuletzt traf sogar ein Ferman ein, welcher Mehemed zum Pascha von Salonichi ernannte und ihn somit aus Aegypten vertreiben sollte. Zu Mehemed's Schrecken versöhnte sich Elfy Bey mit den Türken; es fehlte ihm an Geld und er wußte, daß er nur dadurch die Pforte umstimmen konnte. Da warf sich der Pascha seinen Albanesen in die Arme, die sich durch ein unauflösliches Band an ihn zu ketten versprachen. Sie legten die Hand auf den Koran und schritten, ihrer siebzig Heerführer, über einen Säbel, den am Boden liegend zwei der Aeltesten hielten. Sie erklärten, daß sie Mehemed nie ververlassen würden, brachten eine ansehnliche Summe aus ihren eigenen Schätzen zusammen und retteten so den Statthalter, der sich schon auf die Festung von Cairo zurückgezogen hatte.

Es traf Alles zusammen, was die Wolken von Mehemed's Sonne zog. Bardissy und Elfy, beide Beys starben rasch hintereinander; der Kapudan Pascha verließ Aegypten und Mehemed konnte zwei Jahre lang an die Civilverwaltung seines Landes denken.

Aber die Pforte ließ ihrem mächtigen Diener wenig Ruhe; sie begann jetzt die Politik, welche sie bis auf die neuesten Zeiten gegen Mehemed in Anwendung gebracht hat, ihn nämlich im Auslande zu verwenden und seine Waffen fortwährend zu beschäftigen. Mehemed widersprach nicht, als ihm der Krieg gegen die Protestanten des Islam, die Wechabiten, übertragen wurde; aber er ließ es zwei Jahre anstehen, bis

er seinem Versprechen nachkam. Er hütete sich wohl, ein Eigenthum zu verlassen, das in seinem eigenen Hause noch so bedroht war. Um die Mamelucken nicht im Rücken zu lassen, führte er jenen fürchterlichen Act aus, der, in Konstantinopel gegen die Janitscharen wiederholt, Europa überzeugen konnte, wie weit noch die völlige Vermählung der Civilisation mit Asien entfernt lag. Fünfhundertachtunddreißig Mamelucken schlachtete Mehemed Ali in einem Hohlwege der Festung von Cairo ab! Er zitterte während des Gemetzels, aber als man ihm die ersten Köpfe brachte, beruhigte er sich; als das Ganze geschehen war, behauptete er, Napoleon hätte es mit den Bourbons nicht besser gemacht. Er dachte dabei wahrscheinlich an Enghien's Füsillade in Vincennes.

Die Pforte schwieg: sie schliff schon selbst an ihren Messern für die Janitscharen. Das Alles für die Civilisation! Das Alles für einen regelrechten Schuß nach Commando, für den europäischen Geschwindschritt „Eins, zwei, drei!"

Mehemed hatte jetzt selbst das Interesse des Krieges und wird es bei seinem Regierungssystem immer haben. Der unruhige Soldat, meuterisch im Frieden, zu Abwechselungen unter seinen Befehlshabern gestimmt, voll Haß gegen das fränkische Exercitium, tobt seine Leidenschaft im Kriege am ersten aus; der Krieg beschäftigt den Ehrgeiz der Großen und die Habsucht der Kleinen. Darum hielt sich Mehemed immer in einem fortwährenden, einem gleichsam eiternden Kriege, der nicht zuheilt, bald gegen Syrien, bald gegen Feinde, die er sich im Süden seiner Provinz aufsuchte.

Dazu kam eine Maxime, welche von der europäischen Monarchie gelernt zu sein scheint, seine Familie so populär als möglich zu machen: er brauchte Krieg, um seinen Söhnen und Schwiegersöhnen Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten zu geben. Sein Erstgeborner machte im Kriege gegen die Wechabiten kein Glück, er liebte die Frauen und starb in den Armen einer schönen Georgierin. Ibrahim Pascha nahm die verlorne Sache wieder auf, ein trefflicher Soldat, damals mäßig, nüchtern, nicht ohne humane Grundsätze und selbst großmüthig, noch nicht verwildert durch den Kampf auf Morea. Die Wechabiten wurden geschlagen und zu neuen Angriffen

unfähig gemacht. Mehemed Ali hatte die Freude, seinen Sohn im glänzendsten Triumph in Cairo einziehen zu sehen. Der Alte ist ein liebender Vater, schwärmerisch für seine Familie und nicht wenig auf seine Descendenz bedacht. Er hat sechs Wärterinnen eines Kindes, das seinem Sohne Ibrahim starb, ohne Weiteres im Nil ersäufen lassen. Heißt das nicht Herz haben?

Wenn man die Reformen Mahmud's mit denen Mehemed's vergleicht, so muß man gestehen, daß der Sultan der öffentlichen Meinung von Europa zu imponiren suchte, der Vicekönig aber nur, sich vor ihr zu rechtfertigen. Jener wollte das Erstaunen, dieser den Beifall Europas. Mehemed schmeichelt der Civilisation, was Mahmud nie that. Mehemed kann weder den Emporkömmling noch den Tabackshändler verleugnen. Er ist der ungebildete Mann, der plötzlich zu großem Reichthum gelangt ist und den Umgang gescheidter Leute aufsucht, die er bewirthen und bezahlen kann. Er umgiebt sich mit einer Bildung, von der er selbst nichts versteht, von der aber z. B. reiche und ungebildete Eltern sagen, daß ihre Kinder Alles lernen müssen, tanzen, französisch, Klavierspielen, Opera singen u. s. w. Mehemed Ali ist ein Speculant, der gute Geschäfte gemacht hat, den der Zufall und eine angeborne Schlauheit begünstigten und der jetzt ein ganz vollkommenes, abgerundetes Ganzes vorstellt, obschon er zu dem Schatten, den er wirft, nicht den Körper hat.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, Mehemed Ali besäße den Enthusiasmus der Bildung. Er ist weit entfernt, ein so großartiger Reformator zu sein, wie Peter der Große war, der in den Strelizen auch seine Mameluken zu vertilgen hatte. Peter hatte von der Natur einen beschwingten Geist erhalten, der sich oft bewunderungswürdig aus der Materie erhob. Peter empfand die Freude, welche der Verkehr mit den Wissenschaften einflößt; er zeigte überall das geniale Erstaunen eines Mannes, dem man Dinge mittheilt, welche zufällig dem bisherigen Kreise seiner Bildung fremd geblieben waren. Peter der Große bekannte sich zu den Wissenschaften mit einer Art von Beschämung, die er im Namen seines ganzen Volkes empfand.

Mehemed Ali ist weit von dieser Humanität entfernt. Für diesen Pascha sind die Wissenschaften eine Gemäldesammlung, die sich der Glückspilz anschaffen zu müssen glaubt, ohne etwas von ihr zu verstehen. Er würde vielleicht der Sammlung längst überdrüssig geworden sein, wenn sie ihm nicht auch zufällig Nutzen brächte. Mehemed Ali sieht ein, daß man ohne Cultur in seinen Gewinnsten immer verkürzt wird und daß es nöthig ist, um ein usurpirtes Land zu besitzen und zu vererben, seiner Herrschaft die Grundlagen zu geben, welche nicht nur alle übrigen Staatsgebäude aufrecht erhalten, sondern auch von den Eingebornen nicht so leicht wieder weggezogen werden können, weil diese für die fremden Maschinen nicht die Handgriffe kennen.

Mehemed Ali richtet sich Aegypten wie eine große Domaine ein. Er verwaltet sie nach türkischen Grundsätzen, durch Erpressungen, Pachtgelder und Privilegien. Er macht den Staat zu einem Ungeheuer, das Alles verschlingt; er ist der Generalunternehmer aller Gewerbsthätigkeit, der Mäkler des ganzen ägyptischen Handels, das große Wechselhaus, das alle Summen des Landesverkehrs trassirt. Die bureaukratischen und Centralisationsgrundsätze Europas, die ordinäre, alte Hefe unserer Staatsweisheit, kommen ihm hierbei zu Hülfe, und es ist auch möglich, daß Asien sich nur auf diesem Wege beglücken läßt.

Seitdem die Expedition nach Morea dem Vicekönig keineswegs das wieder eingebracht hat, was sie ihm kostete, seitdem die Pforte eine Demüthigung nach der andern erfuhr, hat auch Mehemed Ali die Verbindung mit ihr immer lockerer werden lassen. Der Halbmond von Konstantinopel ist in der That für ihn nur noch ein Viertelmond.

Man hat früher gesagt, in seinem Plane läge der Thron von Konstantinopel selbst, wenigstens für seinen Sohn. Diese Katastrophe wäre merkwürdig und kann den politischen Witz verführen, hier schon im Voraus seine Combinationen zu machen. Aber abgesehen davon, daß eine solche Veränderung ohne Rußland nicht geschehen kann, nicht ohne Rußland, das über Persien den Rücken der Türkei umschleicht und jede Dynastie, die es hier findet, mit zwei Armen erdrücken wird,

läßt sich auch aus der ganzen Physiognomie der ägyptischen Herrschaft, aus dieser besorglichen, zeitvergeudenden Tergiversation Mehemed Ali's und den zweifelhaften politischen Talenten Ibrahim Pascha's keine Zukunft dieser Art voraussehen. Seit den fabelhaften Zeiten des Sesostris war Aegypten nie ein Sitz von Eroberern, wol aber von solchen Helden, die von ihren anderweitigen Siegen ausruhten.

Vielmehr möchte Aegypten genug damit zu thun haben, zweien Ereignissen, die es treffen können, die Spitze zu bieten, entweder der Reaction der alten muselmännischen Militairherrschaft, oder der bürgerlichen Revolution, welche in Folge des Aussaugesystems Mehemed Ali's noch mehr zu befürchten ist. Wie, wenn die europäische Civilisation, die dem Volke eingeimpfte Neuerung, hiebei selbst eine Rolle spielte? Gährungsstoffe sind genug vorhanden, vom religiösen Fanatismus an bis zum Elend des Fellah, der bei den Ueberschwemmungslaunen des empfindlichen Nil oft da nichts als Sand hat, wo er zur Frist eines kümmerlichen Lebens etwas bebaubaren Schlamm gehofft hatte. Auch hat sich ein großer Theil des europäischen revolutionären Geschwürs nach Aegypten hin zertheilt, die Exerziermeister und Renegaten könnte Mehemed Ali nicht vergebens aufgenommen haben. Mehemed Ali fürchtet auch diesen unruhigen Geist und hat sich den Besuch der Polen verbeten. Das sind Elemente, aus welchen der Zufall oder das Schicksal eine Zukunft zusammensetzen wird.

Aber das Genie, der Eroberungsgeist, spielen schwerlich noch eine Rolle in Aegypten, in dem Lande des Stillschweigens und der Todten.

Ihr wollt aus Mehemed Ali einen Philipp, aus Ibrahim Pascha Alexander machen?

Aus Macedonien sind sie beide, das ist wahr; doch hat Ibrahim, wie er jetzt ist, schon seine Feste von Babylon gefeiert; und Mehemed Ali glaubt mehr gethan zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Er hat Recht, denn nicht aus jedem Sohne eines Polizeicommissarius wird ein Pascha von Syrien und Aegypten.

Nach den neuesten Nachrichten über diesen merkwürdigen

Mann wäre es nicht unmöglich, daß er nach jahrelanger Buhlerei mit der Bildung der Christenhunde noch wieder türkisch fromm und wie ein orientalischer Talleyrand als Heiliger stürbe.

Wellington.
1835.

Man konnte im Jahre 1835 zweifelhaft sein, ob die Hauptrolle bei der damaligen englischen Krisis mehr von einem Manne oder einem System gespielt wurde.

Es schien fast, als hätte König William, in welchem noch immer hie und da der leidenschaftliche Seemann durchblitzt, nichts Anderes in seine Nähe bringen wollen, als Kraft. Wie war nicht das kupferbodene Schiff Albion, Capitain William, bedroht!

Am Steuerruder der Whiggismus; gleichviel; aber welch' ein Repräsentant desselben! Ein Ministerium ohne Einheit, ohne Zusammenhang, eine Improvisation der Verlegenheit, Männer, welche ihrer Stellung so wenig vertrauten, daß sie von einander losließen und an die Nation appellirten, wie an eine Macht, von der sie voraussahen, daß ihr die nächste Zukunft eine Entscheidung abverlangen würde; ein Ministerium, dessen Handlungen nur Entschuldigungen zu sein schienen, ein Ministerium auf der Flucht.

Vorn mit dem Schnabel des Schiffes hatte sich Brougham identificirt, ein rothes, aufgeblasenes Antlitz, die Augen verquollen, mit dem Uebermuth der Verzweiflung, der lachenden, fast lallenden Ironie der Trunkenheit, ein Original, das sein Ministerium mit schnöden mephistophelischen Gesten begleitete, Brougham in der That ein Charlatan und sein eigener Spaßmacher geworden. Ich spreche hier allerdings seinen Gegnern nach und glaube, daß der berühmte Lord besser war.

Oben auf den Mast hatte sich ein verwegener Demagoge

der Salons, Lord Durham, hinaufgeschwungen. Anständiger zwar und gemäßigter als Mirabeau, doch gespornt von demselben Ehrgeiz und eifersüchtig auf die Coterieen der Hauptstadt, signalisirte er die Zukunft, schloß im Voraus mit jener drohenden Wolke, welche über England heranzieht, eine kluge Rechnung und kokettirte von seiner Höhe herab mit den patriotischen Gesundheitstrinkern, die ihm mit vollen Gläsern und Hoffnungen zuwinkten.

Unten endlich, wo die Vorräthe des Schiffes liegen, am Hühner- und Schweinekoben, grunzte damals Cobett von Kartoffeln, irländischen Ferkeln, Mennigkraut für den Winter und andern geheimnißvollen Dingen, die seither durch den Communismus und die Fenier mehr in den Vordergrund getreten sind.

Der König hatte in diesem Lärm die Besinnung verloren. Es war keine Intrigue, nicht die Ermahnungen einer schmollenden Königin, sondern Verlegenheit und Bedürfniß, was Sir Arthur Wellesley wieder an die Spitze Englands gestellt hat. Die Noth des Augenblicks mußte dem Könige so groß erschienen sein, daß er seine Zuflucht verdoppelte und zu Wellington's Kraft und Kaltblütigkeit noch die Gewandtheit und Beredtsamkeit Peel's fügte. Er wollte kein System, er wollte nur die Namen haben. Ueber die Männer hatte er die Parthei vergessen.

Dies ist aber das Unglück. Wellington und Peel kamen nicht allein; sie selbst können die Parthei, den Haß und den Unverstand nicht zurückhalten, wenn sie es auch wollten. Es ist ein unvermeidliches Gefolge, das sich an ihre Schritte anschließt; sie können ihre Freunde, ihr Bekenntniß nicht zurückweisen.

Ich gestehe, daß in diesem fast allgemeinen Schrei des Unwillens, in dieser nationellen Verachtung des Siegers von Waterloo etwas Trauriges liegt. Dieser weltberühmte Glanz des Herzogs, eine so glorreiche Vergangenheit, Lorbern, die er den seit Menschengedenken tapfersten Kriegern Europas entwand, diese glückliche Nebenbuhlerschaft mit dem größten Manne des Jahrhunderts, wirkt so gar nicht auf das vergeßliche Volk? Dieser Mob tritt Präcedenzien in den Koth,

die damals, als sie neu waren, vergöttert wurden? Er legt den Maßstab einer blinden Partheiung, die politische Krämerelle an ein Leben, das mit so viel Ruhm ausgestattet ist; er mißt mit seinen illusorischen Grillen über Staatsverfassung, mit einer mehr ideellen Voraussicht auf Zeiten, die noch Vieles werden unerfüllt lassen, den blutigen Ernst eines Schlachtfeldes und eine fest und bestimmt in der Geschichte eingeschriebene Periode? London war wegen des Sieges bei Vittoria drei Nächte hintereinander beleuchtet. Die Züge Wellington, Victory, Vittoria fanden sich tausendfach verschlungen an allen Häusern. Wer vor dem Palaste des Siegers, den die damalige Marquisin, seine Frau, bewohnte, vorüberkam, mußte, dies war der despotische Befehl des jubelnden Volkes, den Hut abnehmen und die leeren Fenster grüßen, dieselben Fenster, die nicht zwei Decennien später mit Brettern vernagelt werden mußten, um die Wuth des steinewerfenden Publikums zurückzuhalten.

Oder war vielleicht der Herzog von Wellington in der That kein so großer Mann, als sieben Feldmarschallstäbe und drei glückliche Feldzüge uns überreden wollen? Wäre dem so, so verriethen die rücksichtslosen Anklagen des englischen Volkes ein Geheimniß. Wir wollen sehen, ob sich hierüber eine feste Meinung fassen läßt.

Es giebt eine Anlage zum Ruhm, die zwar mit uns geboren wird, die aber nicht in unsern Talenten liegt; ein Privilegium der Unsterblichkeit, das ungleich vertheilt und keineswegs die hoffnungsvolle Jugend, ein blitzendes Auge, überhaupt ein kraniologisches Symptom ist, sondern eine Mitgift des Standes, die Laune des Zufalls, die den größten Schwachkopf in hohen Regionen und dadurch zukunftschwanger geboren werden ließ. Auch hat der Soldat (natürlich im Kriege, denn im Frieden giebt es keine Soldaten, sondern nur Müßiggänger) immer ein Formular, eine Scheda des Ruhms, die er lediglich richtig auszufüllen braucht, während das größte Genie oft vergessen wird, wenn es kein Terrain hatte. Alle historische Größe besteht darin, daß man mit imposanten Unterlagen oder Werkzeugen denkt oder handelt, daß man mit Zahlen rechnet, die so groß sind, wie Völker

Armeen, oder auch nur wie Departemente des Innern und Aeußern, Brigaden und mindestens Divisionen. Solche Rechenexempel sind oft leichter zu lösen, als die Aufgabe, einen neuen eleganten Frack zu machen. Arbeit mit imposanten Begriffen gehört dazu, um Aufmerksamkeit zu erregen, es gehören Geburt, Gunst, Zufall, Anciennetät dazu. Dies wissen die Völker und sind seither so kalt geworden gegen die Größen, die ihre Situation patentirte; sie wollen nur die noch verehren, welche sich aus ihren angebornen Sphären herausmachen und eigene Welten schaffen. Darum steht Wellington klein gegen Napoleon, mit dem er rivalisirte: er hatte sich die Begriffe, mit denen er rechnete, diese Unterlagen seines Ruhms, die Armeen und die Kriege nicht selbst gegeben, sondern sie waren ein anvertrautes Gut, eine Maschine, die in seinen Händen die Operatiouen machte, worauf sie abgepaßt und zusammengesetzt war. Das Gewinnen von Schlachten sei etwas Leichtes für Jeden, welcher das Spielzeug einer Armee in Händen hat, für Jeden, der seinen mathematischen Cursus machte — das wenigstens glauben die Engländer, wenn sie über die großen Siege ihres Herzogs spotten und über seinen Ruhm die Nase rümpfen.

Betrachtet man das Werkzeug, womit sich Wellington in die Jahrbücher der Geschichte schrieb, so scheint allerdings auf den ersten Blick Alles dazu zu dienen, seinen Ruhm zu vermehren. Wer hätte eine große Meinung von der englischen Armee? Der Krieg ist in Großbritannien außer dem Gesetz, außer der Verfassung. Das Militair, als Hinderniß der Freiheit betrachtet, entbehrt jenes öffentlichen Stolzes, der auf dem Continent die Truppen bevorzugt. Das Militair ist in England nicht einmal im Stande, eine sociale Stellung zu behaupten. Zu diesem Nachtheil, den die Art der Rekrutirung, das Cantonnement und die Käuflichkeit der Chargen nur noch vermehren, kommt ein Heer zahlloser Mißbräuche, welches die Bemühungen des Herzogs von York, der am Ende des vorigen Jahrhunderts das britische Heer reformirte, nicht vollkommen haben abstellen können. Die allgemeine Revolution der Kriegsverfassung, die seit Napoleon's Auftreten die Truppen des Continents neu schuf, hat Eng=

land nur zum Theil berührt, England, das zwar bei allen Kriegen gegenwärtig war, das den Continent an allen seinen Ufern und Landzungen mit Kriegern garnirte und gerüstet überall aus den Nebeln des Meeres hervorblickte, und doch unberührt von der großen ideellen Umwälzung blieb, die Napoleon unter seinen und den gegenüberstehenden Heeren beschleunigt hat.

Die englische Armee stand noch, als Wellington anfing mit ihr seine „Wunder" zu verrichten, auf dem Standpunkte der preußischen Truppen, welche vor Napoleon für die classische Armee Europas gehalten wurden; ja selbst im gegenwärtigen Augenblick, wo Wellington mit seinem Spielzeuge, das ihm fast allein angehört, das Mögliche angestellt und dessen „verfaulten Flecken" auch reformirt hat, bleibt die englische Armee noch immer ein Amalgam, das einen wunderlichen Eindruck macht. Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt in Dingen, die sich nicht ausrotten lassen: in der englischen Verfassung, die das Heer nicht beschützt, in der Stimmung der Nation, die das Heer nicht achtet, im Charakter des Landes, dessen Beschaffenheit kriegerische Evolutionen und Vorstudien nicht begünstigt, und endlich im Wesen der Engländer und ihrer Soldaten selbst, das sich nicht austilgen läßt. Die englische Armee hat weder den Instinkt der moralischen Ehre noch Gemeingeist; wenn sie stolz ist, so ist sie es auf Old-England, auf den Porter und die Beefsteaks der Heimath, auf die bürgerlichen Tugenden ihrer Anverwandten, die zu Hause sind. Die höhere Ehre kann nicht geweckt werden, da das Avancement dem gemeinen Krieger verschlossen ist; der esprit de corps nicht, weil die Armee in ihrer Größe sich niemals gesehen hat, sondern über alle Theile der Welt in kleinen Parzellen zerbröckelt ist. Noch nie haben sich so viel Engländer zusammenbefunden, als unter Wellington auf der Pyrenäischen Halbinsel: der Continent kannte sie bisher nur als Hülfsdetachements und Bundesgenossen.

Die Infanterie ist stark, aber schwerfällig; die Cavalerie schön, so schön, daß die Franzosen sie mit dem romantischen Namen Lindors bezeichneten, aber sie greift an, wie im Wettrennen, sie hält nicht Linie; sie hat außerdem keine schwere

Cavalerie und die Pferde haben keine Schwänze, was in heißen Ländern ein furchtbarer Mangel ist; die Artillerie hat vortreffliches Material, aber in Spanien wußte man sie nicht zu verwenden, höchstens zu Batterieen, die unbeweglich waren; endlich haben die Engländer keine Belagerungskunst, keine Fortifikation, kein „Genie", weil sie im Lande keine Festungen haben und der auswärtige Dienst ohne Controle ist.

Wenn man das Alles in Anschlag bringt, so scheint es, als sei doch von Wellington's großer Meisterschaft niemals zu viel gesagt worden; und doch hat das englische Heer wieder einige Eigenschaften, mit welchen es alle übrigen Armeen übertrifft. Diese liegen in der Persönlichkeit des Kriegers, in seiner kalten Unerschrockenheit und Todesverachtung. Nicht Servilität ist dies, wie beim Russen, nicht Muth, wie beim Franzosen, sondern Naturell. Die neunsträngige Katze, der Corporalstock, die empörende Behandlung des englischen Soldaten machten ihn nicht feig oder tückisch, sondern dienten nur dazu, ihn in seinem Gleichmuth zu bestärken. Der englische Soldat harrt auf seinem Posten aus, weil er in dem heftigsten Feuer kalt bleibt, weil er von Natur auf der tiefsten Hogarthischen Stufe der Grausamkeit steht und weil er zuletzt als Engländer eine gewisse angeborene heilige Veneration des Gesetzes besitzt.

Der Franzose thut Alles um die Personen, um seinen Feldherrn, um seinen Chef, und zuletzt um sich. Der Engländer haßt diese Alle, auch sich, aber er befolgt das Gesetz. Zum Franzosen kann man vor der Schlacht nicht genug sprechen, nicht populär genug sein, ein lakonischer Chef würde ihn außer Fassung bringen; der Engländer ist froh, wenn er seine Befehlshaber nicht sieht, das Haranguiren ennüyirt ihn, ja die Schweigsamkeit wirkt auf ihn belebender, als eine Rede.

Zu einem angreifenden Gebirgskriege, wie der spanische war, sind solche Eigenschaften unschätzbar, wenn sie auch zu einem vertheidigenden nicht passen möchten. Die Lebhaftigkeit des Franzosen, welche sich hie und dahin zerstreute, konnte zwar überall sein, aber auch an hundert Orten geschlagen

werden, eine Chance, in welche der Engländer seltener kam, weil er fest zusammenhielt, sich schwerfällig bewegte und den Angriff immer so einrichtete, daß er mehr einer Vertheidigung glich. Der Stoicismus und das Phlegma des Engländers sind zwei Waffen, die ihn auf einem günstigen Terrain unüberwindlich machen; dies waren in Spanien zwei Waffen, auf welche sich die Franzosen, gewöhnt an die tumultuarische Kriegführung der Eingebornen, nicht eingerichtet hatten; alle Regeln des Gebirgskriegs scheiterten an diesen Granitkolonnen, die ein Feldherr nur aufzustellen brauchte, um sein Geschäft abzuthun.

Wellington besitzt selbst im höchsten Grade diese lächelnde Kaltblütigkeit, die ihm öfter siegen half, als sein Genie. Er stellte seine Truppen und war gewiß, selbst durch die Fehler seiner Anordnungen zu siegen, da die Entscheidung fast immer verloren geht, wenn Feldherren die Fehler ihres ersten Entwurfes in der Schlacht selbst wieder gut machen wollen: die eiserne Consequenz des größten Fehlers bringt selbst den gewandten Gegner aus der Fassung.

Wellington siegte überall dadurch, daß seine Landsleute zu stehen und zu feuern verstanden. Große Vortheile konnte er damit nicht erringen; denn in der That wußte Wellington nie seinen Sieg zu benutzen; er gewann immer das Schlachtfeld; mehr wollte er nicht; er ließ seinem Gegner Zeit, sich zu sammeln, sich auf's Neue aufzustellen und wieder das alte Spiel zu beginnen. Es ist merkwürdig, wie nahe sich die Schlachtfelder der Wellington'schen Siege liegen, wie zahllose Menschen er aufopferte, weil er von seinen Vortheilen und seinem Glück nicht den rechten Gebrauch zu machen verstand, und wie häufig er das wiederholte, was einmal gewonnen einem Feldherrn von Genie blut- und zeitsparende Vorsprünge gegeben hätte.

Wenn ausgezeichnete Militairs versichern, daß Picton, Crawfurd, George Murray und andere Generale, welche diese Feldzüge mitmachten, dieselben Erfolge gehabt hätten unter diesen Umständen wie Wellington, so muß man ein Glück hochpreisen, das diesem Manne von allen Seiten lachte und ihn unterstützte. Er war der erste englische Feldherr,

dem so zahlreiche Streitkräfte anvertraut wurden; Alles, was die Geschichte von frühern englischen Heeren erzählt, galt nur von 12—18,000 Mann, die von Continentaltruppen unterstützt werden mußten, um agiren zu können.

Welche ungeheuren Leidenschaften hatte nicht Wellington zu benutzen! Eine allgemeine nationale Verzweiflung, Losungsworte auf Tod und Leben, eine Volksaufregung, wie sie die Geschichte selten gesehen hat. Dazu kamen für unsern torystischen Cid Campeador materielle Hülfsquellen, Mittel, zu verschwenderischer Disposition gestellt; denn es giebt keine englische Armee ohne Comfort und reichliches Auskommen. Entbehrung und Unbequemlichkeit, Hindernisse, welche Napoleon's Colonnen mit dem leichtesten Muthe ertrugen, würden den Engländer aufgerieben haben. Regelmäßige Mittagsmahlzeiten, vollkommene Portionen, ein Ueberfluß, der die Fleischtöpfe Old-Englands nicht vermissen ließ, waren die Bedingungen, von denen Wellington's Ruhm abhing. Er wußte dies und kam bei Englands Reichthum nicht in Verlegenheit. Die Pferde der Armee fraßen in den Pyrenäen das Heu, das in Yorkshire gemäht war, die Soldaten nährten sich mit den Zwiebacken, die in Amerika bereitet waren. Die Hingebung des Parlaments und des Ministeriums, der Haß gegen Napoleon war so groß, daß man Millionen nicht scheute, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Wellington war frei von jeder Verantwortlichkeit; selbst von der seines Gewissens. Er verwandelte kaltblütig die fruchtbarsten Gegenden in Einöden, er verschanzte sich hinter den Linien von Torres Vedras mit seinen Tonnen Pökelfleisch und richtete, um seinen Feind auszuhungern, eine Verwüstung an, die jetzt noch sichtbar ist. Wo ihm seine eigenen Pferde im Wege waren, da befahl er den Leuten abzusitzen, den Hahn zu spannen, commandirte und ließ die Thiere niederschießen. Hier gab es keine Verantwortlichkeit mehr; alle Dinge waren ihm günstig.

Nun, das ist es eben, was alle Engländer wissen. Sie wissen, daß sie ihrem Herzog Alles gestatteten, daß sie selbst für ihn Alles gethan haben und sprechen deshalb geringschätzig von dem großen Feldherrn der Allianz, der das Glück

hatte, in der seit Menschengedenken entscheidendsten Schlacht, bei Waterloo, über die kaltblütigen Vierecke der Engländer zu commandiren.

Seine ersten Sporen verdiente Wellington in einer Expedition nach Holland, wo seine Bewunderer, obschon er nur eine Brigade befehligte, doch schon einen Cyrus, einen Schulenburg, man kann hinzufügen, einen Moreau oder Dembinski in ihm sehen wollten; es handelte sich um einen Rückzug. Hierauf schiffte er sich mit seinem Bruder, Generalgouverneur von Indien, nach einem neuen Schauplatze seines wachsenden Ruhmes ein. Er half Tippo Saib, einen Fürsten, der in seinem Hasse gegen England nur von Napoleon übertroffen wurde, in seiner Hauptstadt Seringapatnam belagern und zeichnete sich bei der Erstürmung derselben im Commando indischer Hülfstruppen aus. Die Maratten boten neue Lorbern an: Wellington leitete zum ersten Male eine Schlacht, die so originell geliefert wurde, daß seine Truppen über die Feinde, die sich todt stellten, hinweggingen und im Augenblick der Siegerfreude im Rücken von der wüthenden Maskerade angegriffen wurden. Die Kaltblütigkeit der Engländer rettete ihn; die Schlacht wurde gewonnen und Friedensunterhandlungen folgten. Auch bei diesen blieb die erste Rolle für Wellington, der sein diplomatisches Talent gegen die Maratten zuerst ausbildete. Bathritter, beschenkt mit einer goldenen Vase und einem mit Diamanten besetzten Ehrensäbel, verließ Wellington Calcutta, wurde bald darauf gegen das brennende Kopenhagen verwendet und erhielt darauf ein Commando in der portugiesischen Expedition.

Der Sieg von Vimeira machte ihn zum Obergeneral derselben und von diesem Augenblick an begann er seine ruhmvollen Erfolge, die mit dem Tage von Waterloo endigten. Von nun an mußte er bei Allem gegenwärtig sein, was die Schicksale der Welt bestimmen sollte: wenn man ihn zu Allem zog, so wußte man, daß das Glück in der Nähe war. Die Congresse nahmen ihren Anfang, jene chirurgischen Versuche, die Glieder des europäischen Staatskörpers wieder einzurenken. Wellington, wie ein Prinz von Geblüt behandelt, mußte

überall seine Stimme zuerst geben und man kann nicht leugnen, daß er sich dieser Macht mit Mäßigung bediente.

Der Grund war einfach. Während die Alliirten in einer kosmopolitischen Aufwallung handelten und von einer gewissen allgemeinen und gegenseitigen Großmuth geleitet wurden, besann sich der Egoismus der englischen Politik zuerst von den poetischen Illusionen der heiligen Allianz und verfolgte sein eigenes insularisches Interesse, das nicht verschieden ausgefallen sein würde von der Gravitationspolitik des vorigen Jahrhunderts, wenn es nicht das Bedürfniß eines allgemeinen Kampfes gegen die Revolution wesentlich beschränkt hätte. Man kennt die Protestationen der Castlereagh'schen Politik, Widersprüche, die man von dieser Seite nicht erwartete; aber es geht ja schon lange in England die Sage, daß der Torysmus allein im Stande sein soll, eine imposante auswärtige Politik aufzustellen. Dieser Widerspruch gab zu Mißverhältnissen Anlaß, in welche Wellington verwickelt wurde, die aber die große Verehrung vor seinem Genie und Ruhm nicht verringerten. Er wurde Feldmarschall fast aller Armeen des Continents und überall als der glänzendste Gast der Residenzen empfangen.

Seinem Vaterlande gegenüber ist Wellington der Erbe jener Grundsätze, welche Pitt, Castlereagh und Liverpool hinterließen. Wäre der Aristokratismus nicht etwas Angebornes, so hätte schon die Dankbarkeit den Herzog verpflichten müssen, die Rolle jener Staatsmänner fortzuführen. Denn sie waren es, deren unermüdlicher Eifer gegen Frankreich seinem Ruhme Vorschub leistete, sie, die einer bald schwächern, bald stärkern Opposition gegenüber ein politisches System vertheidigten, das Englands Finanzen zu Gunsten einer einzigen ruhmgekrönten Persönlichkeit fast zerrüttet hat.

Wellington ist kein Redner. Er erschrickt, wenn er der Stimme und dem Antlitze seines großen Volkes gegenübertritt. Die Zunge versagt ihm. Seine Drohungen fallen nur leise und gemäßigt von den unberedten Lippen.

Als das Rasirmesser Castlereagh's das britische Ministerium zerschnitt und Wellington mit Canning seinen Platz

vertauschte, entwickelte sich zuerst die politische Meinung des Herzogs und seiner Opposition zu jenem Schrecken, der sie jetzt für England ist. Es zeigte sich jene alte Wahrheit im neuen Beweise, daß die glücklichen Feldherren gern die Bewältiger der politischen Rechte ihrer Mitbürger werden, gerade wie Camillus ein eben so großer Krieger als Feind der Volksfreiheit war.

Doch nach Canning's Tode wieder in's Ministerium berufen, hatte der Herzog nicht den Muth, seine Drohungen zu erfüllen. Die Heiligkeit seiner Stellung übermannte ihn, die Verantwortlichkeit vor Millionen ist keine Kleinigkeit, er wurde der Emancipator Irlands wider Willen.

Was später folgte, ist uns Allen bekannt. Wir haben den Herzog mit zwei Knieen (es bedurfte nur eines) vor Georg IV. sich beugen sehen, als er das Reichssiegel zurückgab. Wir haben die Wuth des Volkes erlebt, die Widersprüche im Oberhause und die unermüdliche Championnerie des Lords Londonderry, den Todesstoß der Reformbill, die zweimal vereitelten Versuche, in die Breschen des Whiggismus einzusteigen, und endlich einen Sieg, den man schon für unmöglich gehalten hatte.

Was nun folgen wird, liegt im Schooße der nächsten Zukunft und der nächsten Zeitungen. Glückliche Fahrt für Robert Peel! Aber auch Glück dem englischen Volke! Denn was ist der Sieg des Torysmus Anderes, als eine Chance des Fortschrittes, sich zusammenzunehmen, als ein Signalruf für die zerstreuten Partheien, welche in ihrer Liebe zum Volke nicht *einig* werden konnten? Man kann dem Jahrhundert keinen größern Dienst leisten, als wenn man es bekämpft. Die Reaction hält die Krisis auf; aber sie macht sie reifer.

O'Connell.

1835.

Das grüne Erin, dreifach geschützt durch einen Kranz von Untiefen, einen Wall von Klippen und im Innern durch ungebahnte Gebirgsstraßen, glich bekanntlich nicht zu allen Zeiten einer Barke, die England in's Schlepptau nahm. Bis zur Eroberung Wilhelm's III. gehorchte es seinen eigenen Clans und behauptete bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts eine Unabhängigkeit, welche wenigstens illusorisch und formell das besaß, was die Aufhebung der Union ihm heute wieder verschaffen würde. Irland war mit seiner Unruhe, seinen barocken Einfällen, seiner glühenden katholischen Andacht immer bereit, die englische Politik zu durchkreuzen. Es war die Station des Papismus, die Freistatt religiöser und politischer Emissaire, welche Frankreich oder Spanien entsendet hatte, und die den Adel und Pad mit seinem Irish Bull immer leichtsinnig, beweglich und bereit fanden, oft für den Hauch eines Gerüchtes, für eine leise und improvisirte Demonstration in's Feuer zu gehen. Wie oft sich auch die Irländer getäuscht sahen und die Flotten, die ihren Empörungen zu Hülfe kommen sollten, von den Bergen vergebens erwarteten, so gaben sie sich doch wieder dem nächsten Priester mit fremdländischer Aussprache leichtsinnig hin und hofften, der heilige Patrik würde ihnen endlich auf einer Armada den katholischen Himmel, von welchem sie sich unter englischem Scepter ausgeschlossen fühlen, zuführen und Alles in's Gleis bringen, was sie dann ohne Plan, tumultuarisch, auf eigene blutige Rechnung auch schon in's Werk zu richten begannen.

Die Erschlagenen heischten Vergeltung und die Rache gesellte sich zum Fanatismus. Das religiöse Colorit des Widerstandes trat in den Hintergrund und die französische Revolution fand Irland reif zur Ansprache politischer Rechte. Die weißen Engel, die es erwartete, kamen nun nicht mehr

aus Loretto und Compostella, sondern die Emigration, die französischen Lilien, welche Irland so geliebt hatte, daß es französisch geworden wäre, wenn man es nur hätte erobern können, wandten sich — nach St. James; die Revolution aber und der Atheismus landeten auf irischer Küste, zogen ein Lager zusammen und riefen zum allgemeinen Kampfe gegen England. So hatten die Rollen gewechselt!

Aber die heterogenen Elemente einten sich nicht, die ganze Unternehmung scheiterte und die Folge war für Irland die demüthigendste; denn es verlor den Schatten seiner eigenen Repräsentation und mußte gleichsam alles das entgelten, was sich England ärgerte nicht über seine amerikanischen Verluste verhängen zu können.

Mit den beiden letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die irischen Parlamente auf, deren protestantische Trümmer in das Unterhaus versetzt wurden. Die katholischen Vertreter von mehr als sechs Millionen wurden zurückgewiesen, da sie ja an der Schwelle des englischen Parlaments — den antipapistischen und symbolischen Eid nicht leisten könnten! Aus diesem Gewaltstreiche Pitt's und des englischen Parlaments entwickelte sich der gegenwärtige Zustand Irlands, eine Verwirrung, in welcher religiöser Haß, nationales Vorurtheil, lügenhaft eitler Demagogismus und materielles Elend die ersten Rollen spielen.

Die Geschichte hat es immer bewiesen, daß bis auf einen gewissen, ja vielleicht den äußersten Punkt die Ideen schlagender wirken, als sogar die Fragen der Existenz. Dies hungernde Irland, das sich von den wenigstens für das Volk sparsamen Geschenken eines sonst fruchtbaren Bodens nährt, dies breite Elend, das mit dem Leben wegen einer schmalen Rinde Brotes unterhandelt, um bei aller Noth doch noch dem unwiderstehlichen Zuge des Lichtes und der Luft zu folgen — die ringende Existenz würde hier vielleicht zuletzt auftreten, um den englischen Namen zu verfluchen; denn das, was im Menschen das Thierische ist, wird durch eine geheime Scham verborgen gehalten bis auf den letzten Fetzen, welcher noch hinreicht, die Blöße und das Gestell, worin wir uns thierisch Alle gleich sehen, zu bedecken. Aber zur Empörung

treibt es, wenn dem glänzenden, genährten Leibe des Unterdrückers eine i d e e l l e Entschuldigung gegeben wird.

Der irische Bauer erträgt den Reichthum neben sich und vermißt in der Lehmhütte, neben seinem einzigen Besitzthum, einem Ferkel und einem Maß Kartoffeln für den nächsten Tag, nichts von dem Glanze, über den sein Vetter oder Sohn, der in London Schuhe putzt oder die Bettlerkunst mit witzigen Impromptus treibt, in ein schüchternes und uneigennütziges Erstaunen geräth. Allein dem Gefühle zugänglich ist die rechtliche Beschönigung des Elends. Da steht dem Gedächtnisse die ganze Vergangenheit offen und sättigt es mit Haß gegen England. Die Zehntenfrage schlägt in das Gebiet der Religion über, wo die kleine politische Reibung zuletzt unversöhnlich wird. So öffnet sich bald der Blick. Ganz Irland sieht sich von Unrecht umschanzt, von einigen wenigen Fremden, welche den Reichthum und die Gesetze in Händen haben, welche früher sogar ihre politischen Interessen vertreten wollten und deren Geistlichkeit, Pförtner eines verschmähten Himmels, noch jetzt die Gefälle ihrer armseligen aber gutkatholischen Thätigkeit eintreibt.

Das Pachtverhältniß, in England das Fundament der Verfassung, ist in Irland die offene Wunde, welche nie heilt. Die Eigenthümer des Bodens, meist Protestanten, oder der Adel des Landes, der seine Ehre darin sucht, in London die dritte Rolle zu spielen und am Glanz der Monarchie Theil zu nehmen, zerstückeln ihre Ländereien, weil sie für große Pachtungen keinen wohlhabenden Mittelstand finden. Die Cultur der kleinen Districte endet aber immer mit Zahlungsunfähigkeit, mit Auspfändung, kurz mit dem Einschreiten zweier Executoren, eines civilen und eines kirchlichen, welches dann zur Verzweiflung treibt und die Brüderschaft der „Weißbuben" organisirt hat, einen fortwährenden Krieg gegen die Eigenthümer und die nachfolgenden Pächter, einen Krieg, der, wenn auch zurückgeschlagen von den Rothröcken, sich doch immer wieder in den Schluchten der Gebirge zusammenfindet.

Diese sogenannte prädiale Agitation ist es, vor welcher die politische, der Demagogismus O'Connell's in gesetzlichen Formen, immer so emphatisch zu warnen pflegt und welche

doch der eigentliche Rückhalt und gefürchtete Bundesgenosse des letztern ist. Wenn auch die politische Agitation immer die Gesetze im Munde führt, so würde sie doch bei Weitem nicht das imposante Ansehen haben, wenn ihre Demonstrationen nicht durch eine ununterbrochene Kette von Excessen gegen die Pächter unterstützt würden. Ihre Verwahrungen sind nur formell und unvorgreiflich. Die politische Agitation, die wir fortwährend mit England öffentlich unterhandeln sehen, ist nichts als der gesetzmäßige Ausdruck dieser halben Insurrection, der unantastbare Secundant der Flintenschüsse, die nächtlich in die Pfarreien und Pachthöfe fallen, der gesicherte Stab einer immer bloßgegebenen Chouanerie. Der erste Sprecher aber und Parlamentair dieses gesetzmäßigen Demagogismus ist Daniel O'Connell.

Wer mit den Begebenheiten, die durch eigene oder benutzte Leidenschaften in der Geschichte hervorgerufen worden sind, vertraut ist, weiß, daß für die Demagogie eine Menge von Regeln vorhanden sind, die systematisch zu ordnen keine müßige Erfindung wäre. Das Betragen der Pisistratiden, des Perikles, der Antonius und Octavius steht auf einer Seite und wird auf der andern von Cleon, von den Gracchen, Catilina, vom Herzog von Orleans und Mirabeau ergänzt. Hier ist nichts ohne Plan und Methode, hier ist nicht Alles bloße Willkür und hingestellte Absicht, sondern die Demagogie hat so gut ihre Machiavellismen, wie die Autorität, die sich erhalten will.

O'Connell hat die Geschichte mit dieser Rücksicht studirt, kann aber zu dem überlieferten System so viel Neues geben, daß wir einsehen, eine Agitation, wie die seinige, ist noch nicht dagewesen. Das Neue liegt bei ihm in seiner wunderbaren Stellung, in dieser kron- und scepterlosen, aber darum nicht weniger anerkannten Herrschaft über Millionen, in diesem Vertrauen eines Volkes, das seinen Günstling und Fürsprecher sogar auf eine Civilliste setzt, welche ihm den Schein eines angestammten Herrschers giebt.

O'Connell ist den alten Demagogen schon darin ungleich, daß er bei aller Genugthuung seines persönlichen Ehrgeizes nicht denken kann, für sich ein positives Resultat, eine Würde

oder erbliches Ansehen, kurz mehr zu erobern, als für sein Vaterland die unbestrittene Möglichkeit, sich bequem und mit Vorsorge auf das allgemeine Wohl und das Wohl des Einzelnen für die Zukunft einzurichten. Der Zweck seiner Agitation kann niemals die Devise: Dan I. sein, sondern das Ganze handelt sich sowohl darum, die genannte Zukunft zu befestigen, als sie zu beschleunigen.

O'Connell sieht ein, daß sein System auf drei Grundsätze zurückkommen muß: auf die Nothwendigkeit, die Wunde Irlands immer offen zu erhalten, auf den Schein der Gesetzmäßigkeit und endlich auf die Sicherung seiner Person.

Irland weiß, daß es seine Concessionen nur erzwingen kann und daß das Drohende in der Masse liegt; daher O'Connell's unermüdete Aufforderung, Vereine zu bilden und durch Symbole das auszudrücken, was nur noch durch den Schein der Versöhnlichkeit in seinen Schranken zurückgehalten wird. O'Connell drängt in allen öffentlichen Reden, nichts ohne den Schutz der Gesetze zu thun und das Unrecht dadurch zu entkräften, daß man es durch seine Beobachtung aufreibt. Er lockt die englischen Macbeths gleichsam durch eine Unmöglichkeit, daß Birnams Wald auf Dunsinan herankäme, und behauptet, nur die würden sie besiegen, welche nicht geboren sind vom Mutterleibe, und doch steckt hinter diesen Prophezeiungen eitel delphische Schlauheit. O'Connell's Gesetzmäßigkeit und Scheingebung erreicht oft einen Grad, wo sie nahe an Satyre streift. So organisirte er z. B. kurz vor der Emancipation das katholische Irland in der Absicht, die Aufregung in's Höchste zu steigern; doch drückten seine Statuten gerade das Gegentheil aus von dem, was er wollte, so daß er dem Feindlichen Namen gab, die nicht freundschaftlicher klingen konnten. „Alle katholischen Irländer," sagte er, „alle die, welche eine moralische, politische und religiöse Reform wollen, mögen sich — in Haufen von hundertundzwanzig Personen vereinigen. Diese hundertundzwanzig Personen mögen dann unter sich einen Anführer unter dem Namen Friedensstifter wählen, der seine kirchlichen Obliegenheiten treu erfüllt und wenigstens einmal des Monats zur Beichte geht." Der Contrast dieser Bestimmung mit dem,

was sie eigentlich sagen soll, giebt ihr eine lächerliche Wendung. Aber sie bezeichnet vollkommen O'Connell's System, der den Einfluß der Gesetzmäßigkeit auf die Masse kennt und davon überzeugt ist, daß man theure und werthe Dinge der Kühnheit nicht opfern dürfe.

Selbst seinen Egoismus, dessen Abwesenheit wir nicht behaupten, hat O'Connell verstanden an das Interesse der Allgemeinheit zu knüpfen. Er legte gerade so viel Werth auf seine Nothwendigkeit für die irische Sache, als zugleich hinreichend ist, seine eigene Person in Sicherheit zu bringen. Während sein Mund mit dem Stachel eines feinen und spitzen Accents nicht müde wird zu verwunden und er mit schonungsloser Härte jenseits in Irland das wieder erzählt, was er an Personen und Begegnissen in London erfahren hat, giebt er nicht einmal die begütigende Formel hinzu, womit so viel untadelhafter Mißbrauch getrieben wird, daß er nämlich Keinen habe beleidigen wollen, sondern gesteht mit leiser Stimme, daß die Ausforderung an der rechten Stelle ist, zuckt aber dann die Achseln, sieht gen Himmel und ruft schmerzlich aus: „Ich habe einmal einen Menschen erschossen, den Squire Desterre im Jahre 1812; die Kugel ging ihm mitten durch's Herz, und seitdem habe ich der heiligen Mutter Gottes von Kirkpatrik gelobt, jedes Menschenblut zu schonen!"

Was läßt sich dagegen sagen? Mit diesem seinem scheinheiligen Spiel hat O'Connell ein Privilegium der üblen Nachrede und Injurie und bedient sich desselben verschwenderisch, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Man muß eingestehen, daß dies eine für den Demagogen unerläßliche Maßregel ist; denn wo sollten seine Invectiven hinaus, wenn er der Klinge jedes Fähnrichs von der Gegenpartei, die ihn insultirte, Stand halten müßte, oder keine Aeußerung über Personen geben dürfte, ohne dabei sein Leben als Siegel und Zeugniß einzusetzen? Das Bequeme und Behagliche dieser Maxime kommt nicht als Feigheit heraus; denn mit dem Herzen des Squire Desterre hat es seine Richtigkeit und jedermann weiß davon.

Einen großen Vorsprung in der Erfüllung seiner Aufgabe findet O'Connell namentlich in den Resten, die ihm

von seiner ersten Erziehung geblieben sind. Denn obwohl Advocat seinem Gewerbe nach, kam doch die Perrücke auf ein Haupt, das durch die Tonsur schon für den Priesterstand bestimmt war. O'Connell, der Sohn einer angesehenen, aber nicht vermögenden Familie, sollte die Weihe nehmen und wurde deshalb, wie fast alle jungen irischen Geistlichen, im französischen Seminar von St. Omer erzogen. Der Agitator hat einst das Meßgewand getragen und bei den Responsorien sich in der Kunst geübt, zur rechten Zeit einzufallen, einer Kunst, ohne welche man auch schwerlich ein gutes Parlamentsglied werden kann. O'Connell ging vom Studium des Missale auf die heiligen Väter über, auf Chrysostomus und Augustinus, wo ihm bei der Lectüre des Tractats de Civitate Dei politische Folgerungen noch fern lagen. Man sagt, daß der junge Priester mit voller Hingebung seinen geistlichen Studien obgelegen haben soll, man kann auch deshalb nur in der nächsten Aufregung Irlands, in den Unabhängigkeitskämpfen von 1798 den Grund finden, warum er das weite Gewand des Seminaristen von den Lenden that und diese mit dem Schwert des Advocaten gürtete.

Diese energische Anlage der Natur, diese glühende Phantasie mußte einen andern Ausweg finden in einer Zeit, wo es für einen Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux keine Kreuzzüge mehr zu predigen giebt. Aber das Priesterliche steht dem Agitator durch Kunst und Natur noch immer zu Gebot und hilft ihm die Gemüther der katholischen Menge zu erobern. Er ist ein Enkel des heiligen Patricius im Glauben des Volks, ein politischer Luther des Katholicismus. Die Parole, die ihn überall empfängt, ist: Gott und O'Connell! Seine Benutzung des Aberglaubens erweckt die traurigsten Empfindungen.

Die Dinge standen schon oft in Irland so auf der Spitze, daß die organisirte, in Banden und Uniformen das Land durchziehende Menge nur das Signal der ersten Ordner zu vollständiger Rebellion erwartete. Welches Gefühl, wenn die Vernunft und die Einsicht in den Thatbestand dem kommenden Ereignisse dann wieder in die Speichen fiel, den Lauf der Dinge zu hemmen gebot und nothwendige Rückschritte nach

sich zog, weil es keinen Stillstand in Begebenheiten giebt, die wie geladenes Feuergewehr drohen und nur der Leute Muth oder Befehl gewärtig sind! Man sprach auch demzufolge schon oft davon, daß O'Connell dieser kleinen Schritte rück- und vorwärts herzlich müde sei und sich sehne nach Derrinane, an das Meeresufer und die äußerste Spitze Europas gegen Amerika hin, in den Schooß einer zahlreichen Familie, die das einsame Kloster und die labyrinthischen Nebengebäude seines Wohnortes — eine architektonische und reizende Vermischung von Feudalismus und Bequemlichkeit — in Karavanen besucht und sich Recht sprechen läßt in Familienzwisten von ihrem Advocaten-Priester, der unter ihnen ein patriarchalisches Ansehen genießt. Doch die Schürzung des Knotens, der immer verworrener wird in England und Irland, ruft ihn dann wieder zurück auf die Hustings der großen Nationalversammlungen, die Präsidentenstühle der politischen Gelage, den Sitz im Parlament. In London verwickelt er sich in die Intriguen der Partheien, die seine Stimme erobern möchten. In London strauchelt er hie und da auf dem schlüpfrigen Boden der Debatte und Vorberathung: er soll dem Einen zusagen, was er schon dem Andern versprochen hatte, er soll es zuweilen vergessen, da einzufallen, wo man seiner bedarf, er soll bald die Radicalen compromittiren, die ihm ihre taktischen Angriffe, bald die Minister, die ihm ihre Geheimnisse anvertrauten. Das Ministerium Grey, so denkwürdig mehr durch seine Nothwendigkeit als durch seine Individualität, ging an des Agitators Unbedachtsamkeit zu Grunde, da derselbe in Dublin unter den Seinigen immer das zu bereuen pflegt, was er in London zugelassen hat.

Diese Unbehaglichkeit einer unheimischen Stellung ist der Grund, warum O'Connell nie zu einer großen Macht im Unterhause gelangt, in irischen Angelegenheiten ausgenommen, wo sein Name der Kern eines langen Schweifes ist, der ihm treu bleibt, weil er sich zuletzt in die Nebel enger Verschwägerung und Blutsfreundschaft verliert. O'Connell's Züge klären sich auf, wenn sich das Ende der Session nähert; dann sieht man ihn schneller durch die Straßen Londons schreiten, die breiten Schultern wiegend, den Regenschirm wie ein Feld-

wanderer über die Achsel gelegt oder damit gegen die Luft fechtend, ein irisches Volkslied summend und begrüßt von seinen Landsleuten, den Savoyarden Englands.

Er fürchtete die Heimath nicht, ob er ihr gleich schon oft versprochen hat, sie schon in sechs Monaten zum glücklichsten Lande der Erde zu machen und im Parlament die kleinste Beschwerde aufzuheben, die den Kleinsten drückt. Die Völker tragen nichts nach, nur die Partheien. Jene tragen O'Connell nicht nach, daß er einst vor Georg IV. kniete, er versichert, daß er sich jetzt dessen schäme; sie tragen ihm die Zwangsbill nicht nach, gegen die er Anfangs stimmte und deren Erneuerung er später zuzulassen versprach, denn sie wissen, daß er auf Rechnung größerer Zugeständnisse handelte, wozu sich die Verwaltung bereit erklärt hatte. Keine Macht ist gegen den guten Willen nachsichtiger, als das Volk, das sich in seiner Gesammtheit zu stark und zu großmüthig fühlt, die Schwäche eines Einzelnen zu rügen.

O'Connell kennt diese sanfte und linde Moral der Völker und ordnet sich deshalb der Laune seiner Nation bis zum Abenteuerlichen unter. Er erreicht jetzt sein siebzigstes Jahr; ein Siegeskranz wird dem alten Kämpfer gereicht von einem Volke, dessen Sklave zu sein er sich überwinden konnte. Er ist ein Sklave der Irländer, ein Sklave seiner Stellung, bei aller Freiheit. O'Connell würde durch seine übertriebene Hinneigung zum Volksaberglauben, den ein gebildeter Mann nur schonen, nicht theilen sollte, in letzterer Zeit viel von seinem Ruhme verloren haben, wenn nicht der Unverstand seiner Gegner, als sie ihm den bekannten Proceß machen ließen, seiner Stellung wieder die Glorie der Märtyrerschaft geliehen hätte.

Doctor Francia.
1835.

Am glänzendsten entfaltete sich die Macht des Christenthums überall da, wo es nicht zum Schwerte des Kriegers oder den Würden der europäischen Monarchieen seine Zuflucht nahm, sondern zu seiner eigenen Naivetät, sagen wir geradezu, zu den Nürnberger Spielsachen, durch die es verbreitet worden ist unter den Indianern der neuen Welt.

Die Missionarien aller Confessionen gingen auf den Ursprung der Lehre zurück, Jesus, den Sohn eines Zimmermanns, die Fischer, die Zöllner, denen die Gnade der Visionen zuerst zutheil geworden war. Das Christenthum warf da seine Infuln und Tiaren ab, das bischöfliche Pallium, die sammtenen Mäntel der Cardinäle und zeigte sich praktisch, handwerklichen Ursprungs, in Hemdärmeln, half, flink und rüstig die Axt schwingend, die Urwälder lichten, der Civilisation Wege bahnen, Hütten bauen, die Felle der Thiere gerben, um sich gegen Pfeile, die Mosquitos und den Regen zu schützen. Jede einzelne Profession der Apostel kam dabei wieder zum Vorschein.

Und wie man die Bäume fällte, tödtete man auch gleich die Dryade und das Heidenthum; wie man an Blöcken schälte, um Kanots zu bauen, erzählte man vom See zu Kapernaum und dem Wassertreter Petrus; wie man sein Vesperbrot aß, erzählte man die Wunder der Speisung, die Geschichte von den dreitausend Mann und den fünf Broten, die Weinmetamorphosen; und wenn zuletzt der Abend kam und die Sonne in's Meer tauchte, dann setzten sich die frommen Wilden und die wilden Frommen unter das Dach einer Baniane und sprachen von Gott, von der Menschwerdung und dem ewigen Leben, indem sie hinaufzeigten auf das Firmament, die Sterne, die an dem nächtlichen Himmel auftauchten.

Diese meistentheils römische Propaganda war es, die in

Amerika dem Katholicismus Triumphe verschaffte, gegen welche Roms Kämpfe mit Kaiser und Reich, mit Ghibellinen und Ketzern werthlos sind. Die Schüler Loyola's erkennt man jenseits des Oceans nicht wieder. Vergessen sind da die fürstlichen Beichtstühle, vergessen die Grundsätze macchiavellistischer Prinzenerziehung, vergessen die Principien des Königsmordes und ihre Opfer, Ravaillac, Clement, nichts ist zurückgeblieben, als der wahre Grundsatz der Gesellschaft Jesu, die vorgeschrittene Aufklärung mit der Tradition und dem Dogma zu vereinigen.

Jede andere Ordensregel hätte Südamerika zu Grunde gerichtet. Die Dominikaner hätten zu viel Glauben verbreitet, die Benedictiner zu viel Wissen. Die Jesuiten, diese weltlichen, mit dem Conflict der Zeit vertrauten, man möchte sagen protestantischen Priester des Katholicismus, halfen allein, denn sie waren praktisch, thätig, gingen nicht barfuß, verlangten nicht die ewige Rotation des Rosenkranzes um die Achse einer trägen Hand, sie griffen zu Karst und Spaten und lehrten die Völker nicht nur selig, sondern auch glücklich werden. Die Klöster wurden die Stationen der sich Bahn brechenden Civilisation. Der Glaube war nur das Zubrot der erleichterten Existenz, er wurde nur gepredigt durch Beispiel, durch die Verpflichtung zur Dankbarkeit, durch Sitten, die sich von selbst milderten.

Südamerika ist die Schöpfung des edelsten Jesuitismus, und nur diejenigen, die kein Heil für die Menschheit sehen, ehe ihr nicht gepredigt wird, wie in der Leipziger Nikolaikirche, werden das Bewundernswürdige dieser Thatsache unterschätzen.

Ein großer Theil des Unterschieds der südamerikanischen Revolutionen von dem Befreiungskampfe und der gegenwärtigen Stellung der Vereinigten Staaten entwickelte sich auch zunächst aus der kirchlichen Verfassung der spanischen Colonieen. Ueberall wo keine Vertheilung des Eigenthums herrscht, überall, wo unermeßliche Länderstrecken vom Wink eines Einzigen abhängen, hat die Revolution leichtern Vorschub; aber sie greift auch nicht tief hinunter in die Masse, die von den Partheikämpfen der Aristokratie nur insofern

berührt wird, als sie von der letztern abhängig ist. Das Geheimniß der polnischen Insurrectionen, die sich so schnell aufsattelten, liegt in dieser Verfassung, so wie man auch in England eine compacte, rebellirende Majorität sehen würde, wenn die Revolution von der Aristokratie ausginge.

Ebenso ist das Verhältniß auf der negativen Seite. Der Widerstand ist leichter organisirt bei großem Besitz. Da, wo die katholische Kirche in Südamerika nicht civil und wie der Jesuitismus blos pädagogisch geworden ist, konnte sie aus dieser Rücksicht nur störend auf den Gang der Begebenheiten einwirken. Ihr großes Ansehen ist ihr geblieben und die neue Ordnung der Dinge hatte sich ihr erst da versöhnt, als der Katholicismus in allen diesen schnell entstandenen Staaten als officielle Religion anerkannt wurde.

Man schließt hieraus, wie unvorhergesehen die ganze südamerikanische Emancipation war, wie vieler äußerer Umstände sie bedurfte, um sich zu entwickeln, und wie lange es währen kann, ehe die untern Elemente jene Conturen ausfüllen werden, welche für Südamerika in genialen Improvisationen gezogen worden sind.

Nordamerika hatte an einer langen Vorbereitung zur Revolution erstarken können. Es hatte durch Journale und die veröffentlichte Opposition freisinniger Beamten sein Urtheil bilden können. Es war in politischer Rücksicht befestigt und hatte das Princip der Republik überall schon anerkannt, ehe man an einen Namen für die freien Verhältnisse dachte.

Dagegen war in Südamerika das neue Ereigniß ein Facit der verschiedensten Umstände, ja sogar das Facit einer Menge von augenblicklichen Verlegenheiten, wofür sich keine andere Abhülfe finden ließ, als eine revolutionäre. Die Erschütterungen des Mutterlandes waren in den Colonieen ohne Berechnung, so daß die Pflicht der Unterthänigkeit an sich selbst irre werden mußte. Die Schiffe, welche von der Halbinsel kamen, brachten die verschiedenartigsten Nachrichten. Wenn sich die Junten kaum für Ferdinand gegen Carl erklärt hatten, so vernichteten die Tractate von Bayonne wieder ihren besten Willen und zwangen sie, für Joseph Parthei zu nehmen. Entschied nun die Gährung, die allerdings nicht

fehlte, dennoch für die entsetzten Könige, so war hier die Revolution eine Folge des legitimsten Signals und mußte zuerst damit enden, daß man die Autorität der Cortes anerkannte. Bald waren aber auch diese, bei ihrer heillosen, karthaginensischen Politik, die Colonieen in Fesseln zu halten, wieder eine Parole der Regierungsgewalten, eine officielle Berufung; aber wie lange? Bis die Restauration Luft geschöpft hatte, die Cortes abschaffte und jene Behörden in den Bann erklärte, die doch legitim handelten und aus Verzweiflung, dem Gange der Ereignisse auf der Halbinsel zu folgen, jetzt sich ohne Weiteres der erstarkenden republikanischen Principienrevolution in die Arme warfen.

Hier ist es, wo wir wieder kirchlichen Boden unter uns spüren, und zwar mit Früchten, die unglaublich scheinen, denn Alles, was sich an Tendenz, an Princip in Südamerika vorfindet, was aus dem Enthusiasmus neuer Ideen dort entstanden ist, war die Folge des Jesuitismus und jener Bildung, die man nur auf den Universitäten von Cordova, Cartagena, Mexico erhalten konnte.

Das kosmopolitische Princip des Loyolismus bildete sich allmälig zu einer freien Weltansicht aus, zu einem System der Menschenrechte und zu einer Verehrung jener Literatur, die auch in Europa die morschen Fundamente des politischen Gebäudes zu benagen anfing. Obschon weit von Rom und Sparta entfernt, schwärmte man doch für Montesquieu; der feurige, leidenschaftliche Creole wurde elektrisirt von Rousseau's retournons à la nature, und die Werke von Robertson und Raynal studirte er mit um so größerer Hingebung, als sie für Amerika selbst geschrieben waren.

Aber hier ist es auch, wo wir stehen bleiben müssen, um den Schlüssel zu einem verschlossenen Charakter und einem verschlossenen Lande zu finden. Denn eben bis auf die Encyklopädie, vielleicht noch bis zur Declaration der Menschenrechte, reicht die Bildung, deren genialste und originellste Repräsentation wir in Don Jose Gaspar Rodriguez Francia wiederfinden. Bei ihm ist die Schreckensherrschaft wieder angebrochen; Robespierre schreitet wieder stolz einher mit dem Blumenstrauß am Fest des höchsten Wesens; der Despotis-

mus der Tugend und „Bescheidenheit" ist die blutige Ordnung des Tages. Die Gironde ist schon hingeopfert — Doctor Don Cornelio Saavedra; — Marat starb in seinem Blute — Doctor Don Mariano Moreno; — Danton ging unter, weil er den Gott im Laster suchte — Doctor Castelli. Die todtbleiche, grausame Mäßigung Robespierre's herrscht — Doctor Francia — denn wie Francia würde Robespierre geherrscht und dabei geglaubt haben, die Menschen glücklich zu machen.

Hier hat die Militairherrschaft noch nicht begonnen; der kriegerische Ruhm giebt noch keine Ansprüche, Napoleon ging noch nicht über den Simplon.

An Paraguay jagten Siege und Niederlagen vorüber — San Martin, ein jugendlicher Held, noch ein keuscher und aufrichtiger Revolutionair, wie die Kellermann und Marceau, die gegen die Vendée kämpften; dann die drei Heldenbrüder Carrera, schon angesteckt vom Beispiele Napoleon's, aber Napoleon's so, wie er noch Bonaparte hieß, knabenhaft langes Haar trug und so schüchtern war, daß sich erst Weiber in ihn verlieben mußten, um seine Tapferkeit an den Tag zu bringen; dann Bolivar, Sucre, la Mar, Gamarra, alle napoleonisirend und eifersüchtig, der auf den ersten Consul, der auf die Nebenbuhlerschaft Kleber's und Moreau's, der auf den grauen Oberrock und den kleinen Hut, der auf die Krönung, und zuletzt Iturbide, eifersüchtig auf den Gipfel des Unglaublichen, auf die Hoffnungen von 1812, und so früh geknickt wie diese.

Alle diese unermeßlichen Reiche mit ihren dreifachen klimatischen Zonen, mit ihren Goldadern, Krokodilen, Riesenschlangen und Mosquitos, zerschellen an einander und die Freiheit siegt nur negativ, indem ihre Anwalte unterliegen und die Zonen, die sie beglücken will, kleiner werden.

Aber wir stehen noch am Rio de la Plata und seinen Nebenflüssen, an den Zweigen der Andes, welche silberne Wurzeln haben, in den mannshohen Pampaswiesen und den unermeßlichen Stromebenen, an deren Horizonte eine Wolke fliegt, bergend den Gaucho auf dem muthigen Rosse und den

amerikanischen Strauß, den Jaguar, im Sturmfluge jagend, in dem Lande der „guten Lüfte“, in Buenos-Ayres, in der silbernen, argentinischen Republik.

Die Directorialregierung von Paraguay entwickelte sich schon aus den ersten Kämpfen der spanischen Colonieen mit dem Mutterlande, auf demselben Wege, den wir schon nannten, dem der Verlegenheit, wie man sich bei den Umwälzungen der Halbinsel zu verhalten habe.

Paraguay war eine Provinz vom ehemaligen Vicekönigreich von Rio de la Plata und riß sich von Spaniens Herrschaft los, indem es ruhig den Ereignissen folgte, welche von der Hauptstadt dieser großen Statthalterschaft, von Buenos-Ayres, ausgingen. Man klärt sich deshalb am besten über den Ursprung der Herrschaft des Doctor Francia auf, wenn man im Stande ist, sich über die Revolution von Buenos-Ayres eine richtige Vorstellung zu machen.

Von der argentinischen Republik ging die Befreiung Südamerikas aus. Ihr erster Versuch gelang und die Interessen kreuzten sich hier gerade so wunderbar, daß die Freiheit auch gleich für die Zukunft gesichert war. Denn nicht nur, daß die spanische Besatzung geringer war als auf der westlichen Küste, in den goldhaltigen Königreichen; auch die Einmischung Englands und Portugals, welche beide nicht ohne Treulosigkeit und Interesse verfuhren, leistete der Revolution den glücklichsten Vorschub. Von den ersten Kämpfen gegen den König der Fluren, den ritterlichen und kühnen Artigas, bis zu dem Augenblick, der für die Unabhängigkeit der rechte schien, verwickelten sich die Interessen unauflöslich.

Die Vicekönige lösten sich ab, während sie sich kaum befestigt hatten; die nachfolgenden kamen ohne Vollmachten, da sich der Zustand der Partheien fortwährend veränderte. Der Franzose Liniers vertheidigte eine Zeit lang die Ansprüche Europas, und während man glauben mußte, daß er die Colonie für die Usurpation seiner Landsleute retten wollte, stellte sich weiter heraus, daß er Bourbonist war und an den alten spanischen Thron dachte, ja sogar an Brasilien, von wo aus die intriguante und leidenschaftliche Mutter der beiden feindlichen Brüder von Oporto ihre Minen springen ließ.

So wirrte sich Alles in einen labyrinthischen Knäuel zusammen, aus welchem die Staatsklugheit keinen Ausweg mehr fand, nur die Freiheit, welche die Rücksichten durchhieb, da sie nur der Zukunft und sich selbst verantwortlich war.

Zu gleicher Zeit, am Schluß des ersten Decenniums unseres stürmischen Jahrhunderts, traten in Caracas, in la Paz, Quito, Bogota und in Chile Regierungsjunten zusammen, und in Dolores stand der Märtyrer der mexicanischen Freiheit, Hidalgo, auf, um bald auf dem Blutgerüst Zeugniß zu geben von dem, was die Zukunft an seinem Tode rächen würde.

In Buenos-Ayres aber, wo nun die zweifarbige, blauweiße republikanische Fahne wehte, ging die Revolution einen gemächlichen und bequemen Gang. Die Militairherrschaft war über Südamerika noch nicht angebrochen, weil weder die Propaganda der Losreißung noch der spanische Widerstand besonders organisirt waren. Hier lag noch Alles in den Händen einzelner von der öffentlichen Stimme bevorzugter Advocaten: nicht einmal die Kaufleute, wie in Bolivia, mischten sich ein. Das System aber, das man bei diesen civilen Bewegungen befolgte, war jenes, das einst Fouché zum großen Aerger des Kaisers und zu seinem eigenen Nachtheil bezeichnet hatte. „Wenn ich sterbe, Fouché," fragte Napoleon vor der Geburt des Königs von Rom, „was werden Sie thun?" „Sire," antwortete zweideutig der Chef der geheimen Polizei, der sich da selbst verrieth, „ich werde so viel Gewalt an mich reißen, als mir nur möglich ist."

Das that man in Buenos-Ayres: man theilte sich in die Revolution und Francia bewies, daß er die Grundsätze herrenloser Zeiten vortrefflich inne hatte. Er schnitt die nördliche Provinz von Buenos-Ayres, Paraguay, gänzlich von dem weitern Verlauf der Begebenheiten ab und beeilte sich, seine Eroberungen innerlich zu befestigen.

Die Bewegung in den andern Provinzen war immer noch civil: immer noch begleiteten bürgerliche Bevollmächtigte, wie die ehemaligen Conventsdeputirten in Frankreich, die Kriegerhaufen, welche den spanischen Heerführern die glücklichsten Treffen lieferten, revolutionirten das Land und leiteten den

Proceß der Gefangenen ein, welches immer ein kurzer war. Francia überließ die Vertheidigung seines Erbtheils den Doctoren und Advocaten von Buenos-Ayres, seinen Universitätsfreunden aus Cordova, und studirte ruhig in Assumcion Macchiavell.

Erst als die thätigen Provinzen ausruhten und man der spanischen Unmacht im Lande so gewiß war, daß man den echten Libertador Südamerikas, San Martin, über die Anden und den Desaguadero in die Goldländer schicken konnte, da sah man in Buenos-Ayres ein, daß die proconsularische Herrschaft von Paraguay eine schlechte Consequenz der neuen Dinge sei, und schickte den General Belgrano ab, diese Provinz mit Waffengewalt der Centraljunta einzuverleiben.

Noch hatte Francia kein Blut gesehen. Er fürchtete die blinden Entscheidungen des Mars. Deshalb griff er zu alten historischen Listen, forschte in Roms Geschichte vom Trasimenersee bis zu den Tagen von Capua und leitete eine humane, unblutige Mystifikation ein. Er stellte dem anrückenden Zuge keinen Widerstand entgegen, Tage lang nicht, bis derselbe in einer Nacht dicht vor Assumcion stand und sich überall von Feuerzeichen auf den Bergen umgeben sah. Waren dies Märchen aus dem Cornelius Nepos? Waren dies die glühenden Stiere des Hannibal? Oder die zahllosen Aufgebote eines allgemeinen Landsturms? Der Executionsgeneral erschrak, nahm den Rath des Doctors an, der ihm lächelnd Proviant und Geschenke für die Junta in Buenos-Ayres und seine terroristischen Schulkameraden anbot, und zog sich, bis an die Grenze von Paraguay von der Illumination der Berge ringsum begleitet, in seine Kasernen am Rio de la Plata zurück.

Die Mutterrepublik hatte inzwischen ihren langwierigen Kampf mit dem rivalisirenden Montevideo begonnen, sie mußte alle ihre Streitkräfte gegen Brasilien wenden, welches Ansprüche machte auf die Banda Oriental. Diese Zwistigkeiten währten bis zum Jahre 1828, wo endlich der Friede von Rio de Janeiro der jungen Republik Athem verschaffte.

Rechnet man die Anstrengungen hinzu, welche die Propaganda nach Westen hin kostete, so begreift man, wieviel Zeit

die Usurpation von Paraguay gewann, sich zu befestigen, sich chinesisch gegen das Abendland und die schwankende Tagesgeschichte abzuschließen und einen Zustand zu erhalten, der uns für den vulkanischen Boden von Südamerika wie etwas Unmögliches erscheinen möchte.

Paraguay selbst ist einer der fruchtbarsten Binnenstriche von Südamerika. Ueberall herrscht Reichthum der Vegetation, wie aller Orten in diesem gesegneten Welttheile. Die großen Ebenen begünstigen die Zucht der Stiere und Pferde, deren Häute nebst dem berühmten Paraguaythee die Handelsartikel des Landes bilden. Warum mußte auch Bonpland so neugierig sein und die Theepflanze so sorgfältig beobachten wollen! Man hielt ihn für einen Feind des Nationalreichthums und des persönlichen Einkommens des Dictators; denn er selbst, der Doctor, ist erster Theehändler und Staatsgerber. Man glaubte ihm nicht, daß er nur die Akademie, die Verbesserungen Linné's, nur die Wissenschaft im Auge hatte, und kerkerte ihn ein.

Die Bewohnerzahl ist gering und geht kaum über eine halbe Million hinaus; Creolen, Mestizen, Farbenschattirungen aller Art begegnen sich in Assumcion; der Rest auf dem Lande sind Indianer, zahme, halbwilde und wilde. Diese letztern können, wie die Darmstädter das R, das F nicht aussprechen, wobei also das Staatsoberhaupt immer um einen Buchstaben zu kurz kommt und somit keineswegs an die Freiheit, die in seinem Namen liegt, erinnern kann. Die Wilden von Paraguay haben einen großen Theil der barocken Natursitten Amerikas: ihre Frauen essen kein Fleisch, gleichsam um nicht — zu verwildern. Sie lassen nur ein Kind aus ihren Ehen leben, eine Gewohnheit, die der Malthus'schen Klage abhilft, aber für den Flor und die Statistik des Staates wenig günstig ist. Viele dieser Stämme sind noch nicht mit dem Christenthum bekannt, woraus man auf den Bekehrungseifer der Jesuiten schließen kann. Diese ehrwürdigen Väter wollten die Völker erst glücklich machen, ehe sie ihnen erlaubten, mit dem Rosenkranz zu spielen. So kommt es, daß Paraguay der Antipode von Tibet ist, der Doctor hier nicht blos für einen

Doctor der Theologie, sondern für die Theologie selbst gehalten wird.

Seid doch nicht immer gewohnt, nach euch die Menschen zu beurtheilen! Sprecht ihr da von Francia wie von einem Verräther an euern Grundsätzen! Klingen nicht eure Vorwürfe, als verginge sich jener Doctor an seinem Diplom und an seinem Hute, als glaubtet ihr, man könnte doch Schiller und Goethe oder den deutschen Liberalismus auch wohl besser verstehen, als so! Aber wir kennen Francia besser. Es ist eben Robespierre, der plötzlich unter die Menschen Rousseau's versetzt wird; es ist Robespierre, der Locke's tabula rasa neu beschreiben und füllen soll. Seine Herrschaft ist von der Ironie präsidirt, und wird grausam nur dann, wenn sich die Langeweile oder hypochondrische Laune des geistreichen Geistlichen regt.

Oder wollt ihr in ihm keinen Mann der Revolution und Jesuiten sehen, dann nehmt ihn als Philosophen! Ich rede nicht von Seneca, der den Mord einer scheußlichen Mutter (aber einer Mutter!) guthieß; nicht von dem flammenden Scheiterhaufen des Servet in Genf; denkt an Plato und die Republik mit ihren Grundzügen für jede Tyrannei; denkt an seinen Verkehr mit Dionys, oder an jenen andern Dionys, der von Blut troff und doch so viel Kenntnisse besaß, in einer Stadt wie Korinth noch Schulmeister werden zu können, oder an Phalaris und seinen glühenden Ochsen und die Pythagoräische Philosophie! Denkt an Machiavell und den Sprung von den Discursen über Livius zum Fürsten! Oder an Baco von Verulam, den Verfasser des Organons — und den englischen Kanzler! Ich thue nichts, als die Ahnen Francia's aufzählen.

Francia's Herrschaft ist das ernsthafte Mittel zu beinahe komischem Zweck. Francia lacht unter seinen Wilden, die das F nicht aussprechen können, und wenn die frommen Mestizen eine neue Kirche bauen wollen, nur dann ist er unglücklich und ruft aus: „Wann werden die Menschen aufhören blind zu sein! Eine Reihe von Geschützen an der Grenze ist besser als alle Heiligen! Ich erinnere mich nur noch dunkel jener Zeit, wo ich wie ihr Katholik war!“

Dies ist Francia, von welchem man geneigt ist zu sagen, seine Herrschaft sei priesterlich und ein Triumph der Bigotterie. Nein, Anacharsis Cloots ist Dictator eines Naturstaates geworden und fordert die Langmuth des Himmels heraus, dessen Blitze er seinen Unterthanen — aus physikalischen Ursachen erklärt.

In der That man muß gestehen, wenn jene Weiberrepublik am Amazonenstrom eben so erwiesen ist, wie diese humoristische Herrschaft des Doctor Francia, dann wird Amerika nicht nur der Sitz der Freiheit, sondern auch der der Wunder werden.

Francia fürchtet nur Einen Feind: die Macht des Beispiels, die unwiderstehlich ist in schwach organisirten Staaten und unter rohen Naturvölkern, welche den Instinkt der Masse haben und durch fremde Entschließungen gern die eigenen entschuldigen. Die neuen Republiken rings um Paraguay her schritten bisher ihrer innern Vollendung immer näher, wenn man die blutige Reaction der Demokratie und der Creolen gegen Militairherrschaft so nennen darf. Francia fühlte sich vor diesem Miasma nicht sicher und entschloß sich schnell zu Concessionen, die aber so schlau und widerhakig angelegt waren, daß sie ihm ein Mittel zum Gegentheil dessen werden mußten, was sie zu sein schienen.

Mit der Verschlagenheit eines Menenius Agrippa ging er hinaus zum Volk, das er im Geist schon auf dem Mons sacer versammelt sah, und gab eine allgemeine Repräsentation zu, die aus Urwahlen hervorgehen sollte. Statt des bisherigen kleinen Senats, der seine Macht unterstützte und die Last der Geschäfte theilte, berief er tausend Abgeordnete aus allen Theilen seines Landes in die Hauptstadt. Hier bewillkommte er sie wie ein Mann von Welt, redete sie mit Höflichkeiten an, wodurch sie in Verlegenheit gesetzt wurden, sprach vom Beruf der Regierung, wie von einer Prädestination des Genies und dann wieder wie vom Resultate solcher Kenntnisse, die niemand daheim in seinem Urwalde erlangt haben konnte. Er legte ihnen Tractate vor in den ausländischsten Sprachen, citirte die ökonomischen Schriften Xenophon's, um einen kleinen Geldposten des Budgets zu erläutern, und

verlangte von ihnen, daß sie über Adam Smith und den Physiokratismus ihre Stimme abgeben sollten. Dazu kam noch, daß sein drittes Wort Uneigennützigkeit war und von den Deputirten so viel Patriotismus von ihm verlangt wurde, daß sie keine Entschädigung in Anspruch nehmen durften.

Da sehnte sich denn Jeder aus der theuern Hauptstadt nach seinem Meierhof zurück. Jeder fühlte, daß ohne Diäten und Kenntnisse auch die Demokratie eine unvollkommene Verfassung ist, und in einer der schönen südamerikanischen Nächte, beim Schein der Laternenkäfer und goldglänzenden brasilianischen Nachtfalter, waren die Deputirten, die Revolution und die Unbequemlichkeiten des Philosophen von Assumcion verschwunden.

Wir wollen uns wohl hüten, zu scherzen, wenn Francia Indianer erschießen läßt, die sich unterstehen, ihn starr anzublicken. Man erzählt dies. Wir können nur nicht zugeben, daß Francia eine angeborne Grausamkeit besitzt.

Solche Erscheinungen, wie Nero und Francia, der ihm aus Nothwehr gleicht, führen in die Schlupfwinkel der menschlichen Seele, wo das Ausgezeichnetste in Bildung und Phantasie oft mit Leidenschaften gepaart ist, für welche sich keine andere zureichende Erklärung finden läßt, als oft nur böse Laune der Einsamkeit oder der Kitzel, gerade das zu versuchen, was die tägliche Gewohnheit unversucht läßt. In der Vorstellung Hamlet's, bei gesunder Vernunft den Narren zu spielen, lag eine geheime Wollust für den dänischen Prinzen.

Allerdings ist ein so arbitraires, launenhaftes Regiment, wie das von Paraguay, ein Unglück für die Menschheit; aber man verberge sich nichts: eine Alleinherrschaft, vorübergehend wie die von Paraguay, eine Herrschaft des Genies und der Kraft, ist zur Zeit noch die glücklichste Chance der jungen Freiheit Südamerikas. England lernte seine Magna Charta erst durch die Tyranneien der Heinrich, Elisabeth, Jakob und Karl schätzen, erst durch langjährige falsche und ungerechte Citate wurde die Freiheit aus einer Abstraction juristische Gewohnheit.

Südamerika hat das Interesse einer dauernden Zerspaltung: die Freiheit beglückt nur kleine Kreise. Diese unermeßlichen Länderstrecken müssen sich in kleine Districte theilen, wo sich die Freiheit anbauen läßt, wie der Kohl, den man unter seinem Fenster wachsen, blühen und gedeihen sieht.

Francia haßt die Monarchie als Princip; er haßt die Aristokratie; er ist ein Repräsentant jenes sonderbarsten aller Despotismen, der die Welt frei machen will mit Gewalt und glücklich mit Zwang. Er wirkt in seinem Lande Vortreffliches, Vorbereitungen für die blaue Zukunft, er betreibt die Cultur des Landes und der Geister, er will Menschen schaffen, die der Freiheit würdig sind. Francia experimentirt. Er hält mit seinem Lande Schule. Schon rückte es eine Klasse höher; denn der Handel mit dem Auslande ist seit einigen Jahren freigegeben: solche Concessionen sind hier wie Noten, die bei jährlichen Prüfungen dem Fleiße eines Schülers gegeben werden. Francia wäre glücklich, wenn er stürbe und könnte seine Schüler sich selbst überlassen; aber so fühlt er, daß sie noch immer nicht reif genug sind, und mußte sich entschließen, noch in seinen hohen Tagen, in seinem siebzigsten Jahre, ein junges Mädchen zu freien, um einen Nachfolger erzielen zu können.

Man denke sich hier den alten Spanier, wie den Doctor Bartolo, mit rothen Strümpfen, lockiger Perrücke und im langen Mantel: oder wollt ihr einen edleren Vergleich, wie den alten Dogen Marino Falieri von Venedig, der als siegesmüder Löwe noch mit einer frischen jungen Gazelle spielt!

Armand Carrel.

1835.

Athemlos, in einer ewigen Bewegung, drängen sich die Aeußerungen des politischen Lebens in Frankreich, so daß selbst der Umfang von Paris nicht groß genug zu sein scheint,

für jede derselben hinreichenden Raum zu lassen. Nichts ist dort vollständig: weder der Sieg noch die Niederlage. Jener muß darauf verzichten, Triumphe zu feiern; diese hält ihre Leichenbegängnisse nur in der Stille.

Auch für den Contrast ist nicht Raum genug da. Die Masse der Interessen, innerlich verwandt, oft nur ein Mehr oder Weniger, schattirt sich in einander, so daß die Extreme durch eine lange Kette von Mittelgliedern das Unversöhnliche ihres Abstandes zu verlieren scheinen. In jedem andern Lande würde eine Erscheinung, wie der große Proceß des National vor der Pairskammer, entscheidende Folgen gehabt haben; überall, wo Raum ist, wo man noch athmen kann und nicht gedrückt wird von zahllosen Intriguen und Bestrebungen, hätte dies Schauspiel die öffentliche Meinung besiegt; denn im Contrast liegt für die Gemüther eine unwiderstehliche Wirkung, weil sie eine poetische ist.

„Wir — die Männer des National!" Welche Brücke führt zu dieser stolzen Emphase, die Armand Carrel aussprach? Welche Verbindung giebt es, um mit dieser kalten Resignation zu unterhandeln? Namen, welche als Parlamentaire kommen wollten, werden durch diese Phrase, zusammengesetzt aus Stolz, Verachtung und Drohung, zurückgewiesen; Ereignisse, die jenes schroffe Jenseits erobern möchten, könnten es nur, wenn sie der Zukunft angehören.

„Wir — die Männer des National!" ein Contrast, der überall siegen würde, der aber in Paris durch öffentliche Blätter, durch gesellschaftliche Berührungen und tausend Seiden der Freiheit gebrochen wird und nichts zurückläßt, als die Ordnung eines Tages und eine Besorgniß, die leichtsinnig der Strudel der Begebenheiten wieder fortspült.

In der That sah man damals einen Tag lang die Männer des National als eine repräsentirte Macht; umgeben von Bundesgenossen und Sympathieen, welche überraschten; eingerichtet, schlagfertig, nur des Augenblicks, der nicht fehlen zu können man gewiß war, harrend: man sah diese schroffen Verneinungen vor den Schranken des höchsten Gerichtshofes, die rechte Hand im Brustlatz, die Linke vornehm über den Rücken geschlagen; man sah diese bleichen Köpfe, welche die

Farbe der Kerkerwände, ihrer Heimath, trugen; diese scharfen und gepreßten Lippen, um welche hundert Verdicte serviler Geschwornen ein ironisches Lächeln unvertilgbar eingegraben; diese Relais und Vorposten einer Zukunft, die, wenn man sie nicht zu Fuß haben will, wie Mirabeau sagte, zu Pferde kommen wird; man sprach von diesen geheimnißvollen Physiognomieen einen Tag, tröstete sich, daß das, was da kommen mag, wahrscheinlich unvermeidlich sei, und kehrte zurück zu seiner Boutique, zu seinem Kinde, das sich auf die Weihnachtszeit freute, seinen Gönnern, seinen Kunden, zum status quo des Augenblicks, der sich fortwälzen muß bis zu irgend einem großen Stegreifereigniß, einem entscheidenden Zufall.

Für die Tausende, welche davon gewinnen wollen, ist das große Terrain so klein: der Eine hängt sich wie an einem Bergabsturze an den Andern, um sich wechselseitig fortzuschleudern; Jeder fühlt, daß der Boden unter seinen Füßen brennt und daß nur der fest steht, der sich bewegt; der Besitz ist fortwährende Eroberung oder Vertheidigung; die Existenz ist ambulant; noch ist die Zeit der Aufopferung nicht gekommen; die Contraste siegen nicht in Paris.

Der Kampf des Tiersparti und der Doctrinaire kann nie zu positiven Resultaten führen, wenn nicht Unvorsichtigkeit wie bei geladenen Flinten aus dem Spiele Ernst machen sollte. Der Tiersparti mag von der gelehrten Miene der Doctrin belästigt sein; er mag es beleidigend finden, wenn die Doctrin bei jedem Streit erst eine Weile schweigt und sich dann vornehm erhebt, um die Frage auf ein anderes Feld zu schieben; in Frankreich entscheidet die Manier, nicht die Gesinnung. Was könnte der Tiersparti wollen, das die Doctrin nicht unterschriebe? Hat die Doctrin gegen den Tiersparti etwas Anderes im Schilde, als einen andern Ausdruck für dieselbe Sache? Kann der Tiersparti mit seinen halb napoleonistischen, halb bürgerlichen Manieren, mit seinen linkischen Complimenten, mit seinen Röcken von zwei Reihen Knöpfen, seinem kurzgeschnittenen, ungelockten Haar, mit seinen benägelten Stiefeln und der Unbeholfenheit, die ihn bei einem vornehmen Diner lächerlich machen — kann er mit

diesem formellen Ingrimm irgend etwas im Sinne haben, was die neue Dynastie in Verlegenheit setzte?

Bei Leibe nicht! Nein, beide vereinigen sich in der Ansicht, die sie von parlamentarischer Opposition haben; beide, Tiersparti und Doctrin, halten die Opposition für etwas nothwendig Bitteres, aber für den bittern Magensaft, der dem Staatskörper verdauen hilft. Radical ist keiner von beiden. Hier ist ein Kampf ohne Muth; ein Kampf, der die Sieger in Verlegenheit setzt. Die Doctrin täuscht sich hierüber nicht; sie erklärte längst, daß der Tiersparti nicht wagen wird zu siegen.

Die Doctrin spielt dem Tiersparti gegenüber eine Rolle, die plötzlich für sie ein Interesse erregt hat. Wer sähe nicht mit Theilnahme auf Thiers, den geistreichen Roué, der das Königthum in seiner Hand zu haben scheint, und der ihm dennoch so verhaßt ist, weil er seinen demokratischen Ursprung nicht abstreifen konnte, weil er alte burschikose Ausdrücke und Formen beibehielt und sich noch immer so benimmt, wie ein junger Schüler des Collège, der plötzlich einen Wechsel von Hause bekommen hat, sich mit seinen Kameraden einschließt und einige Tage lang seine Orgien feiert!

Wir sind an der rechten Stelle. Es gab eine Zeit, wo Armand Carrel mit Thiers und dem Staatsrath Mignet die Namen der Freundschaft austauschte, wo ihre Schwüre gemeinschaftlichen Feinden galten, wo sie zusammen Luftschlösser bauten und wechselsweise an einander belauschten, wie mit dem wachsenden Barte die Illusionen schwanden.

Mignet, ruhig und gesetzt, von ängstlicher Besonnenheit, der pedantische Gegenstand der Späße des kleinern Thiers, immer aufgezogen von seinen beiden Freunden, aber ein Mann von Vorsicht, ein Meister des Styls, plastischer Natur, ein Mann zu gut für die Dinge, denen er später diente. Thiers, lebhaft, Raisonneur, Poltron, immer Widerspruch, heute das Gegentheil von dem, was er gestern war, nicht so tief und ergründend wie Mignet, auch nicht so marmorn im Styl, doch empfänglich, ein leichter Arbeiter, mit einem genialen Instinkt für das Wahre oder auch nur für das Glänzende. Carrel, vielleicht nicht so unterrichtet wie Mignet, nicht so geistreich

wie Thiers, aber consequent, ein Mann der That, energisch, Meister seines Ideenkreises, Meister der Menge, imponirend durch den Willen und die moralische Macht der Wahrheit, die da elektrisirt, keines Menschen und keiner Meinung Sklave, auch nicht einmal Sklave der Republik, und doch auch ein Sklave — ein Sklave seiner selbst, ein Sklave seines Charakters!

Die Ereignisse lösten diesen Bund. Die Freundschaft verhüllte ihr Haupt und nahm von ihren Jüngern Abschied: wie sich der edle Rüdiger von den Nibelungen wendet und sein Schwert verflucht, das er im Dienste Chriemhildens gegen seine Freunde und Schwäher führen muß. Ja, das Unglück dieser Tage macht unsere Herzen kalt und mit todten Mienen gehen wir an einander vorüber, die wir uns damals geliebt hatten, als es noch keine andere Parthei für uns gab, als die der Freundschaft.

Armand Carrel wurde mit dem beginnenden Jahrhundert geboren. Seine Kindheit nahm die glänzenden Eindrücke der Kaiserherrschaft auf; die Phantasie mußte sich bei ihm früher entwickeln, als eine Meinung. Die Ahnung des Kaisers steigerte sich mit der Reife der Jahre, denn das Schicksal Frankreichs fiel bald mit des Mannes sinkender Größe zusammen: die Liebe des Vaterlandes hatte keinen andern Ausdruck, als die Vergötterung einer unsterblichen Person. Glanz der Nation, die Größe des Kaisers, die Begierde nach Ruhm, Alles fiel in Eins zusammen und auch zuletzt in die eine Thatsache, durch welche die Vergangenheit Lügen gestraft und großen Anfängen ein kleines Ende gegeben wurde.

Als Armand Carrel, wie viele tausend Jünglinge, sich stark genug fühlte, die Bahn der Ehre und des Todes zu betreten, waren die Adler der Nation zerbrochen, fremde Banner wehten im Lande und die Knaben, welche neben ihren Brüdern am Ebro und der Beresina liegen wollten, wurden mit ihrem Anerbieten abgewiesen; die Musketen, die hinfort in Frankreich getragen werden durften, hatten die Sieger gezählt.

Doch wandte sich bald die Perspective; es schien eine geraume Zeit hindurch nicht unmöglich, daß Frankreichs zer=

stampfter Boden eine neue Invasion zu fürchten hatte; die Jugend eilte zu den Waffen; auch Carrel entlief seinen Eltern und ließ sich bei einem Regiment anwerben. Seine Eltern hätten ihn gern hinter ihren Ladentisch gestellt und ihn mit Maß und Gewicht zu ihrer und der Kundschaft Diensten ausgerüstet; es waren ansehnliche Krämer, die bei einem Tumulte ihre Boutique verschlossen und das Heil der Welt in guten Preisen des Kaffee und Zuckers suchten. Die guten Leute waren untröstlich, sie schickten sich schon an, das Mittel des Enterbens anzuwenden, als ihr Ehrgeiz der Sache eine andere Richtung gab. Der Oberst des Regiments sprach von den vortrefflichen Anlagen des jungen Mannes, von Eigenschaften, die ihn ganz für den Tod auf dem Felde der Ehre geeignet machten: der geschmeichelte Stolz widerstand nicht mehr. Carrel bezog die Militairschule von St. Cyr.

In diesem Institute sog die französische Jugend jene Grundsätze ein, die später bei den Regimentern in Verschwörungen ausbrachen. Die alten Fechtmeister und Ingenieuroffiziere sprühten noch von bonapartistischen Phrasen; die jungen Männer griffen sie auf und ließen sie der Liebe zur Freiheit und Republik zu Gute kommen. Man verschmähte nicht den phantastischen Schmuck der Verbrüderung auf Leben und Tod, man hatte seine Erkennungszeichen, seine Symbole, seine eigene Art, die Hand zu geben, seine Stichwörter, wenn man Eingeweihten zu begegnen vermuthete. Es war ein Geist der Unruhe, um so gefährlicher, als sich zur Poesie noch die Einflüsterungen und das Gutheißen von Männern gesellten, die durch ihr graues Haar das Unwahrscheinliche möglich zu machen schienen und das Verbrechen heiligten. Doch war nicht Alles Unbesonnenheit, nicht Alles gekränkter Stolz, was die Jungen und Alten zusammenbrachte; sondern schon eine historische Einsicht in Frankreichs betrogene Geschichte, eine Ueberzeugung, welche theoretischen Ursprungs war und sich der Leidenschaften nur bediente, um Sympathie und Märtyrer für diese Ueberzeugung zu wecken.

Armand Carrel wurde Offizier des 29sten Regimentes. Die Militairverschwörung von 1820 verzweigte sich auch hier; die Entdeckung derselben ging aber diesmal noch schonend über

dem jungen Republikaner hinweg. Carrel wurde versetzt; doch brach seine Geduld zuletzt doch am fortwährenden Vereiteln der patriotischen Absichten. Die geheimen Gesellschaften waren von Verrath untergraben: die Decimationen verringerten ihre Streitkräfte, und Carrel sah ein, daß ein der Freiheit geweihtes Leben nicht unterhandeln müsse mit Hindernissen; wie so viel scheinbare Freunde der Unabhängigkeit ihre Unthätigkeit durch das Unmögliche zu beschönigen pflegen. Seine Seele dürstete, den oft vorbereiteten und immer wieder von den Ordnern abgesagten Kampf gegen Tyrannei endlich zu bestehen, er verachtete den Egoismus der Freiheit, schwang sich auf einen kosmopolitischen Standpunkt und beschloß der spanischen Sache seinen Arm und seinen Tyrannenhaß zu weihen. Er ging nach Barcelona, kämpfte gegen die Glaubensarmee und ertrug unter Mina die Mühseligkeiten des spätern catalonischen Feldzugs.

Als diese Dinge scheiterten, wurde Carrel, obgleich in eine Capitulation einbegriffen, doch in Toulouse zum Tode verurtheilt.

Die Schicksale haben in diesen Kämpfen oft wunderbar schnell gewechselt. Noch heute trifft es sich wol auf der Pyrenäischen Halbinsel, daß, nachdem an elf Unglücklichen das Todesurtheil vollstreckt ist, für den zwölften das Gewehr versagt und im ganzen Bereich so wenig Pulver vorhanden ist, daß man kein frisches auf die mörderische Pfanne schütten kann.

Ein processualischer Fehler rettete Carrel, seine Sache wurde revidirt, und mit der Erfahrung, schon einmal mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ging er nach Paris. Wer sich nicht daran gewöhnt hat, in der nächsten Viertelstunde guillotinirt zu werden, wird in unserer gefahrvollen Zeit nie eine große Rolle spielen. Nur diejenigen, deren Wandel ewige Verzichtleistung ist, sollten das Kreuz des heiligen Kampfes nehmen.

Die Censur und die imponirende Stellung des Ministeriums Villèle hatten die Revolution eine Zeitlang zurückgeschreckt in die Schlupfwinkel einiger Geheimbünde, noch mehr aber in die Museen der Gelehrsamkeit, wo an fremden Studien der Ueberdruß sich zerstreute und an Geschichtsdarstellungen, welche Vergleichungen mit den laufenden Dingen zu-

ließen, die Verzweiflung eine Art stille Genugthuung fand. Carrel schrieb eine Geschichte Schottlands und eine Darstellung der Contrerevolution unter Karl und Jakob II., wovon die letztere eine Parallele seiner Zeit schien und vom Partheigeiste empfohlen wurde. Die erstere veranlaßte blos das Bedürfniß zu leben, wie auch Thiers damals seine Revolutionsgeschichte ohne großen Plan begann und nichts damit im Anfang liefern wollte, als eine Nebenarbeit, die der speculative Buchhandel bei ihm bestellt hatte. Trotz der beschränkten Presse erreichte die Journalistik ein seltenes Ansehen. Alles, was Kenntnisse und Geist hatte, trat in ihre Bureaux. Eine Aufopferung dieser Art, daß sich das Genie zersplitterte, sich dem kleinen Partisanenkriege anschloß und alle Tage wieder mit frischen Artikeln, die nur bis zum Abend Werth hatten, zur Hand war, sah man jetzt zum ersten Male. Und zuletzt lernte die Journalistik, durch keine Niederlagen entmuthigt, auch siegen; denn die gesetzmäßige Opposition, welche unter Polignac in der Kammer bald die Oberhand erhielt, machte gemeinschaftliche Sache mit ihr, so daß die Journale in den Julitagen eine Macht waren, so positiv, wie Ragusa's Kanonen.

Der National, von Carrel, Mignet und Thiers abwechselnd redigirt, wagte noch nach den Ordonnanzen zu existiren; er lieferte die Protestationen der Kammer, heftete sich mit seinen begeisterten Aufrufen an die Straßenecken und gab sein Bureau als Ort der Berathung her. Carrel, der von seinen beiden Collegen verlassen war, entwickelte in dieser denkwürdigen Krisis ein seltenes Talent, Gegenwart des Geistes, Umsicht und einen militairischen Muth, den man der Literatur nicht zugetraut hätte. Der National war immer in der ersten Reihe, er schien aufzufordern, daß man ihn erst läse und dann zu Patronen benutzte. Er war noch bis in den August thätig, die Aufregung lebendig zu erhalten; bis zuletzt diejenigen hervortraten, die sich bis jetzt fern vom Schauplatze gehalten hatten und von den Siegen, die fremdes Blut kosteten, die Vortheile für sich zogen.

Man muß sagen, der National war eine Zeitlang von dieser Wendung der Dinge überrascht. Er hielt sich noch

immer für den Schöpfer der Ereignisse, als diese schon ein fremdartiges Gepräge trugen. Er erwachte von seiner Täuschung erst da, als die Zügel seiner Hand entfallen waren. Er verbiß seinen Schmerz, erholte sich von seinem Aerger, sich überlistet zu sehen, schlug Präfectur und Julidecoration aus, versagte dem neuen Königthum den Eid und begann gegen den 7. August und den 13. März einen Kampf, der noch andauert.

Die Zukunft Frankreichs, die Republik, trug bei ihren verschiedenen Propheten im Jahre 1834 nicht dieselbe Physiognomie. Die Republik der „Tribüne" war keine Perspective der Combination, sondern eine Tradition, eine blutige Erinnerung, eine ambulante Guillotine, mitten in das Gewirr des Tages rollend. Es waren die alten Carmagnolen und Wohlfahrtsausschüsse, vielleicht ohne Blutgier, vielleicht nur Formen, die den Mangel neuer Begriffe ersetzen sollten. Die Republik der Tribüne war noch nicht constituirt, ihre Gesetze waren noch ungegeben, es war mehr ein historischer Enthusiasmus, der sie verkündete, ein Andenken, berauscht von großen Revolutionsprocessen früherer Tage, berauscht von den erhabenen Phrasen, die noch unter dem Beile gesprochen wurden, berauscht von der Kunst des Todes, die seit den christlichen Märtyrern nicht so großartig gelehrt wurde wie damals. Die Tribüne fing keine Grillen über die Zukunft, sie war nichts, als eine Reaction des Jakobinismus; sie spielte mit den alten Cocarden, Mützen, mit den Tages- und Monatsbezeichnungen, mit dem Dekadi und ähnlichen Nebensachen, die bei ihr die Stelle dessen vertraten, was der Zukunft anheim liegt und ihr noch keine Sorge macht. Die Tribüne hat sich nicht halten können.

Der National beruht auf einer andern Berechnung. Er hält die Zeit der Republik, wie sie in Frankreich schon gewesen ist, für einen transitorischen Zustand. Die damalige Republik war nichts als Revolution; sie stand unter der Tyrannei des Augenblicks; ihre Gesetze, wie in werdenden Zeiten immer, starben schnell ab, sie war noch keine Republik. Das Todesbeil und die Proscription, für die „Tribüne" so nothwendig, weil sie die Republik mit der Revolution verwechselte, sind für das System des National unwesentlich.

Es ist nicht Grausamkeit, wenn dieser bei den nothwendigen Opfern neuer Zustände die Achseln zuckt: er vergleicht das Werdende wie Mirabeau mit den Kindern, die mit Schmerz aufwachsen unter tranchées, maux de dents et rugissements. Der Uebergang vom Schlechten zum Guten ist oft übler, als das Schlechte selbst, aber er ist unvermeidlich.

Die Philosophie des National verbietet ihm auch zu conspiriren. Er überläßt den Durchbruch der Zähne, um in Mirabeau's Bilde zu bleiben, den Leidenschaften, dem Unverstande und vor Allem der heiligen Nothwendigkeit, die nichts ungeschehen lassen wird und die noch Niemanden betrogen hat, der sich auf die Höhe des Entwicklungsganges der Menschheit zu stellen wußte. Das wahre Geschäft des National fängt erst da an, wenn die Straßen vom Schutt der Zerstörung gereinigt sind, wenn die Tafel der Vergangenheit ausgelöscht ist und die Sehnsucht der Völker erwacht, an die Stelle des Alten Neues, für die zerbrochenen Formen andere und solche zu geben, die für die unabweisliche Glaubenslust der Gemüther Befriedigung bieten können.

Der National spricht nie von Trümmern, von Untergang, diesen gefährlichen Ausdrücken für Ereignisse, die auch seiner Positivität vorangehen müssen. Er schiebt nichts auf die Bank einer künftigen Berathung. Er schildert das Neue weder so, wie es gewesen ist, noch als etwas Unerhörtes, wovor die Menschheit erschrecken könnte, sondern als einen Zustand, in welchem wir uns Alle so gleich stehen, wie jetzt, in welchem wir unsere kleinen Neigungen befriedigen mögen, wie immer, in welchem wir vom Leben all die' Vortheile ziehen, die uns so oft mit dem Schöpfer versöhnen, wenn wir nicht begreifen können, warum wir sind.

Sogar die tägliche Opposition des National, dieser ewige Widerspruch, der sich an jede halbe Maßregel der Regierung, an jeden Verrath der Vaterlandsehre, an die Tagesordnung in Paris anknüpft, ist nie ohne Position; jedem Ungeschick werden die Handgriffe vorgemacht, wie sie die Zukunft, wenn diese schon ihre Rechte hätte, zeigen würde. Nicht aus einer weiten Abstraction, aus einem idealen Jenseits, für welches es keine Brücke giebt zum heutigen Leibgericht des Bürgers

und zur guten Hoffnung seiner Ehehälfte, winkt der Vorwurf mit nebelhaften Contouren, sondern der National ist überall gegenwärtig, ist unterrichtet, ist Staatsmann auf eigene Hand, ist anständig und zulässig in die gute Gesellschaft: er hat die Präcedentien des gegenwärtigen Ministeriums in Händen; er wird auch den zukünftigen so viel Seiten zeigen, daß es ihnen nicht unwünschenswerth scheinen würde, ihn an ihre Verlegenheiten zu ketten.

Wollt ihr die stärkste Waffe wissen, welche im Kampf gegen die Autorität die Stelle der Kanonen vertritt, die uns nicht zu Gebote stehen? Es ist das Genie und die Unbequemlichkeit für Jene, welche das Bedürfniß fühlen, alles Ausgezeichnete an die Spitze des Staates zu stellen und von dem Genie, das man gern den Gegnern abwendig machen möchte, abschlägige Antworten zu bekommen. Wie fühlbar ist schon in Frankreich dieser Mißstand, wo sich zwar Alles zu beeilen scheint, der zahlenden Autorität seine Dienste anzutragen; aber zugleich Dienste, welche nur im Vorüberflug dem Leistenden Vortheile abwerfen, bis zur zwölften Stunde, so lange, bis ihn das Gespenst der Impopularität vertreibt, er aber so viel gewonnen hat, daß er sein ferneres Glück — der Börse anvertrauen kann! Wie fühlbar in Frankreich, wo die höchste Gewalt mit so vielen abgenutzten Werkzeugen umgeben ist, wo die Juristen für die Marine und die Contreadmirale für die Diplomatie sorgen sollen!

Beurtheilt man den National nur nach dem Maßstabe der französischen Revolution, so wird man rasch zur Hand sein, ihn nur eine wiederholte Auflage des Feuillantismus zu nennen. Dies ist eine Ungerechtigkeit; der National übersieht die Revolution, weil es in menschlicher Berechnung nicht liegt, die Dinge zu bestimmen, wie sie werden und wodurch sie kommen.*)

*) Der Sache des „National", mit der wir ihrer bonapartistischen Richtung wegen als Deutsche uns nicht besonders verwandt fühlen können, schadete unermeßlich der frühe Tod Carrel's. Seine Nachfolger haben ihn nicht ersetzen können Armand Carrel fiel im Jahre 1836 im Duell von der Hand Emile de Girardin's.

Ancillon.
1835.

Selten bietet das Leben deutscher Staatsmänner biographischen Reiz. Aus zu gleichmäßigen, zu nüchternen Elementen ist es zusammengesetzt. Es kommt erst dann in die Strömungen der Zeit und des öffentlichen Lebens, wenn es das Greisenalter erreicht hat; ja oft ist selbst der höchste Rang, mit welchem ein deutscher Staat seine Diener bekleiden kann, gänzlich herausgerückt aus der Sphäre des allgemeinen und geschichtlichen Interesses, wie groß auch die stillen und bescheidenen Verdienste sein mögen, die man sich mit ihm erwerben kann.

Ein heller Kopf, gute Studien, Protection, wirkliche Vorzüge, die der höhere Beamte bemerkt und uneigennützig belohnt, allmäliges Hinaufrücken, zuletzt die Altersprärogative; das ist der loyale Gang, den die deutschen, in Gehorsam gegen ihren Herrn ergrauten Staatsdiener fast alle gemacht haben. Dieser Gang ist friedlich, ohne Stürme, man hat Zeit, sich einen Privatcharakter für den Umgang nach beliebigem Gefallen zu bilden, und darf darauf rechnen, für sein geduldiges Fortziehen an der Staatsmaschine eine Menge geräuschloser kleiner Freuden zu genießen, seine Söhne heranwachsen zu sehen, seine Töchter an solide Eidame zu verheirathen, seine Witwe zu versorgen und sonst die Zukunft und alle ihre Wechselfälle mit ruhiger Gewißheit abzuwarten.

Nimmt diese politische Idylle einmal einen Aufschwung, so hat man eine Commission in kürzerer Zeit beendet, als die Diäten gezahlt worden wären; man entdeckt ein Complott oder einen finanziellen Rechnungsfehler, mit welchem über das ganze System der vaterländischen Bureaukratie auf einen Monat hätte Verwirrung kommen können; man hat gesunde

Staatsschuldentilgungseinfälle, geistreiche Reductionspläne; man hat feine Manieren, diplomatisches Talent, man erhält eine zarte Mission an einen benachbarten Hof, um für hohe unverheirathete Personen eine Lebensgefährtin zu werben; dies sind die bedeutendsten Epochen und Einschnitte im Leben eines deutschen Staatsmannes im Frieden.

Es kann sich lange von einem solchen Ereignisse in einer Familie Tradition erhalten. Man kann die Abbildung der Orden und die Geschenke aufweisen, welche bei solchen Gelegenheiten von den Ahnen verdient wurden; doch lächelt dazu die Geschichte, deren Gedächtniß bestürmt wird von den großen Begebenheiten, und die nicht einmal am Rande ihrer ehernen Tafeln Raum übrig hat für das, was immer nichts Anderes ist, als Erfüllung seiner Pflicht und Ausführung dessen, was Niemand auszuführen unterlassen darf.

Sie thun alle, was sie müssen; und dies ist angeschrieben ohne Zweifel im Buche des Lebens, auf welches das Buch der Geschichte zu verweisen pflegt, wenn man in diesem etwas vergebens sucht.

Die kleinen constitutionellen Staaten fordern allerdings jetzt das Talent heraus und geben Raum für Kräfte, welche die Anciennität überspringen. In Oesterreich wird nur eine glänzende Aristokratie an die Spitze der Verwaltung gestellt: alte, historische Namen, bei denen es immer eine Auszeichnung ist, wenn ihre Talente das Privilegium der Geburt einholen und sie das in der That sind, was sie zu sein — keine Verpflichtung haben. Hier lauscht die Geschichte und zeichnet sich manche Thatsache auf. Die preußischen Staatsmänner konnten früher selten größer sein, als ihre Verhältnisse, da die letztern unverrückbar vorgeschrieben sind. Eben die liberale Zulassung aller Stände in die Carrière schwächt die Vorsprünge, welche Einer vor dem Andern gewinnen konnte. Weil Preußen auf der einen Seite keine im Vorgrund stehende, reiche, massenhafte Aristokratie hat, so giebt es keine natürliche, mit der Geburt gegebene Prädestination für das Verdienst und den Ruhm; und weil es auf der andern Seite ohne Oeffentlichkeit, Verfassung und Repräsenta=

tion ist, so giebt es auch dem talentvollen Emporkömmling, dem Genie keine Anwartschaft, wenigstens nicht eher, als bis mit dem grauen Haar und der langen Entnervung durch die Bureaukratie und Collegialverwaltung das Feuer abgekühlt und das Außerordentliche in eine gemäßigte, wenn auch manchmal recht geistvolle Auffassung seiner Dienstpflicht verwandelt ist.

Neben diesen jüngern Staatsmännern finden sich noch zahlreiche Reste von Preußens historischer Vergangenheit; Namen, deren Anfänge sich in verworrene, dann unglückliche und zuletzt glänzende Begebenheiten verlieren, von welchen einige schon damals Hauptrollen übernommen hatten, andere durch den Conflict der Umstände in Stellungen gekommen sind, die ihnen das Fortschreiten auf einer sonst verschlossenen Bahn ungemein erleichterten. Bei diesen fehlt es nicht an manchen charakteristischen Zügen, kleinen überraschenden biographischen Wendungen, Lebensschicksalen, die man mit Theilnahme verfolgt, weil sie die Erwartung spannen, das Unglaubliche wahr machen und mit so vielen Ereignissen zusammenhängen, an welche die Erinnerung mit einem angenehmen Wohlbehagen, mit einer gewissen stolzen Genugthuung und dem Gefühl, wie nun das Gegenwärtige dem Vergangenen so überlegen sei, herantritt.

Die Schicksale dieser Männer verlieren sich zuletzt in die Regierung Friedrich Wilhelm's II., welche ihres unpartheiischen und unterrichteten Geschichtsschreibers noch harrt; in eine Zeit, wo der preußische Staat eine Verlassenschaft des Ruhms und des Genies war, und man zum ersten Male in der Monarchie anfing, die Personen von der Maschine zu emancipiren, das Talent von der Cabinetsdictatur Friedrich's II., den Geist von der todten und starren Form.

Die Geschichte weiß, daß von dieser erwachenden Freiheit diejenigen den meisten Gebrauch machten, welche sie nicht verdienten: es war damals die Zeit der Rotüre, der Gunst, der Hintertreppe, die Zeit des Sieges einer glücklichen Stunde; man kann darüber im Urtheil nicht so streng sein; denn die Wiedergeburt des preußischen Staates, die Auflösung der alten knöchernen, tyrannischen Formen von Sanssouci ließ

sich durch diese Periode der Günstlinge am besten an. Welche Menschen sind an's Ruder der Gewalt gekommen! Sie verdienten es nicht; das ist wahr; aber sie rissen das Herkommen ein, das Preußen an das Militair und den Adel verkauft hatte, sie halfen das Vorurtheil gegen ihren Willen bekämpfen und machten dem demokratischen Elemente Platz, das später den Staat gerettet hat.

Es war damals leicht, in die Geschäfte zu kommen; die Minister waren zum großen Theil Militairs, die sich die Kenntnisse, die sie selbst nicht besaßen, von Andern leihen mußten; die Freiheit der Presse kam dem Talent und der Vaterlandsliebe zu Hülfe; die Literatur hatte noch ein imponirendes Ansehen, einen Reiz der Neuheit, eine Herrschaft über die öffentliche Meinung, wodurch die politische Autorität verführt wurde, sich mit ihrem Glanze zu bekleiden; man hörte, da der Zusammensturz des Ganzen immer näher kam, auf die Vorschläge des Privatmannes; ein geistreiches Memoire, das man heute wie aus der Luft gegriffen betrachten und vornehm zurückweisen würde, fand damals Theilnahme und beschäftigte die Aufmerksamkeit der höchsten Personen.

Als die Schlacht bei Jena das Schicksal des Staates entschieden hatte, steigerte sich diese Achtung vor Oeffentlichkeit immer mehr; denn wer hätte damals, als die schwatzhafte preußische Literatur von 1806 aufkam, nicht behauptet, daß wenn Er am Ruder gestanden, die Dinge eine bessere Wendung genommen hätten? Jetzt glaubte man, daß der Lieutenant, Jakobiner, Schauspieler, Glashändler Heinrich von Bülow ein großer Feldherr geworden wäre, und beklagte es, ihn im Gefängniß von Riga haben sterben zu lassen. Jetzt wurde sogar Julius von Voß aufgefordert, Preußen zu retten, indem er Berlin durch die Moräste von Wusterhausen unter Wasser setzen sollte. Man suchte das einzuholen, was man glaubte versäumt zu haben, die Appellation an die Masse, an das Talent, an den Zeitgeist.

Unter dem Ministerium Stein feierte die Humanität einen ihrer seltensten Triumphe. Man sah, wie sich ein Staat, erschöpft in den alten wurmstichig gewordenen Mitteln der Regierungskunst, der Natur und dem lebendig strömenden

Volksgeiste hingab, eine Verjüngung feierte im frischen Blute der Demokratie, eine Huldigung, die bis zum zweiten Einzuge in Paris dauerte. Unter Hardenberg noch war es möglich, gegen sein Alter und seinen Stand bevorzugt zu werden. Hardenberg brachte noch eine Anzahl von Satelliten der Gunst in die Verwaltung; nicht gerade vorzügliche; seitdem aber ist wieder Regel und militairische Gewohnheit auf alle Ressorts der Maschine übergegangen.

Jean Pierre Frédéric Ancillon wurde in Berlin als ein Nachkomme ehemaliger hugenottischer Refugiés geboren. Seine Familie stammte aus Metz und zählte in ihrem Schooße einige Männer, die gegen die Intoleranz des Zeitalters der Dragonaden und der Tartüffes sich mit Nachdruck stemmten und sich unter den Genossen ihres Glaubens und ihrer Schicksale ein Gedächtniß erworben haben.

Wer den besondern Geist dieser jetzt in deutsche Sitte immer mehr übergehenden Colonie kennt, kann für den jungen Frédéric eine Constellation seiner Zukunft stellen, die damals in der Situation und den Zeitumständen für einen Sprößling der Colonie die günstigste war. Man denke sich eine durch gleiche Erinnerungen und gleiche Interessen zusammengehaltene Landsmannschaft, der es gestattet blieb, in ihren eigenen Manieren und Hausgesetzen fortzuleben. Diese Emigranten hatten einen Vorsprung vor dem neuen Vaterlande voraus, in Wissenschaften und Industrie, die ihnen Reichthümer verschafften, die ein anderer Theil von ihnen aus Frankreich schon mitgebracht hatte. Durch Verheirathung und Wohlthätigkeit war dieser Besitz fast zu einem Gemeingut geworden. Aus dem Geburtsland des feinen Anstands hatten sie eine Convenienz herübergebracht, mit welcher sie sich untereinander auszeichneten und die doch niemals in die Frivolität der französischen Mode ausartete, da sie von dem eigensinnigen, etwas mürrischen und aschgrauen Geiste des Calvinismus gemildert wurde. Der Begriff eines saubern und reinlichen Charakters, einer spiegelblanken Glätte des Gemüthes und einer von aller Excentricität entfernten, immer mäßigen Spannung der Seele ist nie so vollendet ausgebildet gewesen, als ehemals in den Cirkeln der berlinischen Hugenotten-

colonie. Niemals hat man die Gegenseitigkeit conventioneller Pflichten so glücklich abgewogen und in den Umgang zugleich so viel Freiheit und Gesetz gebracht, wie damals. Noch heute unterscheidet sich ein junger Mann aus der französischen Colonie auffallend von jedem andern „Berliner Kinde". Dort Erziehung, hier Dilettantismus; dort ein gewählter, bestimmter, etwas altkluger Ausdruck, der sich früh in der Familie bildete; hier endlose Geschwätzigkeit oder blödes und unbeholfenes Benehmen; dort etwas Pedantismus, ein gewisses calvinistisches Air aus dem Collège, feine Manieren, Unterordnung gegen das Alter und Tendenz zum Vornehmen; hier die Eigenschaften, die oft geradezu entgegengesetzt sind.

Unter Friedrich II. waren die Aussichten für die Colonie noch glänzender, da die Neigung des Königs mit ihren Landsleuten sympathisirte und sie noch immer den Stolz besaß, sich für ein verlornes und verschlagenes Stück Frankreich anzusehen, mit demselben Ruhme, mit derselben Aussprache, mit derselben Literatur, welche der undeutsche Friedrich vergötterte. Seit der König sogar den später so einflußreichen Cabinetsrath Lombard als einen jungen schüchternen Menschen, der die Fähigkeit hatte, einen französischen Brief zu schreiben, aus dem Collège herausnahm, mußten sich die Hoffnungen der Colonie steigern. Lombard, wenn er weniger frivol und ausschweifend gewesen wäre, würde vollkommen den Charakter der Colonie repräsentirt haben; denn er war ehrgeizig, er beneidete die französische Literatur um ihre Heroen, dichtete Chansons und kannte keinen größern Stolz, als eine Tragödie zu schreiben, die mit Voltaire wetteifern sollte und die er, nach seinem Unglück in Stettin, vielleicht wirklich Muße gehabt hat, zu dichten.

Ueber alle diese Dinge sah aber Frédéric Ancillon hinweg. Er erhielt von seinem Vater, einem geistvollen und gelehrten Manne, die trefflichste Erziehung und bildete sich für das geistliche Fach, das von seinen Landsleuten noch jetzt für einen Lebensberuf gehalten wird, den sie mit Wärme und Eifer bei den Ihrigen unterstützen zu müssen glauben. Man kann die Einrichtung des französischen Seminars, in welchem die künftigen Lehrer der Colonie ihre Bildung erhalten, nicht von

allen Seiten lobenswerth nennen. Sie schließt ihre Zöglinge von lebhafter Theilnahme an dem wissenschaftlichen Progreß des Landes, das jetzt ihre Heimath geworden ist, mehr als billig aus; sie wacht über eine alte Tradition von den theologischen Wissenschaften, die enger mit dem orthodoxen Katheder von Genf zusammenhängt, als die lange Entfernung der Zeit gut heißen möchte; man kann nicht sagen, daß durch eine hinter verschlossenen Thüren gegebene, dem Auge des Lehrers überall so nahe Unterweisung die Selbstständigkeit im Denken und Forschen bei jenen jungen Männern besonders begünstigt wird. Doch befreite sich ein heller Kopf wie Ancillon bald von diesen beengenden Schranken und fragte sich, ob denn die Zeit nicht hinausgekommen sei über Pascal, Bossuet, Mabillon und Malebranche? Er kämpfte mit der angebornen Verehrung dieser hohen Geister, die um so natürlicher ist, je weniger die Theologen und Philosophen in Deutschland je eine solche Meisterschaft der Darstellung erreicht haben, wie jene. Einem Franzosen, begabt mit so feinen Geschmacksnerven für die Reize des Styls, mußte die hölzerne Ausdrucksweise der Deutschen, wie diese auch noch die kritische Philosophie entstellte, Ekel erregen. Noch mehr; wenn er die Beredtsamkeit für ein der Theologie nothwendiges Studium hält, wie konnte er Vertrauen fassen zu jenen hohlen, aus Zelotismus und Ungeschmack zusammengesetzten Lehren der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit oder selbst zu der deistischen Gewandtheit Teller's, Zöllner's, Spalding's, deren Leistungen nicht auf Gesetze und Kunst, sondern auf ein glückliches Naturell sich gründeten oder die doch immer eingestehen mußten, daß für sie der classische Ausdruck des Bischofs von Meaux unerreichbar blieb? Ancillon horchte mit Theilnahme in die philosophische Revolution hinein, welche mit Kant über Deutschland kam, und entschied sich für die Gironde derselben, für die Philosophie Jakobi's.

Das Princip der Unmittelbarkeit mußte einem Geiste zusagen, der sich von dem kalten Deismus seiner Zeit mit Unbehagen abwandte und von Dogmen, welche der junge Denker auf sich beruhen ließ, wenigstens an die lebendige Kraft des Christenthums und die Wahrheit, welche sie für das

Gemüth haben, appellirte. Jene wunderliche Zeit, wo die Leute ihre Köpfe so anstrengten, daß Mendelssohn gestand, er müßte nach seinen schweren Forschungen manchmal die Ziegelsteine auf den Dächern zählen, um sich nur wieder zu sammeln, ging mit allen ihren Erscheinungen an Ancillon gewiß nicht ohne Revolution vorüber; doch war er Feind des Formalismus und scheute sich vor Systemen, die sich blutige Schlachten lieferten und in einen unerträglichen philosophischen Terrorismus ausarteten.

Noch mehr aber, als die Philosophie, wirkte auf den jungen Geistlichen die Geschichte. In welche stürmische Zeit fiel hier eine Jugend, die so viel versprach! Die französische Revolution konnte für den aufgeklärten Theil Deutschlands nicht aus den Wolken fallen. Schon ihre ersten Erscheinungen mußten ein höheres Interesse aufregen, als das einer bloßen Neuigkeit. Die Revolution war in ihren Principien wahlverwandt mit jeder freien Ansicht des damaligen europäischen Staatssystems, mit den Ahnungen der Humanität. Sie riß die öffentliche Meinung von ganz Europa hin, und die stärksten und lebhafteren Geister verfolgten sie auch da noch mit Ergebung, als die Interessen sich schon so in ihr durcheinander wirrten, daß nur die physische Gewalt der Leidenschaft die ihrigen zu retten vermochte.

Nirgends herrschte so viel Sympathie für die Ideen, die jenen großartigen Ereignissen zum Grunde lagen, als in der Hauptstadt Preußens, wo selbst die höhere Gewalt (ich erinnere an den Minister Hertzberg) der Revolution mit Theilnahme folgte, ihrem Princip huldigte und selbst da noch, als statt des Gesetzes der Schrecken zu regieren anfing, diese blutigen Bewegungen mit Mäßigung würdigte, die Unüberwindlichkeit des demokratischen Princips anerkennend und jede bewaffnete Intervention, jede Unterstützung der Rache bei den Ausgewanderten nachdrücklich widerrathend.

Man kann bestimmt die Grenze angeben, bis zu welcher die französische Revolution von den mäßigen und aufgeklärten Männern Deutschlands, von einer philosophischen Weltansicht, wie die Ancillon's war, gebilligt wurde. Sie sahen ja die Tendenz Frankreichs zu einer blutigen Zukunft schon mit

Ludwig's XIII. Regierung, mit der Ausbildung der souverainen Gewalt durch Richelieu und Mazarin; sie gaben in der allmälig sich vorbereitenden Gährung dem bestrittenen, dann abgeschafften, dann wieder eingesetzten Remonstrationsrechte der Parlamente seine rechte Stellung und berechneten, ohne der Geschichte einen fatalistischen Calcül aufzuzwängen, all' die bewiesenen Thatsachen während der Regentschaft und der Regierung Ludwig's XV., die Thatsachen der Politik, der Literatur und der Sitten, welche das zündbare Fundament der großen zeitgenössischen Begebenheit wurden. Wir streiten hier nicht über Ancillon's fernere Ansicht der Revolution, nach welcher ihm zwar der Ausbruch derselben unvermeidlich schien, aber ihre Folgen nur durch den Fehler, den man beging, indem man sie zu regeln unterließ, herbeigeführt sein sollen; erwähnen sie aber, weil sie die praktische Richtung, welche Ancillon's Geschichtsstudium nahm, erkennen läßt. Seine Anschauung der französischen Revolution ist mehr die eines Geschäftsmannes und Publizisten, als die einer philosophischen Abstraction, welche die Dinge geschehen läßt und nichts in ihnen sehen will, als blinde Nothwendigkeit.

Ancillon schloß sich frühe jenen Schriftstellern an, die nicht wie Burke mit einem gewissen Instinkt des Abscheues und mit Leidenschaftlichkeit gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich auftraten, auch nicht wie Barruel und Robinson, die in Allem, was jenseits des Rheins geschah, Machinationen einiger Privatmänner, der Freimaurer und Illuminaten sahen; sondern die, wie Gentz, die Revolution in ein Werk der Geschichte und der Leidenschaft, in blinde Nothwendigkeit im Anfang und moralische Imputation am Ende theilten. Die historische Schule von Koch in Straßburg begann zuletzt eine Art von vergleichender Revolutionsgeschichte. Man kann sagen, daß Ancillon dieser Ansicht, aus welcher auch Schöll hervorging, am verwandtesten ist. Er bereiste in den Schreckensjahren die Schweiz und Frankreich, nachdem er schon vorher in Berlin als Lehrer der Geschichte bei der Militairschule angestellt war. Es ist nicht seine Schuld, wenn die jungen Fähnriche und Cadetten einst nach dem Tage von Jena Leonidas und Curtius vergessen hatten, wenn sie, statt

Türenne und Friedrich dem Großen auf der Karte zu folgen, sich lieber vom Geiste der Insubordination anstecken ließen, der durch die Gensdarmerieoffiziere in Berlin verbreitet und aus übel verstandener Genialität von einigen hohen Personen damals genährt wurde. Die Auflösung nahte sich schnell: sie hatte schon die Sitten ergriffen, sie ergriff jetzt auch die Institutionen, den Ruhm und die glänzenden Traditionen eines ganzen Jahrhunderts. Preußen mußte bei der Wendung, welche die Revolution genommen hatte, bei den Siegen, welche die Adler einer neuen Nation und die Entwürfe eines jungen militairischen Genies krönten, ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Geschichte legen.

Aber wo es hernehmen? Aus einer Vergangenheit, für welche die Gegenwart keine Beweise mehr hatte? Der Abgrund öffnete sich, und übermüthig, blind, pochend, schwatzend, unbedacht und drohend stürzte man hinein. Von der Armee war am wenigsten zu hoffen, obschon die alten Generale derselben glaubten, Napoleon wäre nur in die Welt gekommen, um sich von ihnen schlagen zu lassen. An Tapferkeit oder, wie man es damals nannte, Bravour fehlte es nicht. Ancillon verkehrte selbst in dem Hause eines Prinzen, den die Natur zu ihrem Liebling erkoren zu haben schien, der tapfer wie ein Held der Sage, auch gebildet wie ein Ritter der Tafelrunde war, der aber jene Mäßigung und Sophrosyne nicht besaß, die allein fähig macht, zu siegen oder das Unglück mit Würde zu ertragen, beim Prinzen Louis. Ancillon sah von dieser Zeit an wol ein, daß alle diejenigen, die sich anheischig machten, den Staat zu retten, entweder nur für ihre Leidenschaften einen glänzenden Vorwand suchten oder in den andern Sphären von einer hohlen, im Räsonniren begriffenen Verbesserungsmanie getrieben wurden. Er wählte den richtigsten Weg und schloß sich mit der Achtung, die man dem Unglück schuldig ist, und der Loyalität, die an die Schicksale des Königs das Loos des Vaterlandes knüpfte, an die Familie des Herrschers an, die sich der Ergebenheit der alten Provinzen anvertraute. Ancillon wurde Staatsrath und Erzieher des damals elfjährigen Erben der preußischen Monarchie.

Es gab damals in Berlin eine Philosophie, die durch Kiesewetter repräsentirt wurde. Kiesewetter gab sich damit ab, die Kantische Philosophie zu trivialisiren, und behauptete in den Straßen Berlins eine Reputation, die er mehr seinen bequemen Manieren und seiner Stellung verdankte, als einer besondern Fähigkeit, die seinen flachen Geist ausgezeichnet hätte. Kiesewetter milderte den Ernst der Philosophie. Er lehrte, wie Seneka, eine Wahrheit, die zuweilen an den Scherz und die Leidenschaft kleine Zugeständnisse macht. Er zog es vor, statt am Hofe den kategorischen Imperativ zu vertreten, für kleine Vergnügungen zu sorgen, und arrangirte Bals masqués, Pompaufzüge und dergleichen, wobei ihn Hofrath Hirth, gleichfalls Hofpädagog, unterstützte. Der Ernst der Zeit machte diesen Resten des alten Regimes ein Ende; Ancillon's puritanische Strenge stach gegen die Vergangenheit grell ab; Prinzenerziehung wurde wieder ein Ideal, worüber man mit Enthusiasmus und Entsagung nachdachte. Die Hoffnung des Vaterlandes war in des Erziehers Hand gegeben und die Zukunft Preußens, wenn sie an Ancillon die stumme aber beredte Frage richtete, ob er die Wissenschaft und Geschichte, die Achtung vor Herrscherpflichten und den Beruf, Nationen zu beglücken, in ein Herz, das der Welt schlagen will, gepflanzt hat, kann ihn für alles das verantwortlich machen, was in der Erziehung nicht aus dem Naturell hervorgeht. Ancillon, nachdem er zum Mitgliede der Akademie ernannt war, begleitete seinen Zögling in den spätern Jahren des Ruhms nach Paris, wo er die Genugthuung hatte, von französischen Gelehrten collegialisch begrüßt zu werden, so daß er als Theilnehmer zweier Literaturen gelten kann.

Mit dem Frieden zurückkehrend, trat er endlich in die Dienste des frischen und erneuerten Staates und wurde dem auswärtigen Ministerium, später auch dem Staatsrathe beigesellt. Darauf trat er in jene Commission, welche die Verfassung, die Preußen noch bis jetzt zu erwarten hat, entwerfen sollte. Die Resultate derselben sind noch unbekannt und wir zweifeln, ob Ancillon's persönliche Meinung in ihr das Uebergewicht erhalten hat. Später hat Ancillon's Ansicht gesiegt. Ancillon achtete die Constitutionen, die auf

einem historischen Fundamente liegen, wie die englische; doch als Anhänger einer unbeschränkten Souverainetät mißbilligt er, wenn die Regierungen eine Gewalt, die sie historisch besitzen, aus eigener Großmuth theilen und einer Repräsentation aus dem Stegreife davon abgeben wollen. Was wir Forderung des Zeitgeistes und öffentliche Meinung nennen, kümmert ihn nicht; denn er sieht, wie er ausdrücklich sagt, in jener nur den unnützen Neuerungstrieb sogenannter „unbefugter Schreier", die Unruhe einer Hand voll Menschen, welche eine schlechte Erziehung genossen haben; an dieser aber achtet er nur ihre negative Seite, wenn die Zurechnungsfähigen in einer Nation durch *ihr Stillschweigen die Handlungen der Regierung zu mißbilligen scheinen*. Wenn von einer preußischen Constitution die Rede ist, so will Ancillon nichts darunter verstanden wissen, als was schon da ist in jener Monarchie, und versteht sich nur zu einer Zugabe von gleichsam *freiwilligen Beamten*, welche das Volk ernennen und in die Hauptstadt schicken mag. Dies Supplement der Regierung solle die Behörde unter dem Namen von Ständen constituiren und ihm einen consultativen Antheil an der Gesetzgebung gestatten, *ohne Initiative*.

Natürlich war dies nur eine persönliche Ansicht, welche das Gesetz über die allgemeinen Reichsstände, statt zu vollziehen, umging, die Ansicht eines Gelehrten, der seine eigene Theorie des Staatsrechts hatte, die Ansicht eines Beamten, welcher Gelegenheit hatte, in den Mechanismus der Regierung einzusehen, und keine Lebensäußerung für zuverlässig hielt, als die mit Controle und im administrativen Sinne. Zur Erhärtung seiner Stimme kam ihm allerdings das Zweikammersystem gelegen, das in Deutschlands kleinen Staaten improvisirt wurde und in Preußen keinen Beifall fand, weil man für sonderbar hielt, auf kleinem Terrain von einem erhaltenden und einem bewegenden Princip zu sprechen; ferner die Unmöglichkeit, dem preußischen Staate eine Vergangenheit, die derselbe nicht besitzt, eine Aristokratie, die mit ihrem Grundbesitz eine imposante Stellung einnähme, einen gewissen gothischen Modergeruch zu geben,

den die Aufklärung Friedrich's des Großen schon lange vertrieben hatte. Doch haben sich alle diese Dinge seither geändert. Ancillon's Ansicht war in der That keine bloß wissenschaftliche, sondern die Prophezeiung künftiger Fakta, die zwar für den gothischen Modergeruch hinlänglich gesorgt und doch keine Verfassung gegeben haben.

Die Restaurationsperiode von 1815—1830 forderte die auswärtige Politik der Staaten wenig heraus. Es war das Zeitalter der Polizei: die Diplomatie konnte ruhen in einer Zeit, wo die Staaten einen neuen Gegner, statt Napoleon's die Revolution, kennen zu lernen anfingen, wo man nicht nöthig hatte, Vergrößerungssucht, den Ehrgeiz eines Nachbars oder die Intrigue der Allianzenpolitik zu beaufsichtigen oder zu überlisten. Dieser Zustand ermunterte Ancillon wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit. Die damalige philosophisch-theologische Aufregung bestimmte ihn, in den heftigen Debatten des Tages seine Stimme abzugeben. Die Philosophie nahm da ihre Fragen wieder auf, wo man sie vor zwanzig Jahren gelassen hatte, und in Berlin erhob sich die Hegel'sche Lehre mit so vielem Glück, daß Alles über Sein und Nichts philosophirte. Jung und Alt that es der Mode nach; man fing an, sich als sich selbst zu setzen, sich zu negiren, dann sich wieder zu vermitteln und dies logische Kopfüber etwas länger fortzusetzen, ehe man wieder zu sich selbst kam.

Ancillon nahm seine Modificationen der Jakobi'schen Philosophie wieder auf. Seine Resultate haben keinen systematischen, nur einen polemisch-negativen Werth. Er nahm die Existenzen unter das Prisma der Vernunft und begnügte sich damit, die mannigfache Strahlenbrechung desselben wiederzugeben und die Farbenschattirungen zu verfolgen. Ancillon's Princip ist das der Wechselseitigkeit in der Methode; er wägt die verschiedenen Erscheinungen der Existenzen ab und findet die Wahrheit gleichsam in einem juristischen Proceß, in wechselseitiger Gerechtigkeit des Einen gegen das Andere. Was bei Jakobi unmittelbarer Glaube ist, das fixirt Ancillon als einen intellectuellen Instinkt, der durch mannigfache Bewußtseinszustände zur Vernunft sich erhebend die Philosophie

macht, indem die Vernunft mit den Existenzen gleichsam multiplicirt wird.

Jakobi philosophirte, um gewisse Dinge, die für ihn primitiv waren, zu retten; Ancillon läßt nichts in dem Zustande, wo die Dinge sozusagen nur der Wunsch sind, daß sie wären, sondern er sucht sie zu beweisen. Er verachtet die Natur nicht, wie Jakobi. Wenn die Natur diesem eine Verdunklung Gottes ist, so ist sie bei Ancillon eine Hülle desselben. Sie hat bei Jakobi in ethischer Beziehung negativen, bei Ancillon positiven Werth.

Ein außerordentliches Ereigniß der Zeit brach plötzlich diese Untersuchungen ab. Ancillon, welchen sie wieder in das Gebiet der Geschichte und Politik „zur Vermittelung der Extreme" geführt hatten, mußte sich dem politischen Schauplatz mit aller Energie zuwenden; er übernahm in dem ersten Jahre nach der Julirevolution das Portefeuille der auswärtigen preußischen Politik. Wer in den factischen Folgen der neuesten Bewegungen unserer Zeit nichts sieht, als die Erfolge einiger verbrecherischen Leidenschaften, oder sich dem Glauben hingeben kann, alle Thatsachen des Augenblicks könnten durch die Reaction einer nähern oder entferntern Zukunft rückgängig gemacht werden, der allein wird leugnen, daß ein großer Theil von Ancillon's politischen Behauptungen durch die Erfahrung nicht bewiesen worden ist. Die Einwendungen der Conservativparthei gegen die der Bewegung waren so gut Hypothesen, wie auf Rechnung ihrer Einbildungskraft ein großer Theil der Träume, womit sich die letztere schmeichelte, kommen mag. In der Stimmung und Laune, welche die Freude über gelingende Coercitivmaßregeln veranlaßt, entfällt selbst der Besonnenheit und tiefern Einsicht in den Lauf der Geschichte oft ein Urtheil, gegen welches schon die nächste Zukunft eine Protestation einlegt, die um so siegreicher ist, je factischer sie ist. Kein Factum steht aber sicherer, als das, das von beiden Partheien anerkannt wird. Und die preußische Politik hat somit anerkannt, was ihre Partheigänger, die berufenen wie die unberufenen, vorher in die heftigste Abrede gestellt hatten. Die Stellung, die Preußen seit der Julirevolution nach Außen annahm, war als eine

friedliebende zwar zunächst aus persönlichen Stimmungen hervorgegangen; allein noch mehr war der Friede ein gebotener, nicht durch das Princip, mit welchem der Friede stritt, sondern durch die Situation und eine Verrechnung der Umstände, deren Schuld die Vergangenheit hätte bezahlen müssen. Ganz Europa hat gestanden, daß es von den Ereignissen in Frankreich überrascht worden ist. Wird Preußen allein sagen wollen, daß ihm die Dinge nicht neu waren?

Die Mäßigungspolitik war, dem Monarchen gegenüber, damals eine Huldigung, dargebracht seinem milden und versöhnlichen Sinne; den preußischen Publicisten aber gegenüber eine Demüthigung, welche zu verrathen schien, daß man sich auf einer falschen Combination ertappt hatte und durch Temporisiren nur Zeit gewinnen wollte, seine frühern Meinungen zu berichtigen. Die auswärtige preußische Politik seit der Julirevolution läßt sich in drei Perioden eintheilen: zuerst die Ueberraschung, dann ein endliches Orientiren in den Begebenheiten, Festigkeit und Takt, welche Vorzüge um so leichter zu erringen waren, je mehr die Umstände eine Allianz mit dem Norden zu gebieten schienen; später, wo die neue Ordnung der Dinge in Frankreich sich mit der alten assimilirt hatte, wo der eine revolutionaire Schlauch, den Aeolus auf Europa öffnete, in seinem Inhalte so vertheilt war, daß er nirgends mehr wolkenartig präponderiren konnte, später eine geistreiche Taktik gegen Deutschland, von dem die Staatsmänner einsehen mußten, daß es für Preußen ein natürlicheres Fundament ist, als jede andere Allianz.*)

---

*) Ancillon starb mehre Jahre vor der Zeit, die ihn vielleicht auf den Gipfel seines Glückes gestellt hätte. Eine Menge in ihm schlummernder Ideen würden dann erst zu ihrer vollen Geltung gelangt sein, als sich die unter Friedrich Wilhelm III. etwas starr gewordenen Dinge in Fluß setzten und zu neuen Schöpfungen und Gestaltungen nicht nur die Nothwendigkeit sich offenbarte, sondern auch der Wille des Nachfolgers, dessen Geist und Herz ihm so nahe standen.

Rothschild.
1835.

Wenn es schwer ist, vom Finanzgetriebe unserer Zeit eine gewissenhafte Meinung zu haben, so ist es deshalb, weil das Ganze so wunderbar der Phantasie imponirt. Trügerische Begriffe durchkreuzen sich hier mit officiellen Thatsachen, Fictionen mit wesentlichen Resultaten, Hypothesen mit erwiesenen Schlußfolgen, kurz ein neuer Nominalismus und Realismus ist über die Völker gekommen, eine Identität des Idealen und Realen, die mir schlagender erscheint als die der Hegel'schen Philosophie.

Was ist Geld? Die Alten glaubten, Geld sei Silber oder Gold. Sie glaubten, Geld wäge die Gegenstände auf, die man aus der gleichen Quantität Metall verfertigen kann. Die Alten machten aus dem Gelde eine Waare. Erst Adam Smith sagte: Geld ist das Triebrad der Circulation. Das ist die Formel, die alle Geldbeutel der Welt revolutionirt hat. Was Cartesius mit seinem cogito ergo sum im Reiche der Geister wirkte, hat für die materielle Existenz, für Luft und Athem die Phrase gethan: Geld ist das Triebrad der Circulation. Man riß sich los vom Begriffe Geld als eines daliegenden Mammons, man war hochherzig wie Curtius, man sagte: Geld ist keine Waare, Geld ist Nennwerth, Geld ist die Formel einer Idee, Geld ist nur Chimäre. Man sagte: Schüttet die Schachten von Potosi zu! Laßt den Nymphen am Rio de la Plata das Silber des Flusses, damit sie ihr feuchtes Haar damit schmücken! Credit — das ist das rechte Bergwerk, Credit ist das eigentliche Amerika, die crediteinflößenden Mienen unseres Antlitzes sind die Goldminen des neuen Jahrhunderts!

Und so kam es, daß das Papiergeld geschaffen wurde. Das Geld hieß nun Werthbestimmung und konnte somit in's Unendliche vermehrt werden; denn wer vermöchte den Werth aller Dinge in Zahlen auszusprechen! Geld sollte nur noch

ein Umsatzmittel sein, nichts als eine Erleichterung der Circulation. Das aber, was circulirte, war im Grunde das unaussprechliche Capital an Industrie, an Handelsthätigkeit, an Agricultur und geistiger Production.

Wie stolz, wie groß ist dieser Gedanke! Wie würdig eines philosophischen und genialen Jahrhunderts! Aber der Irrthum lag wie immer darin, daß man für die Wahrheit — keine Grenze wußte. Statt zu sagen: Geld ist der Ausdruck eines momentanen und wahrscheinlichen Werthquantums, aber nicht Ausdruck der ganzen Werthmöglichkeit, kurz statt sich zu beschränken und in der Papieremission vorsichtig zu sein, grub man immer mehr ideelles Gold aus den Schachten der Phantasie. In einem Augenblick, wo die Menschheit plötzlich Lust bekam, prosaisch, nüchtern, mißtrauisch zu werden, wo die Banken von Menschen, die ihr Papier in klingende Münze umtauschen wollten, bestürmt wurden, mußte man beschämt, weil mit leeren Händen, dastehen. So fallirten die Banken und die Regierungen. Der Idealismus hatte einen empfindlichen Stoß erlitten.

Aber schon die Philosophie an sich ist unermüdlich; um wie viel mehr, wenn es sich um den Nerv der Dinge, um Geld, handelt! Eine neue Phase des Idealismus entwickelte sich; reeller, vorsichtiger als die frühere, und man kann es nicht leugnen, in auffallender Weise fast noch ideeller. Denn ist es nicht das luftigste Phantom, das über Europa schweben muß, wenn man weiß, daß die Schulden aller Staaten zusammengenommen die Masse des vorhandenen Geldes bei Weitem übersteigen! Wenn es nur dies wäre, daß die Borgenden mehr borgten, als sie kurz darauf besitzen, so kommt dergleichen alle Tage vor; aber daß selbst die Gebenden mehr gegeben haben, als überhaupt Geld in der Welt ist, das ist ein Widerspruch, der unglaublich scheint.

Sehet hier wieder den Satz von Adam Smith'! Aber nun haben sich beide Theile vorgesehen; denn die Schuldenmasse kann nie aufgekündigt werden: ihr reeller Werth ist nur das, was sie an Zins trägt. Jetzt haben wir eine reelle, wahrhaftige Poesie, deren einziges Unglück ihre Gegner sind. Denn es giebt rauhe und empfindungslose Menschen

die für ein so romantisches Gedicht, wie das Anleihesystem ist, kein Ohr haben. Sie behaupten, daß es unverantwortlich sei, wenn die Völker das Spazierengehen der Capitalisten bezahlen müssen. Sie sind damit noch nicht einmal zufrieden, daß blos von einer Verzinsung fremder Imaginationen die Rede ist, nicht von einer Heimzahlung des ganzen Capitals; sie glauben sich aus finanziellen, moralischen und politischen Gründen gegen das herrschende System erklären zu müssen. Sie haben keinen Sinn für den transcendentalen Idealismus des Geldes, diese Nüchternen, Prosaischen, diese Volksverführer!

Lasset heute das Wohl der Völker bei Seite liegen, sprecht nicht von den Einflüssen der Geldaristokratie auf Sitten, Meinungen und Ereignisse, nicht von den Capitalien, die dem Gewerbe und dem Ackerbau entzogen werden, nicht von Drohnen, die von Renten leben und ohne Verhältniß gering besteuert sind, nicht von der Immoralität des Börsenspiels. Die Anleihen sind einmal da, das große Schuldbuch der Nationen zeigt Namen, Datum und Jahreszahl, das Geschäft ist im besten Gange. Fünf Brüder kenne ich, die den Ruf der Ehrlichkeit genießen, die originell, liebenswürdig, wohlthätig und reich sind und die sich niemanden aufgedrängt haben. Die Verpflichtungen sind eingegangen, wir können nichts thun, als einen Riesenbau von Dukatensäulen und Piastercapitälern mit flatternden Couponsguirlanden umgehen und das blitzende Wunderwerk anstaunen. Naiv, neugierig, ganz unbetheiligt lehnt sich der Autor an seine bescheidene Honorarsäule im Vierundzwanzigguldenfuß und betrachtet das Gewühl und das Rennen, das sich vor seinen Augen aufthut.

Aphroditens Vögel fliegen in der Luft von Paris nach Amsterdam und haben die Courszettel aus der Coulisse unter ihre Fittiche gebunden. Ein Telegraph fingert von Paris nach Brüssel hinüber, wie hoch die dreiprocentige Rente gestiegen ist. Couriere eilen über die Landstraßen auf keuchenden Rossen. Die Abgesandten der wirklichen Könige markten mit den ideellen Königen, und Nathan Rothschild in London zeigt euch, wenn ihr ihn besucht, ein Kästchen, das aus Brasilien mit ganz frischen, eben aufgefischten Diamanten angekommen ist,

um damit die Zinsen der brasilianischen laufenden Schuld zu decken. Ist dies nicht interessant? Ist es nicht interessant, daß Nathanael, des Londoner Rothschild jüngster Sohn, bei seiner Audienz in Konstantinopel vom Sultan als Sonne unter den europäischen Banquiers begrüßt wird; daß Karl Rothschild dem Papst die Hand geküßt hat und Lionel, der älteste Sohn des Londoner Rothschild, in Madrid zum Ritter Isabellens der Katholischen ernannt wird?

Beschäftigt euch einmal gläubig einige Minuten mit diesem wunderlichen Systeme! Ihr werdet noch immer Zeit genug finden, es zu verdammen. Spindler's Bendavid und der Ghetto von Frankfurt sind euch bekannt. Schon hat die Flamme einen großen Theil dieser antiken Ueberlieferung zerstört; doch der größere blieb zurück und öffnet die Perspective einer Zeit, die noch lange nicht verflossen ist. Reicht das Mittelalter der Juden nicht noch hinauf in das Jahrhundert der Aufklärung? Die Frankfurter Judengasse! Zwei schmutzig rothe Häuserreihen, gebaut auf alten Urblöcken, die so schwer sind, wie der Stamm, den Christus auf Golgatha tragen mußte! Eine ängstliche, finstere, schlecht gekehrte Parallele, von einer unvollendeten Synagoge bis zum jenseitigen Thore, das ehemals nächtlich geschlossen wurde.

Welche Charaktere verstecken sich hier hinter den originellsten Mienen! Hier lernt man, daß die Juden noch immer unter sich einen innerlichen Zusammenhang haben, daß sie eine geschlossene Kette mitten in der europäischen Gesellschaft bilden. Dort der mit dem Ränzel auf der Landstraße wandernde Hausirer, die Herberge der nächsten Stadt, die Kundschaft am Orte — es ist eine planmäßige Existenz, wie diese hinter unserm Rücken von einem ganzen Volke gelebt wird, die man zusammenreihen lernt. Seht jenen Sack, in dem auf der Frankfurter Judengasse der Hausirer einen Trödler hineingucken läßt; ist es nicht, als stäken Dinge darin, die in Polen und Ostpreußen vermißt werden? Gewiß ist dieser Glaube grundlos, aber die Stille des Ortes nährt ihn. Mitten unter Auskehricht, Resten koscherer Mittagsmahlzeiten, mitten unter Gerüchen, die für ein Land berechnet scheinen, wie der Orient ist mit seinen Rosenwäldern, um sie zu unterdrücken, tönt hier

Alles fast wie geheime Verabredung, wie ein nächtlicher Ueberfall, wie die eben aus Portugal erhaltene Nachricht von des wahren Messias endlicher Erscheinung. Stechende Blicke begleiten ein lakonisches, mit humoristischer Freiheit gesprochenes Deutsch. Die Gesichtsbildungen mit ihren barocken Unregelmäßigkeiten, die mir aus einem unerklärlich wuchernden Triebe der jüdischen Natur zu entstehen scheinen, das nachlässige, die Hand in die Inexpressibles gesteckte Hinlehnen an die rußige Mauer, das wie von Siegellack-Roth prunkende Antlitz der Kattunverkäuferin mit ihrem behaglichen Leibe, kurz alles jüdisch Charakteristische trägt in sich einen vielleicht harmlosen Ausdruck, aber dem bösen Gewissen des Christen, einer tausendjährigen Verschuldung, dünkt er wie mögliche Rache. Den Kopf haben wir voll von abgezapftem Blut, vom Feuertod, von der mittelalterlichen Servitut der reingekehrten Gassen und den jährlich vierzehn Brautpaaren; darum versehen wir uns nichts Gutes hier in dem Quartiere Israels.

Aber großmüthiges Volk! Nichts als leben willst du, nichts als jenes unblutige, vor Moses gerechte Fleisch, das der Schächter seinen Kunden zuträgt, nichts als die duftende Zwiebel und Menschen, welche Lust zu handeln haben, Menschen, welche gute, heilige Kronenthaler auf Pfänder nehmen! Hier ist keine Rache, und ich verdamme meine Phantasie, wenn ich auf dem Gemüsemarkt stehe, wo die alten grauhaarigen Rebecken und Rachel mit den Hökern um den Frühling handeln und ich mir über eurer dunkeln Gasse, über diesem von allen Nebengebäuden und den Beistraßen isolirten Exil den rothen Hahn des Zigeuners unwillkürlich malen muß, als sei diese ganze romantische Antiquität dazu bestimmt, in Kurzem ein Raub der Flammen zu werden. Erschreckt nicht! Ich bin keine Cassandra.

In der Frankfurter Judengasse nun wurde der alte Herr geboren, welcher der Stifter des Hauses Rothschild war, Mayer Anselm Rothschild. Es war einige Jahre früher, ehe die Frau des Patriziers Goethe in die weltberühmten Wochen kam. Mayer Anselm hatte vielleicht auch einen Traum erlebt, wie der junge Wolfgang an der schlimmen

Mauer; doch waren es nicht die verführerischen Lockungen der Poesie, welche ihn umgaukelten, sondern die heiligen Schnörkel des Talmud, die glänzenden Urim und Thumim des Hohenpriesters blendeten seine Phantasie, er wollte auf dem Stuhle der Synagoge stehen und einst die Thora predigen, das Gesetz der Gerechten.

In Fürth holte er sich aus alten, schweinsledernen Büchern, aus urweltlichen, ungedruckten Pergamenten das lautere Wort Jehovah's und was Maimonides und Rasche beigebracht haben, um dasselbe zu erklären. Er lernte was Keri und Ketiph ist und folgte der Weisheit Mayer Hallevi's, des großen Rabbi von Toledo, der zuerst den Werth der Masora aufgedeckt hat. David Kimchi und David ben Jechiel, die Dictionaire der Sprache Gottes, kamen nie aus seiner Hand; noch dachte er nicht an Dividenden und Loose, er suchte statt der Wahrheit der Erde die Wahrheit des Himmels.

Als sich das Project, im Violettkleide ein Priester zu werden, zerschlug, da war Mayer Anselm noch immer nicht auf die Praxis des Lebens gestellt, die klingende Münze, die Vierundzwanziger Marien Theresiens und den Unterschied der preußischen Viergroschenstücke von den falschen Ephraims Friedrich des Großen; sondern er blieb noch stehen bei einer Verbindung der Wissenschaften mit der Praxis, bei alten Münzen, mochten sie nun von Gold, Bronze oder Kupfer sein. Mayer Anselm war bewandert in jeder Centurie, in persischen und byzantinischen Münzen, er war geschickt, das Werk des Professor Eckhel in Wien zu recensiren, wenn ihn die Salzburgische Literatur-Zeitung dazu aufgefordert hätte. Er trieb in Hannover das Comptoirgeschäft (denn der Vater wollte nicht glauben, daß der Münzenhandel ein Geschäft sei); aber er that es wie Moses Mendelssohn, der auf der Burgstraße in Berlin das große Buch einer Seidenwaarenhandlung führte und nebenbei in dem noch größeren Buch der Natur und des Geistes blätterte. Nur war der Unterschied der, daß Mendelssohn für Kant, Mayer Anselm für Winkelmann schwärmte. Jener unterschied das Räumliche vom Zeitlichen in der Erscheinung, dieser einen Caracalla von einem Heliogabal. Jener wußte, wie sich das

Gute von der Güte, das Schöne von der Schönheit, Aristoteles von Plato und beide wieder von Sokrates unterschieden; dieser, wie weit die Römer in Deutschland vorgedrungen sind, wo sie ihre Todten begruben, wo man ihre Münzen fand. Mayer Anselm war ein Antiquar, der für die Thatsachen der Geschichte schwärmte.

Der Landgraf von Hessen (später Kurfürst) theilte diese Liebhaberei seines Nachbars und kaufte ihm Münzen ab, obschon Germanicus oder Domitian, die darauf abgeprägt waren, keine Zöpfe trugen. Und wie sie beide so unterhandelten und wie sie sich einander so belehrten über die Nacht der alten Zeiten und die wenigen aus ihr herausblinkenden Münzsterne, da bemerkte der Landgraf in seinem Antiquar einen guten Geschäftsmann und eine Ehrlichkeit, die gerade so weit ging, als das erlaubte Procent seines Verdienstes. Er fing an statt von alter Bronze auch über neues Silber mit ihm zu sprechen und übertrug ihm manches kleine Geldgeschäft, bis 1801 die Hofagentur Mayer Anselm's Verdienste belohnte. Seither blieb diese Verbindung ohne Unterbrechung und war eine Garantie für andere Fürsten, sich in Verlegenheiten ohne Scheu an das aufblühende Frankfurter Haus zu wenden. Das Verdienst, welches sich Rothschild unter Napoleon um das kurfürstliche Privatvermögen erwarb, ist bekannt. Er befestigte sich immer mehr in der öffentlichen Achtung und konnte davon unter Dalberg die Beweise sehen; dieser machte ihn zum Mitglied des Wahlcollegiums.

Eine schlechte Empfehlung der Republik liegt in der Reaction, die in Frankfurt nach Napoleon's Sturz gegen die Emancipation der Juden eintrat. Rothschild's ältester Sohn harrte noch vor Kurzem vergebens darauf, in das Frankfurter Casino aufgenommen zu werden. Während Dalberg's sanfter Monarchie dagegen durfte der Vater den Stab über unzuverlässige und bankbrüchige Christen brechen, Börne durfte wandernden christlichen Handwerksburschen Pässe ausstellen.

Mayer Anselm erlebte die Reaction der Intoleranz nicht. Er starb im Jahre 1812, nachdem er seine Söhne am Sterbebette versammelt und ihnen die persische Fabel von dem Bündel Pfeile wenn nicht erzählt, doch angedeutet hatte. Vielleicht

hatte er einen holländischen Dukaten in der Hand und zeigte ihnen diese Pfeile und sprach: „concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur.“ So wäre er als Gerechter, Vater, Gelehrter, Münzkenner gestorben. Wie dem sei, sein Tod wurde allgemein betrauert; denn er spendete Wohlthaten mit patriarchalischer Uneigennützigkeit.

Erst den fünf Söhnen Mayer Anselm's war es überlassen, das in Ausführung zu bringen, was der Vater vorbereitet hatte. Sie fanden ungemeine Geldmittel vor, aber dazu zwei Dinge, die dem Kaufmann noch höher stehen müssen: Credit und Conjuncturen. Napoleon war keine Conjunctur. Unter Napoleon hatte das System der Contributionen geherrscht, welches für Frankreich die größten Verlegenheiten deckte. Und die, welche sie zahlen mußten, stießen überall auf englische Subsidien und erfreuten sich darin einer förmlichen Aufdringlichkeit, die den Continent an den Rand des Abgrundes brachte. Die innern Zustände selbst der vorzüglichsten Staaten flößten den Capitalisten kein Vertrauen ein; denn nach den Schlachten von Jena und Wagram hatte das Papier in Preußen und Oesterreich seinen Werth verloren. Erst nach dem Pariser Frieden, nach dem in Wien für Europa punktirten status quo konnten Private zu den Regierungen Vertrauen fassen; der Wechselverkehr zwischen Fürsten und Völkern schien reell, Jeder sah sich nach den besten Mitteln um, seine Wunden zu heilen, die Entschädigungsgelder bewiesen, daß noch ungeheure Summen aus den europäischen Truhen konnten aufgebracht werden, und im Rücken wußte man die noch immer nicht versiegenden Adern der Gebirge, Ströme, auf welchen der Handel seine lustige Hoffnungsflagge wehen ließ, fruchtbare Thäler, gewerbseifrige Städte und zuletzt die blaue, liebe Luft, in welche die Speculation viele ihrer Schlösser baute. Jetzt hatte man Lust zum Geben und zum Nehmen: Einer suchte am Verlegensein des Andern zu gewinnen und beide lachten; denn beiden war geholfen.

So entstanden nach Napoleon's Sturz Anleihen, welche sich zu einem förmlichen System ausbildeten und jetzt in den Lehren der Nationalökonomen ihre festen, complicirten

Kapitel haben. Die Gebrüder Rothschild wurden die Hierophanten einer neuen Religion, die ihre Fanatiker so gut wie ihre Ketzer hat. Als sie zu „operiren“ anfingen, mußte zuerst ein Vorurtheil zerstört werden, die freiwillige Abhängigkeit, in welche sich der Continent von England zu setzen pflegte. Sollte die Moneycracy eine Autorität werden, so mußten von ihr Fürsten und autorisirte Gesellschaften ausgeschlossen werden. Hätten die Umstände nicht fast ununterbrochen seit vierzig Jahren das Bündniß Englands mit Preußen und Oesterreich begünstigt und die politischen Maßregeln dieser Staaten zu gemeinschaftlichen für wenigstens zwei Theile gemacht, so wäre die Verschuldung der beiden Continentalmächte an den Staat England tausend Irrungen preisgegeben gewesen. Die Geldmänner wollten keine Gemeinwesen zu Rivalen haben, sondern es sollte ein geschlossener Bund, eine Adelskette des Geldes unter Privaten werden, die ihr geheimes Netz um Europa spann. Die Anleihen wurden ausgeboten und an den losgeschlagen, der die geringste Provision nahm.

Aber freilich, die Bereitwilligkeit des Borgens ist wol immer die schwächste Garantie des Wiederbezahlens: es mußten neue Regierungsacte hinzukommen, um den Privaten Vertrauen einzuflößen. Dies war nach dem Kriege von 1815 einestheils die Errichtung der Tilgungsfonds, dann die Anerkennung des repräsentativen Systems. Denn man irrt sich, glaubte man, die Geldaristokratie sei in jedem Stück mit der absoluten Monarchie verschworen. Die Geldaristokratie hat die stärksten Augen und eine nervöse Sensibilität, die sie, man möchte sagen, in den Zustand des Hellsehens versetzt. Sie lebt von einem Handel, den man, als noch mit Tulpen statt mit Actien gehandelt wurde, schon den Windhandel nannte: sie weiß, daß man über den Wind der Politik nichts physikalisch bestimmen kann. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung schließt keine Chance aus. Deshalb mußte ein System in ihre Berechnungen passen, das von der Zukunft das Gefährlichste vorwegnimmt und die Demokratie selbst, dies Schreckbild der Capitalisten und Staatsgläubiger, in ihr Interesse zieht. Die Börsenmänner gehören alle zum Juste-Milieu,

einem Glaubensbekenntniß, das es mit niemanden verderben will und das überall unterliegen muß, wo es Doctrin ist und mit positiven Zwecken umgeht, da aber die Oberhand behält, wo es nur eine Maßregel der Schlauheit und klugen Berechnung eines Einzelnen ist. Stände sagten aber gut für die Schulden der Regierungen, oder mit andern Worten, jene wahrscheinliche Thatsache, daß unsere Enkel die Verpflichtung ihrer Väter nicht mehr anerkennen werden, wurde durch das constitutionelle System noch auf eine ziemlich ferne und nebelhafte Zeit hinausgeschoben.

Weit illusorischer als das Repräsentativsystem ist die Fundirung eines Tilgungsfonds. Diese Maßregel diente nur dazu, einen ungefähren Maßstab des besten Willens zu geben. Denn jedes neue Ereigniß, das plötzliche Bedürfnisse der Regierungen hervorruft, wird alle vorangegangenen schönen Tilgungsentschlüsse stören. Wir erinnern an den Sinking-Fund in England. Dennoch ist es für Regierungen vertrauenerweckend, wenn sie sich wenigstens den Anschein geben, als vermieden sie, leichtsinnig zu sein.

Das erste Beispiel, in seinem Staatshaushalte zu ordnen und zu lichten, gab Oesterreich. Nicht nur, daß dieser Staat, der unter Napoleon in Geldsachen fast seinen Credit vollständig verloren hatte, an Tilgung seiner Schuldenmasse dachte, sondern die Errichtung einer Nationalbank wurde auch eine Maßregel von wesentlichem Interesse. Auf die Tilgung und die Bank folgte die Emission der Metalliques, eines Papiers, das gleichsam alle bösen Säfte des österreichischen Schuldenwesens in sich absorbirte; denn mit ihm wurden die meisten cursirenden Schuldverschreibungen Oesterreichs in Rapport gesetzt. Die Metalliques sollten Schrot und Metallwerth genug haben, um von den ihnen beigefügten Elementen nicht angerostet zu werden. Sie bleiben der Nennwerth von Oesterreichs „unerschöpflichem Nationalreichthum", seinen „ungarischen Bergen", die oben das Gold der Rebe, unten das Gold Fafner's hüten, von seinen „steierischen Eisenhämmern", seinen „gesegneten sonnenhellen Erblanden", von all' den „Naturadern", die „Oesterreich zum zähesten und unvertilgbarsten Staate der Erde" machen. Die Metal-

liques sind der leitende Compaß auf den Wogen der deutschen Börsen. Wären sie nicht zu schwer, als daß sie jeder Wind werfen könnte, so verdienten sie den Namen der deutschen Börsengirouetten. Mit ihrer Emission datirt sich in Deutschland der geregelte Verkehr mit Staatspapieren.

Die Brüder Rothschild waren bald in das Interesse der österreichischen Finanzen aufgenommen. Bis zum Jahre 1840 liefen die im April 1823 emittirten kleinen Rothschild'schen Loose; 1835 waren schon abgelaufen die Pariser Rothschild'schen Metalliques, die für originalösterreichische fungirten. Im Jahre 1821 wurden für eine Rothschild'sche Anleihe die Partialobligationen creirt. Preußen hatte schon im Jahr 1817 vom Frankfurter Hause fünf Millionen Gulden geliehen.

In Paris und London trat allerdings die Concurrenz bedeutender Capitalisten auf; Aguado, der für Spanien, Lafitte, der für Frankreich und Hayti negociirte, Ardouin, Parish u. A. Doch blieben die Brüder bei keinem Geschäft unbetheiligt: sie bilden einen unbesiegbaren Phalanx. Selbst, oder durch ihren Agenten beherrschen sie die vorzüglichsten Plätze, und da sie gewohnt sind, nichts ohne Verabredung und Uebereinstimmung zu unternehmen, so können sie dabei nach einem Systeme verfahren.

Die Orden und Titel der Brüder sind nur zur Hälfte ein Maßstab der Achtung, welche sie bei den europäischen Souverainen genießen. Man hat gefragt, ob die Rothschild's directen Einfluß auf die Politik haben? Hängt überhaupt die Geldaristokratie energisch mit den Ereignissen der neuen Geschichte zusammen? Die Phantasie und der Haß haben in dieser Rücksicht viel Fabelhaftes ersonnen. Ihr kennt den Roman von Sealsfield, in welchem die Fiction eines Bundes von zehn der reichsten Erdengötter, die Krieg und Frieden schließen und die Welt nach Gutdünken regieren, auf höchst anziehende Weise durchgeführt wird. — „Zehn sind wir" — sagt einer von ihnen — „und über die ganze Welt zerstreut und doch täglich, ja stündlich beisammen; durch keine Bande und doch wieder durch die innigsten Bande verschlungen, die des gemeinschaftlichen Interesses, das der Welt eine neue Gestaltung geben soll, früher oder später geben soll,

wird, muß. In London sind wir fünf. Alle Wochen versammeln wir uns, vergleichen Noten und bestimmen den Gang der Weltverhältnisse. Die Mysterien der Finanzen aller Reiche und ihre Existenz liegen klar vor unsern Augen. Kein Reich, keine Familie, kein Stand ist unserm anatomischen Messer entgangen. Wir halten die Bindungsfäden unserer Existenz, jedes Standes, jeder Familie, von der allerhöchsten bis zur niedrigsten, in unserer Hand. In unserm Soll stehen Milliarden, stehen Staaten und Familien, Könige und Kaiser; es sind Noten wie die im Buche des ewigen Richters. Der öffentliche Credit und das häusliche Wohl, das Glück aller Reiche der civilisirten d. h. der schuldenden Welt, des Handels und Wandels hangen von unserm Wink und Willen ab. Was ist die geheime Polizei des Continents gegen die, welche wir bezahlen! Das tanzende und in seinen Fesseln knirschende Frankreich und das phlegmatisch-mondsüchtige Deutschland und das trägbigotte Spanien und das elende, an den Knochen seines dreitausendjährigen Ruhmes nagende Italien müssen sich beugen und alle Länder der Erde müssen folgen, denn unsere Mineurs sind thätig."

Dies ist eine Allegorie. Sie drückt das als Machination aus, was die unwillkürliche Thatsache unserer modernen Verhältnisse ist. Ist hier etwas unvermeidlich, so fürchtet nicht, daß es nicht besiegt werden könnte! Glaubt ihr, daß die wahre Zukunft des Menschengeschlechts, daß das wahrhafte Welthistorische sich werde umspinnen lassen von den Metall- und Papierinteressen eines schwindelhaften Jahrhunderts? Ein französischer Minister, der den Telegraphen hat, kann sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, aber schon müssen die von ihm fabricirten Ereignisse fürchten, entlarvt zu werden: nur auf ein Gerücht dürfen sie sich beschränken, oder wenn sie wirklich thatsächliche Wurzel haben, so gedeihen sie nicht länger, als bis ein günstiger Kauf abgeschlossen ist und der Telegraphenminister so viel erübrigt hat, daß er sich damit in Zukunft für seine Demission und seine ruinirte Popularität entschädigen kann.

An solche Manöver, an einen Einfluß auf die Politik so heilloser Art denken wir nicht, wenn von Männern die

Rede ist, die wie die Rothschild im Angesicht der Welt handeln und ganz Europa ihr Comptoir nennen. Manches Anderweitige aber, das in die Politik eingreift, möchte wol oft bei ihnen mit unterlaufen, eine Idee, ein Vorschlag, eine Mission. So ist es unbezweifelt, daß das Frankfurter Haus der preußischen Regierung den Vorschlag einer Nationalbank und einer daraus folgenden sublimen Finanzmetaphysik nach dem Muster Oesterreichs gemacht hat. Doch hat die preußische Regierung die ansehnlichen Vortheile, die in gewissen Procenten von dem ganzen Geschäft bestehen sollten, von sich gewiesen. Charakteristisch war es, daß der Widerstand gegen das Project vom damaligen Kronprinzen von Preußen ausgegangen und von Niebuhr, einem gelernten Finanzier, heftig bestritten worden sein soll. Dann mochte die Julirevolution, als die Legitimität und das souveraine Volk, das de jure und das de facto, in Collisionen geriethen, der Geldaristokratie, als der einzigen unangetastet gebliebenen Macht, eine Vermittlungsrolle übertragen haben. Wenigstens scheint es erwiesen, daß die Rothschild von österreichischer Seite her kurz nach jenem Ereignisse dazu gebraucht worden sind, die beanstandete neue Ordnung der Dinge in Frankreich zu vermitteln und eine Anerkennung vorzubereiten, welche die Klugheit schon zugestanden hatte.

Die große Krisis in den Jahren 1824 bis 1826 erschütterte das Rothschildische Haus nicht. Während durch die Aussicht auf lange Friedenszeiten sich die Papierspeculationen zu einer schwindelnden Höhe gehoben hatten, während die Noten der englischen Bank den Markt überflutheten und sich der Handelsgeist mit unermeßlichen Creditgestattungen überbot, während endlich die Rentenreduction Villèle's, die dieser Minister zuerst versuchte, scheiterte und die plötzlich constituirten Staaten Südamerikas, eines Welttheils, den man für ein unerschöpfliches Eldorado hielt, große Summen Geldes aus Europa entfernten, wankte die Firma der Brüder nicht. Ein günstiger Zufall wollte, daß um jene Zeit fast gar kein Wechsel auf Rothschild circulirte. Die bedeutendsten Handlungshäuser (besonders B. A. Goldsmith in London) fallirten, in Frankreich stellten zwei der angesehensten Häuser ihre

Zahlungen ein, in Berlin war Benecke ruinirt. Die Rothschilds sagten nur: Was ist? Sie ertrugen die hessendarmstädtische Finanzkrisis; sie ertrugen eine noch größere von neuerm Datum, die spanische. Dreizehn Millionen standen hier auf dem Spiele, die sie der Regierung vorgeschossen hatten. Zwar ließ sich Lionel in Madrid das Anlehen selbst entgehen, aber die Vorschüsse wurden gerettet.

Fast alle diese Glückszufälle und Combinationsresultate kommen auf gemeinschaftliche Rechnung. Nichts von größerem Interesse wird isolirt betrieben. Sie leisten, was sie können; doch drückt keiner den andern, niemand ist dem Bruder verantwortlich. Sogar ihre Firmen giriren sie gegenseitig; mit einziger Ausnahme des Londoner Hauses, dessen ausschließlicher Chef Nathan ist: eine Anomalie, welche ihren Grund in der großen Sorgfalt findet, die auf jenen ersten Platz verwendet werden muß. Die Brüder leben der Mahnung ihres Vaters eingedenk.

Es ist anziehend, das in ihnen Gemeinsame, was die Folge des Interesses und der Verwandtschaft ist, mit der besondern Physiognomie des Charakters zu vergleichen, die ihnen, fast möchte man glauben unwillkürlich, von ihren getrennten Localitäten aufgeprägt worden ist. Anselm, der älteste Bruder, giebt in sich alle die Eigenschaften wieder, die den Frankfurter kleiden. Er findet seinen Stolz in einer fast bürgerlichen Wohlbehäbigkeit, die mit der Diplomatie an seinem „Platze" nicht kokettirt und nicht einmal rivalisirt. Dem Salontone weit näher steht Salomon in Wien, der mit einer gewissen Kälte des äußern Benehmens negative Formen verbindet, die an's Diplomatische streifen. Nichtsdestoweniger soll er den großen Blick theilen, welcher namentlich den ältesten Bruder auszeichnet. Nathan in London repräsentirte vortrefflich Sitte, Gesinnung und Reichthum der City. Er packte seine Unternehmungen mit einer Riesenfaust. An ihm war Alles kolossal. Jemand sagte über diesen Mann: „Geht er auf die Jagd, so müssen es wenigstens Elephanten sein, die er erlegt." Kann man dem Bilde trauen, das Fürst Pückler in leisen Zügen von Nathan Rothschild entwirft, so war es ein jovialer Mann, der die Fähigkeit besaß, sich über seine Stellung zu erheben.

und eine Unbefangenheit zu äußern, welche sogar über sich selbst scherzt. Nur läßt es der sarkastische Fürst unentschieden, ob Nathan, wenn er sich etwas breit mit seinem Reichthum entfaltete, mehr der unbewußten naiven Freude über sein Glück sich ergab, oder ob er sich, wie wol große Männer und Genies zu thun pflegen, aus Bonhommie selbst wie ein wunderbares Object betrachtete. Karl, der Neapolitaner, soll der zugänglichste sein. Denn wie vorsichtig und italienisch maskirt auch sein Benehmen in Geschäftsverhandlungen ist, so zeichnet ihn doch ein hervorstechender Zug des Herzens aus, der ihn gut und weich erscheinen läßt. Jacques in Paris ist ganz Pariser, d. h. ein Charakter, worüber „hundert und ein“ Schriftsteller nachdenken konnten, ohne ihn dennoch in zwölf Großoctavbänden erschöpft zu haben.

Noch lebt die Mutter der Brüder. Sie ist der Genius, der über sie alle Wache hält, ein beinahe unsichtbarer Genius; denn noch immer wohnt sie in der Frankfurter Judengasse. Sie kann sich nicht trennen von dem Elend ihres Volkes und freut sich, in dem schmutzigen Viertel die Einzige zu sein, die alle vier Wochen weiße saubere Gardinen an ihre kleinen Fenster aufsteckt. Das ist ihr besonderer Stolz! Sie verläßt die liebe Heimath nur, um einmal in Anselm's Prachtgärten die Königin der Nacht blühen zu sehen oder ein neues Gemälde zu betrachten, das der Sohn neben Oppenheim's berühmte Susanna placirt hat.

In neuerer Zeit haben sich die Rothschilds viel zu nachdrücklich in die innern Angelegenheiten des Judenthums gemischt. Wer durch seine gesellschaftliche Stellung so der durchschnittlich unglücklichen Existenz des Judenthums entrückt ist, wie diese Geldkrösusse, denen überall geschmeichelt wird, der kann sich auch nicht mehr im natürlichen Zusammenhang der Bedürfnisse fühlen, die sich im Schooß der jüdischen Gemeinde mit der Zeit herausstellen. Erst wenn die baronisirten Rothschilds nachweisen können, daß auch sie unter der Stellung der deutschen Juden leiden, erst dann hätten sie ein Recht, jüdische freisinnige Entwicklungen zu verhindern. Wir leben in einer Zeit, wo der Gott der Reichen nicht mehr der Gott der Armen ist. Es sollen andere Ausgleichungen zwischen dem Dies-

seits und dem Jenseits stattfinden, als die früher geglaubten. Dahin strebt Alles. Zäh an's Alte sich zu klammern, mag Denen sehr leicht fallen, die in der Fülle des Glücks leben. Der Unglückliche muß sich einen tiefern Lebenstrost suchen, als den ihm der Aberglaube mit seinen knöchernen, herzlosen Formen darbietet. Ist das Religion, im Armensünderhemd mit der brennenden Kerze in der Synagoge seinen Reichthum abzubüßen und gleichsam die Dämonen des Unglücks zu beschwichtigen? Aberglaube ist es, Furcht vor dem „Dalles", Furcht vor dem Dämon der Armuth. Wenn die Rothschilds es für zweckmäßiger halten, selbst bei jenem Glauben zu bleiben, in welchem ihr Vater reich geworden ist und bei dem sie seither ihre Güter vermehrt haben, so sollen sie sich nicht in geistige Entwicklungen mischen, die sie nicht verstehen, und ihren Einfluß, ihre Güter, ja ihre Börsenverbindungen nicht dazu mißbrauchen, daß sie eine Bewegung unterdrücken, die von Gemüthern ausging, die ihrem leidenden Volke einen tiefern Lebenstrost geben wollten, als der aus stumpfer Beruhigung mit abgestandenen und überlebten Vorurtheilen quillen kann.

Sultan Mahmud.

1835.

Jene Zeit soll vorüber sein, wo der Beherrscher der Gläubigen, um einen Tractat zu besiegeln, mit der Hand in's Tintenfaß griff und unten am Fuße des Pergaments seine fünf Finger abdrückte. Darf man Berichten trauen, so wäre die Türkei auf dem besten Wege, die Civilisation Europas einzuholen. Der alte, aus Caschemirshawls gewundene Turban, die Zierde des Gerechten, soll einer kleinen flachen Mütze, die hart auf dem Schädel liegt, Platz haben machen müssen, der schöne lockige Bart, die heilige Tradition des vielbeschwornen Bartes des Propheten, soll ganz kurz

geschnitten werden unter den jetzigen Verhältnissen, kurz und starr, schaufelartig, wie Buttler von Hudibras' Barte sagt: „Dachziegeln gleich an Art und Schnitt, reißt er wol schnellen Beifall mit.“ Die weiten, bauschigen Gewänder verschwinden gegen enge und straffe Kleider, welche die Geheimnisse des Harems, krumme Beine, verrathen. Kurz, man ist so voll glänzender Hoffnungen über die Türkei, daß man jenseits und diesseits der Dardanellen, hier wo Hero, und dort wo Leander wohnte, bald im Triumphe europäische Sitte und Meinung gefeiert sehen will.

Wer aber nur den rechten Glauben hätte! Wer nur so leichtsinnig den Kern der europäischen Cultur in der Schale fände und noch leichtsinniger von einigen mehr theatralischen, das Costüme und die Coutüme betreffenden Metamorphosen auf die innere Revolution des Moslems, auf das alte Vermächtniß einer glänzenden Vergangenheit, ja noch mehr auf die Prophezeiung einer glänzenderen Zukunft schließen könnte! Unsere Philanthropie sieht immer mit illusionssüchtigen Augen, kuppelt Feuer und Wasser zusammen, den Sultan mit der Republik Venedig, wie das Sprichwort sagt, und möchte in einer gerührten Stunde einen Streit beilegen, welchen zu schlichten Jahrhunderten nicht gelingen wird.

Ich glaube nicht daran, daß die Frage des Ostens eine Culturfrage ist, sondern sie muß eine historische Lösung finden, was man historisch nennt, eine Lösung durch Siegen oder Unterliegen.

Was wir schon von Mehemed Ali gesagt haben, den Enthusiasmus für Bildung hat auch Mahmud II. nicht. Seine Civilisationsversuche blicken nur auf das hin, was Europa besitzt durch sein anständiges Benehmen und seine Industrie; denn wie könnte man dem stolzen Padischah so wenig Einsicht zutrauen, daß er glauben sollte, Europas politisches System käme her von den knappen Beinkleidern und den metallenen Steigbügeln! Nein, die Humanität spielt hier keine Rolle, sondern das, was man in der Türkei unter dem Namen Nizam-Dschedid verflucht, die Neuerung, das hat einen ganz historischen Grund und soll bestimmten, echt türkischen und muselmännischen Absichten als Erleichterung dienen. Man muß

sich deshalb über die Geschichte der Osmanen seit zweihundert Jahren aufklären.

Bajazet, der Blitz, wollte den Erdkreis in Flammen setzen und seine und Amurat's Siege bahnten zuerst im türkischen Reiche den Aschenweg eines möglichen Unterganges. Bei einem solchen Widerstand, wie ihn dann Hunyad und Matthias Corvinus leisteten, mußte der Islam auf eine Befestigung seines Besitzes denken. Die Kugel, die bei der Belagerung Wiens in den Stephansthurm fiel, war die letzte der alten Schreckenszeit, wo man die Türken fürchtete wie den Antichrist. Seither ist die Pforte auf ihre Grenze beschränkt. Aber da der Islam eine Religion der Unruhe und Ausdehnung ist, da der Türke überall, wo er sich niederläßt, nur gewohnt ist, wie im Feldlager zu leben, so mußte mit dem schwindenden Kriegsglück auch innerlich der Verfall hereinbrechen. Die Türkei wollte daher aus ihrem improvisirten, durch die Wechselfälle der Eroberung bestimmten Besitze jetzt einen dauernden Zustand schaffen, und so gründete sich aus halben, gährenden und gänzlich fremdartigen Verhältnissen eine Herrschaft, die sich höchstens rächen, sonst auf Genuß und Vertheidigung sich beschränken wollte. Während Kriegshauptleute und Günstlinge auf eine tumultuarische Weise mit den Provinzen des Reichs belehnt wurden, zogen sich die Sultane in die Serails zurück und drängten die osmanische Geschichte von jetzt an zusammen auf das kleine Terrain häuslicher Intrigue, auf jene Gefängnisse, in welchen Söhne Väter, Brüder ihre Geschwister erdrosseln ließen, auf einen kurzen Raum vom Serail bis zu einem Kiosk am Meere, wo unter Rosenhecken Mord und Verrath ersonnen wurde und Alles so still ist, daß man nichts in der Ferne hört, als das Plätschern der in einen Sack genähten und in's Meer geworfenen Sultaninnen — oder Brüder des schwachen und grausamen Herrschers.

Das Sultanat gab die grünseidene Glaubensfahne des Propheten, sein oberpriesterliches Ansehen, die Würde, ein Schatten der Gottheit zu sein, an einen höchsten kirchlichen Patriarchen, den Staatsmufti ab, und das Schwert Mohammed's, das ein neuer Sultan noch an seinen verweichlichten Lenden duldete, war eher Talisman als der in die Schlacht

winkende Blitzstrahl; denn den Krieg zu führen, übernahmen Miethlinge und Creaturen der Hofcabale. Das Sultanat war nichts als eine Repräsentation geworden. Die Mütter der Fürsten warfen sich ihren Söhnen in den Weg, wenn diese in den Krieg ziehen wollten, nicht aus zärtlicher Vorsorge und banger Ahnung, sondern weil ihre Macht und ihr Leben mit dem Leben des Sohnes stand und fiel, weil keine neue Herrschaft denkbar war, ohne erst die Trümmer der alten aufzuräumen, und wären es Blutsverwandte gewesen. Die feigen, berauschten Sultane waren der Spielball der Intrigue, den sich immer drei Partheien, die Favoritinnen, die Mutter und die Eunuchen zuwarfen. Wie mancher türkische Herrscher siechte von der Wiege her an heimlicher Vergiftung und mußte doch noch früher, als die gütige Natur es gewollt hatte, an einer seidenen Schnur sterben, die ihm sein eben so verkümmerter eigener Sohn schickte!

Das ganze Ansehen, das noch die Pforte Europa und ihren eigenen Satrapen gegenüber behaupten konnte, entwickelte sich aus zwei Ursachen, aus dem Zufall und einer Kaste: aus dem Zufalle, welcher zuweilen kräftige und weise Veziere an die Spitze des Reiches stellte und aus einer Kaste, welche das Privilegium des Krieges an sich gerissen hatte, den Janitscharen. Diese stehende Miliz, welche sich Anfangs nur aus den Gefangenen rekrutirte, dann aus einer bestimmten von den Griechen zu liefernden Menschenzahl, und die deshalb einen so unbesiegbaren Corporationsgeist bekam, weil sie von Kindheit auf für ihre Stellung erzogen wurde, riß eine Gewalt an sich, welche, obschon sie die eigentliche Stütze des schwankenden Staates war, niemanden fürchterlicher wurde, als dem Staate selbst. Den römischen Prätorianern gleich, welche außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, zogen sie oft mit der Fahne des Aufruhrs vor die Wohnung des Kaisers, „stürzten ihre Kochkessel um", das Zeichen einer großen Erbitterung, und verlangten die Köpfe der Minister und Günstlinge, die sie ihren Interessen entgegen glaubten. Sie machten Krieg und Frieden, ohne ihre Stimme kam keine Thronfolge zu Stande, und wenn Mord und die im Holz von Konstantinopel wüthende Brandfackel ihren Weg gezeichnet hatte und

die Köpfe der verlangten Opfer an den Minarets des Serails blutig starrten, so konnte wieder die Furcht des Sultans alles das verdorben haben, was er eben gewonnen glaubte; denn er hatte vielleicht mehr hinrichten lassen, als die meuterischen Cohorten wollten, er hatte vielleicht irgend einen Mann des Gesetzes, einen guten Reiter, einen populären Soldatenfreund seiner blinden Furcht geopfert, für welchen dann der eigensinnige Haufe wieder neue Genugthuung verlangte... Die Türkei ist ein jammervolles Land. Der Geist des Opiums, die ausschweifend potenzirte Offenbarung des Traumes, liegt schwer auf dem sonnenhellen Himmelsstriche. Hier Ermattung, Furcht und Indolenz, dort Raserei und die Wuth des Tigers, und das Alles oft in denselben Seelen! Wer sollte glauben, daß es in dieser verworrenen und erstickenden Atmosphäre in der That einige Tugenden giebt, die uns mitunter mit dem türkischen Namen versöhnen könnten; jene innere Gerechtigkeit, die weit mehr ist, als das, was man in Europa Ehrlichkeit nennt! Es ist eines der vielen Probleme unserer Zeit, beweisen zu können, wie in der Türkei Wahnsinn, Grausamkeit, Schwäche mit Tugend im Umgang, Mannhaftigkeit und schönen Sittensprüchen zusammenwohnen können. Ich glaube, das Erklärungsband dieses Widerspruchs liegt nicht weit ab von einer Tugend, die nicht nur den Europäer vorzugsweise trifft, sondern ihn auch übertrifft, in des Türken unbeugsamem Stolz, in seiner großen Verachtung, die er Hunden und Europäern zollt.

Es ist eine falsche und hochmüthige Erklärung von Seiten der Europäer, wenn sie die türkischen Neuerungen, das was man die Emancipation des Orients nennt, aus einem humanistischen Interesse für die Idee oder aus der Scham, etwa hinter der europäischen Civilisation zurück zu bleiben, herleitet. Der Nizam-Dschedid ist nichts, als eine durch die Noth aufgedrungene politische Maßregel, die keinen andern Zweck hat, als gegen die Macht der Janitscharen ein Gleichgewicht zu schaffen. Unsere Philanthropie wird überall auf Schwärmereien ertappt. Gewiß ist der Orient nicht abgeneigt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens, die der Occident in Folge seiner Industrie voraus hat, sich anzueignen; aber kann man

die Einführung z. B. der Hähne bei den Badewannen, ja immerhin auch die Einführung einer neuen, kostenersparenden Tracht, mit dem stolzen Namen einer Revolution der Sitten und Meinungen belegen?

Nicht um die europäische Kriegführung zu überflügeln, ließ Mustapha III. Baron Tott zu sich kommen und sich von ihm belehren, wie man Pontons, Gußöfen, Bohrmaschinen und mathematische Schulen errichtet und Bomben à ricochet wirft, sondern um die Janitscharen mit den neuen Handgriffen auch neue Pflichten zu lehren und sie in eine steife und disciplinirte Haltung zu bringen, die der meuterischen Ueppigkeit dieser Truppen ein Ende machen sollte. Und warum sollte Achmed III. nicht die Buchdruckerkunst einführen? Er wird immer geglaubt haben, daß die Werke, die seine Pressen lieferten, Alles übertrafen, was die französische und englische Literatur bieten konnte. Er wird nie Anstand genommen haben, zu lächeln, wenn man von Montesquieu und Montaigne hätte sprechen und sie vorziehen wollen zuerst dem Koran, dann dem Dschihan-Numa oder dem Belvedere der Welt, dem Ussulül-Hikem oder den philosophischen Grundsätzen und zuletzt den „ausgewählten und wohlangereihten Perlen", welche alle früher oder später in Konstantinopel gedruckt worden sind. Der einzige Selim III. scheint nicht freigeblieben zu sein von den Aufklärungsideen, die das Zeitalter Gustav's von Schweden und Joseph's von Oesterreich charakterisirten. Alles Andere aber, was vor und nach ihm war, reformirte er in unmittelbarer Beziehung auf die Janitscharen. Ihr Untergang war nicht die Losung der Civilisation, sondern der Autokratie des Sultans. Die Sultane wollten weiter herrschen als innerhalb der engen Mauern ihres Serails.

Erst im gegenwärtigen Augenblick, wo die gefahrvolle Stütze der türkischen Alleinherrschaft vernichtet ist, müßte sich etwa die Rolle entwickeln können, die der Orient dem Occident gegenüber zu spielen gedenkt. Wir sehen das stolze Vermächtniß der Khalifen, eine Herrschaft, welche die schönsten Striche der Erde umfaßt, einen Staat, dessen Wächter der europäische Schrecken war, dem unvermeidlichen Untergange nahe. Während die Pforte zwei Feinde, die Satrapen und

die Janitscharen, durcheinander vertilgen wollte, während sie sich in Konstantinopel einen festen Willen schuf, um den Provinzen Gesetze vorschreiben zu können, hat sie wiederum die Hülfsmacht verloren, die sie dabei unterstützen mußte. So ist das beste Blut der Türkei verspritzt worden, einem Phantom zu Liebe, einer Idee, die ohne Haltung ist, der Souverainetät des Sultans. Diese Souverainetät bahnte sich ihren Weg über die Leichen der Janitscharen, die den Statthaltern der auswärtigen Politik gegenüber sie erst möglich hätten machen können. Die Pforte besitzt jetzt eine Autorität, für welche sie keine Hände mehr hat. Kann hier noch die Civilisation ein Surrogat werden, das, von unten auf heilend, den siechen Staatskörper rettet? Werden kleine Mützen und kurze Bärte für die Pforte das werden, was einst in Rom allerdings — Gänse gewesen? Ist eine originelle Persönlichkeit vorhanden, die mit nerviger Faust das Ruder ergriffe, um das Staatsschiff wieder auf die hohe See zu bringen?

Wir wollen vor das kaiserliche Thor treten. Erschreckt nicht vor den Seitennischen der Säulen, die es tragen; es sind nur die Köpfe der Verbrecher, die der Sultan hinrichten ließ, und die noch ganz frisch von Blut triefen! Tretet in den ersten Hof, laßt die Kirche der heiligen Irene liegen, schaudert nicht vor dem Mörser, in welchem die widerspenstigen Häupter der Ulemas zerstampft werden, weil den Mufti keines Menschen Hand berühren darf; lasset den ach! so leeren Schatz, den Marstall, den Betsaal. Jetzt tretet leiser. Wir sind in der Nähe des Harems. Lauschet nicht, was die cirkassische Odaliske von ihrer Heimath singt — das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen dort am Fenster setzt eine grüne Brille auf, um eure Mienen zu prüfen! Stumme verfolgen euch und Zwerge; ein fürchterliches Schweigen liegt auf den großen Höfen, deren Mittelpunkt ihr erreicht habt; dort hinter jenen Vorhängen wohnt der Sultan — ein verstohlener Blick — dort ruht er, er trinkt Wein, er lacht, er lallt, er ist betrunken! Keine Pedanterei! Nur aus Verzweiflung, wie man zu sagen pflegt,

übertritt er das Gesetz des Propheten: sehen wir, wie er es früher befolgt hat!

Mahmud II. kam in Folge einer Revolution auf den Thron. Der einzige philanthropische Reformator, der der Pforte zugestanden werden muß, Selim III., beschäftigte sich in seiner Gefangenschaft, während draußen Mustapha IV. herrschte, dem jüngern Bruder des Sultans, seinem Neffen, Unterricht zu geben. Er lehrte ihn türkisch und arabisch; doch blieb Mahmud's Bildung immer nur äußerlich. Zuletzt warf er sich auf die Kalligraphie, die er als jene Profession trieb, welche die Sultane immer noch neben ihren Regentenpflichten erlernen müssen. Mahmud war auf die Schnörkel seiner schönen Handschrift so eitel, wie ein Commis oder, man erzählt es von diesem, der Marschall von Treviso.

Er übte sich gerade in seiner Kunst und ertrug unwillig die Vorwürfe Selim's, der ihn zu Philosophie und Mathematik antrieb, als der Lärm eines kriegerischen Aufstandes an sein Ohr schlug. Das Feldgeschrei war Selim, den Taher Pascha und die disciplinirten Truppen wieder auf den Thron setzen wollten; aber bald erschien der zitternde Mustapha mit seinem Oberstallmeister und würgte den Greis, den sie heimlich überfielen. Mahmud raffte seine Kalligraphieen zusammen und versteckte sich vor dem Blutdurst und der Furcht seines Bruders so lange, bis ihn die Meuterer selbst aufsuchten und ihn an des gefangenen Mustapha Stelle setzten. Sein Patron war Bairaktar, gewiß einer der kräftigsten Charaktere in der neuen türkischen Geschichte. Das Resultat einer blutigen Verwirrung von vielen Wochen war allerdings der günstige Tod Mustapha's, die ungestörte Umgürtung Mahmud's mit Osman's Säbel, das glückliche Untertauchen von fünf in den Bosporus geworfenen Säcken, in welche ein Kind Mustaphas und vier schwangere Sultaninnen eingenäht waren; aber auch eine an die Janitscharen verlorne Schlacht, der Tod Bairaktar's, der von ihnen belagert wurde und sich heldenmüthig in die Luft sprengte, und eine zur bösen Stunde offenbarte Schwäche; denn der Thron und der Divan hatten mit den meuterischen Kasernen unterhandeln müssen. Der Sultan beköstigte die Janitscharen selbst und ihr Appetit war

wörtlich die Temperatur, von der im Barometer der öffentlichen Meinung sein Steigen oder Fallen abhing. Er zitterte, ob man ihm die Nachricht brachte, die verdächtigen Soldaten hätten den Reis unschmackhaft gefunden oder sie verschmähten Brot und Salz, was in den türkischen Revolutionen ein technischer Ausdruck ist; doch der Reis quoll gut, man blieb ruhig und der neue Herrscher wagte mit Rußland und Serbien Frieden zu schließen. Das war im Jahr 1812.

Die Erschöpfung Europas im zweiten Decennium des Jahrhunderts theilte sich auch dem türkischen Reiche mit. Hatte es doch an den Streitigkeiten der Politik seither activen Antheil und bald für, bald gegen Napoleon Parthei genommen. Wenn der Sultan ein kraftvoller Charakter wäre, in dieser Periode hat er nichts davon verrathen. Die Ordnung in den Provinzen löste sich auf. Die einzelnen Paschaliks von Rumelien, Widdin, Trebisond, Damaskus, Bagdad ꝛc. rissen sich mehr oder weniger vom Staatsverbande los, die Wechabiten machten unwiderstehliche Fortschritte, und zwei Widersacher, die bestimmt waren, späterhin die Kraft der Pforte zu absorbiren, umgaben sich im Geheimen mit Hülfsmitteln, gegen welche die des Sultans zuletzt nicht mehr ausreichten — Ali von Janina und Mehemed von Aegypten.

Der Divan übersah entweder die Gefahr, oder er war so tief gesunken, daß er sich damit begnügte, vom Unvermeidlichen wenigstens noch einige transitorische Vortheile zu ziehen. Er legte Tribute und Geldstrafen auf, benutzte die streitenden Partheien in den Provinzen, um eine jede zu rupfen und zu scheeren, und befolgte sogar die treulose Politik, seinen Paschen heimlich Verlegenheiten zu schaffen, aus welchen sie sich nur durch eine gute Anzahl Piasterbeutel loskaufen konnten.

Inzwischen sorgte Mahmud für eine gute Polizei in seiner Hauptstadt und übte dabei eine krampfhafte, despotische Gerechtigkeit aus, womit er den Europäern imponiren wollte. Den kleinsten Wortwechsel eines Soldaten mit einem Gesandtschaftsbedienten aus Pera strafte er durch den Tod und strich sich stolz den Bart, wenn der beschwerdeführende Gesandte über diese Genugthuung erschrak. Den Rest seiner

Zeit brachte er mit kalligraphischen Uebungen hin; er schrieb selbst seine Hattischerifs und entwarf sich ein Tagebuch, worin er niederschrieb, daß er schreibe.

Aber es wurde hier des Lobes und Preises seiner Schreibekunst so viel, daß er sich entschloß, in das Geheimniß seiner Kunst einen Menschen hereinzuziehen, der aber nichts davon verstehen mußte. Es fiel ihm ein, daß er jemanden haben mußte, der seine Scripturen sammelte und aufbewahrte; da fragte er seinen Barbier, ob dieser lesen und schreiben könnte. Verneinung war ihm recht, und seither nahm er seinen Barbier zum geheimen Archivar. Dieser in vertraulicher Stunde gestand ihm, daß er einen Freund habe in Galata bei den Fleischerbänken, der einer der größten Possenreißer unter der Sonne und ein Schreiber des Fleischervorstandes sei. Khalet-Effendi erschien, schrieb schlechter als der Sultan, machte einige gute Kapriolen und Mahmud behielt ihn zurück, erst als seinen Hofnarren, dann als Hofrath, zuletzt als Groß-Wessier. So entstand der einen Tradition zufolge (welche den bekannten Liebling des Sultans von dem ehemaligen Gesandten beim Hofe Napoleon's trennt) eine antike und wahrhafte Freundschaft zwischen Mahmud und seinem lustigen Wessier, die vollkommen gewesen wäre, wenn sie für die Türkei bessere Früchte getragen und nicht mit einer Treulosigkeit geendigt hätte.

Khalet-Effendi stand an der Spitze der Staatsangelegenheiten, d. h. er theilte mit dem Sultan den Raub, welchen die Intriguen des Divans von den Satrapen der Provinzen abgejagt hatten. Noch lange bis in den Aufstand der Griechen hinein dauerte seine Autorität, angetastet von den Geistlichen, bedroht von den Janitscharen, die ihm die Unfälle des Krieges gegen die Griechen Schuld gaben. Vergebens, daß die Boten des Divans in alle insurgirten Regionen Mord und Verstümmlung brachten, vergebens das Blutbad in Konstantinopel und die Gräuel auf den Inseln, vergebens die Hartnäckigkeit gegen die fränkischen Gesandten und die Weigerung, sich auf dem Congresse von Verona über Griechenland beruhigen zu lassen; die Janitscharen sahen in Khalet-Effendi, diesem niedriggebornen Weintrinker, das Hin-

derniß ihres Glückes und brachen im Jahre 1822 im wilden Aufruhr gegen den Serail heran. Berber-baschi, der Normalbarbier der ottomanischen Bartcivilisation, wurde verbannt, nach ihm Khalet-Effendi und seine Creaturen.

Khalet lachte beruhigt, als er über den Hellespont setzte; denn sein Freund Mahmud hatte ihn umarmt und hatte ihm eigenhändig einen Sicherheitspaß ausgestellt, der ihn so lange schützen sollte, bis sich die Verhältnisse zu seiner Rückberufung günstiger gestellt haben würden. Aber die Empörer waren mit dieser Romantik nicht zufrieden, sondern preßten dem Sultan einen Todesbefehl ab, den er selbst über seinen Freund schreiben mußte, wahrscheinlich mit derselben zierlichen Hand, mit denselben Schnörkeln und Arabesken, die ihm so wohl gelangen. Khalet lächelte noch immer und auch da noch, als der Aga schon vor ihm stand und ihm die seidene Schnur präsentirte; er zog seine Kalligraphie aus dem Brustlatz; aber indem er den neuen Hattischerif las, der alles Vorangegangene, die alten Schwüre, die alten Betheuerungen widerrief, hatte ihn sein Henker schon gefaßt und erdrosselt.

Erst da, als Griechenland seine Kreuzesfahne erhob und die Brander verderbenschwanger auf den Gewässern auftauchten, als von den Inseln das vergossene Christenblut herabströmte in's Meer, erst da haben die Europäer angefangen, Mahmud für einen riesigen Charakter auszugeben, gleichsam als wenn das Aushaltenkönnen in jeder Lage Größe verriethe. Nein, klein war jener ohnmächtige Zorn, der auf dem höchsten Minaret eines Pavillons am Marmormeere in die Ferne des seit uralten Zeiten trauerumflorten ägäischen Meeres blickte und nichts als schwarze Segel heimkehren sah. Dann zu wüthen wie ein angeschossenes Thier und Mord und Tod über die Welt auszuheulen und aus Verzweiflung sich zuletzt dem Trunk zu ergeben: das ist türkisch groß, aber klein für die wahrhafte Charaktergröße, die über dem Nationalen steht und mäßig im Zorn, kraftvoll und voraussichtig in Entschlüssen ist.

Durch Mehemed Ali besiegte Mahmud die Griechen. Durch Ränke würde er vielleicht auch die Europäer besiegt haben, wenn diese ihre diplomatischen Anträge durch „uner-

wartete" Demonstrationen à la Navarin nicht unterstützt hätten. Die europäische Einmischung war jetzt keine Drohung mehr; die Russen verlangten den Vollzug des Friedens von Bucharest und die Räumung der Fürstenthümer; ein Vernichtungskrieg war die Folge der Weigerung. Die Riegel und Pfosten der Pforte stürzten ein, und was hätte gehindert, daß nicht auf's Neue das Kreuz die Kuppel der Sophiakirche beherrschte? Der Kern der türkischen Macht, die Janitscharen, waren nicht mehr. Drei Jahre vorher hatte sie Mahmud abschlachten lassen, nicht nach einem angelegten Plane, wie man wol irrig glaubt, sondern in Folge einer benutzten Gunst des Augenblicks. Es war nur dies, daß der Sultan einen gewonnenen Erfolg consequent durchführte. Er verbrannte die Kasernen, gab keinen Pardon und rettete sich vor einer Macht, die später den Staat hätte retten können. Jetzt ist Mahmud der Schatten vom „Schatten Gottes", er ist der Federball der Intrigue zwischen drei Cabinetten; wollte er auch seine Statthalter, die sich emancipiren, wieder zu Paaren treiben, so verbietet es ihm der Himmel; denn sein Säbel fiel in's Meer, als er einmal gelegentlich die Schiffe seiner Hoffnung besteigen wollte.

Rußland, von der Geschichte zum Erben der europäischen Türkei bestellt, hegt und pflegt den alten Erblasser und schützt ihn treulich bis zum Tode. Rußland wird der Türkei sanft und zärtlich die Augen zudrücken. Und wollte sich die Pforte in Konstantinopel nicht das Streicheln der Wangen gefallen lassen, so steht an Persiens Grenzen die russische Heeresmacht gerüstet. Hier ist kein Ausweg mehr. Die Pforte muß sich schützen lassen, um eine vollständige Eroberung zu bleiben. Sie muß Freunden trauen, die nur die Zeit abwarten, wo sie ihre Maske abnehmen.

Vielleicht stellen sich dieser Weissagung zwei Geschichtsansichten entgegen, die sich darin vereinigen, daß sie Combinationen der eben genannten Art für unzulänglich halten und sie mechanische und Verstandesabstractionen nennen. Die erste Ansicht ist gewohnt, Alles auf den Volksgeist, die zweite, Alles auf die Religion ankommen zu lassen. Jene glaubt, der Racen- und Völkerunterschied, ein demokratisch-populäres

Element, werde gegen die wunderlichen Statusquos unserer Tage reagiren; diese erwartet denselben Widerstand vom Glauben der Völker, von einer Rache, die der Himmel an der Erde nehmen werde.

Wir wollen nicht darauf bestehen, daß das Träumerische in diesen Meinungen sie schon allein verdächtig macht, nicht darauf, daß unsere Propheten noch der Zukunft so viel Theologie zutheilen wollen, als wenn die Nachkommen das zu glauben sich anschicken würden, was wir selbst zu glauben keinen Trieb mehr haben; aber sehet auf die Türkei! Religion und Volksthum fällt hier zusammen; liegt im Islam irgend ein Zukunftskeim? Ist sein Fanatismus mit jener ewigen Wärme verbunden, welche die Anhänglichkeit an geliebte Sitten und Meinungen begleitet? Nein, hier verglimmt sein Auflodern gegen das Christenthum, das auch noch in seiner jetzigen Gestalt immer eine Zukunftsreligion ist.

Der Islam ist eine Religion der Masse, keine Religion des Individuums. Der Islam ist nicht Bewußtsein, sondern Trunkenheit; er verleiht Trotz, aber keine Ausdauer. Kein Moslem, der einmal herausgerissen ist aus dem Zusammenhang seines Glaubens, der außerhalb seiner Badeweihen, seiner Moscheen und Fasten steht, kein Moslem, der zur Annahme des Christenthums gezwungen wurde, wird im Stillen jene Treue bewahren, welche den Christen mitten unter heidnischen Verhältnissen immer noch im Bunde mit seinem Heiland erhielt. Die Ursache ist die, daß der Islam in sich kein Moment der Rechtfertigung trägt. Er ist eine Improvisation, eine immer neue Schöpfung, wo Poesie und Klima und Masse ihm zu Hülfe kommen; aber herausgerissen aus seinem Boden und in andere Regionen verpflanzt, welkt und verdorrt er. Der Islam ist im Schematismus der Religionen ein Ueberbein, das sich der wandelnde Weltgeist getreten, er beweist nichts Unerläßliches, er ist ohne die Verheißung einer historischen Zukunft.

Eine Civilisation in Massen käme in der Türkei nie zu einem guten Ende; wol aber durch Isolirung, durch stückweises Arrondiren in die europäischen Zustände hinein. In Europa und Asien wird man wahrscheinlich einst griechisch

beten, in Syrien bis nach Indien hin anglikanisch, auf der ganzen Nordküste von Afrika — atheistisch, wenn einst Rußland, England und Frankreich sich in die türkische Verlassenschaft getheilt haben werden.

Bernadotte.
1835.

Ein Bild des Jahrhunderts rollt auf! Sinnend, in einer Haltung, die vorauszusetzen scheint, daß sie beobachtet werde, steht im Königsschlosse von Stockholm ein Mann, schlanken Wuchses, stark ausgeprägt in seinen Gesichtszügen, Nase und Kinn kräftig vorgestreckt, fein des Mundes Bildung, die Augen dunkelschwarze Punkte, ein Greis, zweiundsiebzig Jahre alt, und doch wallt wie die Nacht so dunkles Haar über dem gefurchten Antlitz. Man färbt sich das Haar und ist erfahrungsschlau wie Louis Philippe. Man trägt eine Perrücke von den schwärzesten Locken, die je ein Italiener trug, und ist so alt, weise, mäßig, philosophisch, wie König Karl Johann, Prinz Ponte-Corvo, Marschall Bernadotte.

In dem großen Saale weht südliches Klima; aber draußen zeigen die Barometer eine Kälte von 25° Réaumür. Eine Schneedecke verwirrt den Prospect, welcher dem in Betrachtungen versunkenen Greise vor Augen liegt. Der blasse frostige Horizont schwimmt nebelhaft über den weißen Gewändern, die Normalms Dächer verhüllen. Man weiß nicht mehr, wo diese aufhören, wo jener beginnt. Auf dem gefrornen Mälarsee, auf der Ostsee, die eine Eiskruste ist, so weit das Auge reicht, seufzen holzbefrachtete Lastwagen; ein Eisvogel kommt aus Norwegen und setzt sich vor das große Fenster, wo der König steht. Der König scheucht ihn fort. Er läßt seinen Blick über die Gegend schweifen. Da unten am Schloßthor schultert der Dalekarl, gehüllt in den wär-

menden Mantel und mit seines Mundes Athem den Reif wegthauend, der der Athem selber ist. Dort oben die stolze Kuppel der Katharinenkirche, der Schnee auf ihr etwas rosig angeglommen von einem Glanz in Westen, der die Sonne sein soll, dieselbe Sonne, deren Schimmer jetzt lustig über deine heimathlichen Fluren fallen, Sohn des Südens, Hirt aus dem Campanerthal!

Er wärmt sich — an seinem Gedächtnisse, ruht sich aus im Schatten eines Orangenhains und lächelt zu jenen Tönen der spanischen Guitarre, die er aus der Ferne zu hören glaubt. Da fällt sein Blick wieder auf den Schloßhof, rings öffnen sich die Fenster, die Lakaien lachen, selbst der Dalekarl am Thore setzt seine Muskete auf den Boden und hört eine Weile auf, den Reif vom Mantelkragen wegzuthauen. Eine Parthie lebendiger Wesen, Mitteldinge zwischen Thier und Mensch, sind herausgebrochen aus dem Schlosse und wälzen sich, wie Hunde im Grase thun, in dem aufgeschütteten Schnee. Kleine untersetzte Gestalten, eingenäht in Rennthierfelle, wühlen sich durch die hohen Schneewälle hindurch, backen eine Festung, höhlen die Hinterwand und drücken sich in die Nischen mit ihrem Leibe. Jetzt blicken sie umher. Etwas wie ein Lächeln spielt auf den platten, stumpfen Gesichtern. Sie wollen sich wärmen und — ein Geschenk haben. Es ist eine Lappenfamilie, die auf ihren Schlitten aus den äußersten Marken des Nordens kam, ihren Rennthierheerden eine Zeitlang Lebewohl sagend, um den neuen König zu sehen. Zurückgekehrt in die Heimath, wollte sie einen Stoff haben, den vorüberziehenden Nomadenstämmen etwas Neues aus der Welt zu erzählen, eine Neuigkeit, die ein wenig jünger war als Peter der Große und Gustav Wasa. Es sind Lappländer, die, wenn sie nach Hause kommen, einen nomadischen Geschichtsabriß, eine herumschweifende Zeitung abgeben werden. Schon seit acht Tagen sind sie in Stockholm, stellen sich an alle Straßenecken, glotzen die Häuser an, werden in's Theater geführt, wo sie bei des Komikers Hjörtberg Scherzen lächeln, und reden in einem um ein Jahrtausend zurückgebliebenen schwedischen Dialekt, den selbst Professor Rask nicht versteht. Jetzt hatten sie im Schloß gewartet,

und weil ihnen die Zimmerwärme unerträglich wurde, stürzten sie hinaus in den Schnee. Armer Bernadotte! Woran denkst du? An den Tag, wo du im Angesichte der Alpen zwanzigtausend tapfern, klugen, ehrgeizigen Franzosen zuriefest: Camarades, l'armée de l'Italie vous regarde?

Nein, du denkst in der That an den Nordpol, an deine Unterthanen, an das Elennthier!... Der König winkt. Man führt die in Pelz genähten Hyperboräer herein. Da stehen sie und glotzen mit ihren dummen Augen in die gescheidtesten, die je unter Augenwimpern geblitzt haben. Der Schnee an ihren Füßen thaut im warmen Saale; bald stehen sie in einem kleinen See, der immer näher an Bernadotte heranschwimmt. Sie stoßen sich untereinander an, mit rauhen Armen, und beurtheilen das schwarze Haar des greisen Mannes. Er steht wie auf Kohlen. Sie betrachten seine goldgestickte Marschallsuniform, diese sonderbare Tracht, die weder Frack noch Oberrock ist. Sie greifen nach dem Schwertorden, nach dem Wasa-, dem Seraphinenorden: er mußte sich schmücken, denn woher soll denen, welche die Würde nicht kennen, der Begriff des Königlichen kommen? Bernadotte spricht kein Schwedisch; am wenigsten einen Dialekt, den Rask selbst nicht versteht. Ach, er seufzt! Er dachte an Rousseau, an die Erklärung der Menschenrechte, an die Schriften des Abbé Raynal. Die Contraste erdrücken ihn. Dort St. Just, bei Straßburg das Heer organisirend, in dem er selbst diente, hier drei Lappländer, vielleicht eine Frau unter ihnen, man sieht es nicht, mit stumpfen, aufgestülpten Mienen, verkümmert wie das Moos, das unter dem Schnee wächst.

Wenn sie nur gingen! Was sie nur an meinen Epauletten haben! Was thun sie jetzt? Sie ziehen aus ihrer haarigen Kleidung ein schmutziges Tuch. Sie wickeln es auf, blutige Flecken kommen zum Vorschein; da nimm, Bernadotte! Das ist Rennthierfleisch, sechs Wochen alt, steif gefroren, herrliches, blutiges Rennthierfleisch! Sie wollen dir eine Freude machen! Nimm, man kocht es in Schneewasser, klopft es mit einer Keule, wirft es dann wieder in den Topf, schüttet etwas Rennthiermoos hinzu und läßt es vierzehn Stunden am Feuer kochen; iß, Bernadotte!

Die Lakaien springen hinzu. Der greise König, gewöhnt an die Olivenwälder, die am Fuß der Pyrenäen wachsen, erblaßt. Er wird ohnmächtig, wenn er nur Taback riecht. Où est Oscar, mon fils? ruft er und wankt in sein Cabinet. Oscar versteht Schwedisch, Oscar ist populär, Oscar hat keine so feine, höchstens vom Pulverdampf parfümirte Vergangenheit, wie der Vater. Oscar wird das gefrorne Rennthierfleisch in Empfang nehmen. Oscar wird sich im Schloßhof mit den Lappen im Schnee wälzen. Ah, mon cher Oscar, que tu es Suédois! Die Lappen bekamen eine Hand voll Ryksdalers.

Die Krone muß ein großes Glück sein, daß sie Bernadotte auf sein Haupt setzte. Er war Fürst von Ponte-Corvo, beherrschte als Gouverneur Hannover, die Hansestädte, hatte Dänemark in seiner Botmäßigkeit, eine Million im Vermögen und war gefürchtet von Napoleon. Und doch wollte er Beherrscher eines Landes, wenn auch nur eines armen, werden! Der ehrgeizige Zug jener merkwürdigen Zeiten muß überwältigend gewesen sein. Wenn man Napoleon haßte, konnte man nicht genug erfinden, was an seinem Ruhme und seinem Schicksale nagen sollte. Wie haben Moreau und Bernadotte Napoleon gehaßt!

Will man die Geschichte moralisch beurtheilen, so soll man die Extreme durch ihre Mittelglieder zu entschuldigen suchen. Da ist ein Republikaner, der an einem Tage, wo die Revolution ihren Marsch um die Welt begann, den Aermel aufstreifte und mit angezündeten Pulverkörnern auf das weiße Fleisch schrieb: Vive la Republique! Und zwanzig Jahre später steht er vorm Altar der Sturkyrka in Stockholm und des Priesters Oel salbt an seine Stirn Majestät. Wer wagt hier zu richten? Da liegen die Annalen jener welthistorischen Metamorphosen *einer* Zeit in die andere, *einer* Idee in die zweite und dieser wieder in das, was die erste bekämpfen wollte. Hier ist die Consequenz kein Maßstab mehr. In großen Perioden entschuldigt der Ehrgeiz der Masse den Ehrgeiz des Einzelnen.

Wir wollen versuchen, in Zusammenstellung einiger Thatsachen zu zwei oder drei Gruppen von Betrachtungen das Leben eines Mannes anschaulich zu machen, für welchen sich

schwerlich in vergangenen Zeiten eine Parallele findet. Cromwell und Pipin decken ihn nicht. Aehnlich war Ptolemäus Lagi von Aegypten. Auch dieser Regent diente von unten auf, focht in den Schlachten Alexander's, ward einer von des großen Macedoniers zwölf Marschällen und riß Aegypten an sich, als die Verlassenschaft ihres Herrn getheilt wurde. Weise und gerecht war seine Regierung. Er hob den Handel seines Landes und blieb dabei tapfer und würdig der Lorbern, die er in andern Verhältnissen gewonnen hatte.

Um drei Angeln bewegen sich die folgenden Bemerkungen: um Bernadotte in seinem Verhältnisse zu Frankreich und Napoleon, um das Ereigniß seiner Thronbesteigung und zuletzt um die Regierung Karl Johann's. Unser Verfahren wird zuerst historischer, dann biographischer, zuletzt publicistischer Art sein.

Johann Baptist Julius Bernadotte nannte sich in seinem spätern Leben zu oft selbst einen Gascogner, als daß man ihm den Namen eines Basken geben könnte, den er seiner Geburtsstadt Pau am Fuße der Pyrenäen nach verdient hätte. „Ich bin ein Gascogner," sagte er nach der Schlacht bei Jena, als sich Napoleon das Ansehen gab, als könnt' er ihn vor ein Kriegsgericht stellen; „aber Napoleon ist es noch mehr als ich," setzte er hinzu. Vielleicht schmeichelte es dem Marschall, aus dem Lande der Fanfaronaden gebürtig zu sein und doch immer die Wahrheit zu sagen. Montesquieu und die größten Geister der Gironde waren seine Landsleute. Doch überwältigte ihn die Lust am Kriege. Er ging nach Amerika unter Rochambeau und focht neben Lafayette, bis ihn die Engländer gefangen nahmen. Es ist wol etwas zu enthusiastisch gemeint, wenn man sagt, der freundlichen Behandlung, welche Bernadotte damals erfuhr, habe Schweden später die Trennung von dem Handelsgrundsatze Napoleon's verdankt. Ich glaube wenigstens, daß Bernadotte damals nur das Wohl seines Landes und nicht das Weißbrot im Auge hatte, das er von den Engländern als Gefangener erhielt.

Die Revolution traf ihn noch als Sergeanten, ob er gleich schon fünfundzwanzig Jahre zählte. Jetzt aber steigt man.

In fünf Jahren war Bernadotte Divisionsgeneral unter Jourdan und that sich durch die glänzendsten Unternehmungen hervor. An Jourdan hielt ihn eine innige, republikanische Zeltgemeinschaft gekettet. Sie standen sich noch am 18. Brumaire nahe, wo Bernadotte's Benehmen plötzlich eine politische Bedeutung erhielt. Bernadotte war aufrichtiger Republikaner. Die Grundsätze, welche St. Just in Straßburg der Organisation der Rheinarmee eingepflanzt hatte, waren zwar bald von einem Ehrgeize, der keine Grundsätze hat, ausgelöscht; doch einige erhabene und unabhängige Charaktere gab es noch immer, die den Zusammenhang der Begebenheiten mit Wärme und republikanischer Vorliebe empfanden. Zu ihnen gehörte Bernadotte. Er ist mit der zweiten militairischen Fraction der Revolution (Marceau, Dümouriez mag wol die erste sein), mit Kleber, Desaix, Moreau, Hoche verwandter, als mit den übermüthigen Kriegern, die unter Buonaparte Italien mit ihren Siegesdenkmälern bepflanzten, die der republikanischen Sittenstrenge zu Gunsten englischer Manieren, dem Citoyen zu Gunsten des wieder auflebenden Monsieur, den Gehorsam aufkündigten. Bernadotte focht unter Buonaparte, theilte mit dem Obergeneral die Ehre des Tages von Rivoli, blieb aber unmuthig, gereizt, zwar ohne Eifersucht, doch auch ohne Behaglichkeit. Nachdem Bernadotte bis über Grätz vorgerückt war, nachdem er, um bei großen Dingen eine Anekdote zu erwähnen, die für Berlin von Interesse ist, nahe daran war, jenen bourbonistischen Spion aufzuheben, welcher später in Preußen intriguirte, um übereilte Pläne in ihren Ausbrüchen zu beschleunigen, den Grafen d'Entraigues, wurde er zum Gesandten der Republik am Wiener Hofe ernannt. Hier kitzelte ihn der Republikanismus. Hier, wo Kaunitz seine Pläne gegen die junge französische Freiheit zu entwerfen begann, hing Bernadotte an einem schönen Abende, nach den Freuden eines Gelages, die dreifarbige Fahne aus. Er bewohnte das Hotel, welches dem jetzt falliten Baron Geymüller gehörte. Die Wiener sahen hierin ein Signal für die Propaganda, sie sahen eine Verspottung jener Krieger, die sie, obschon befreit vom Kriegsdienste, aus ihren eigenen Mitteln freiwillig in die Fluren

Italiens gesandt hatten, rissen das Straßenpflaster auf, warfen dem Gesandten die Fenster ein und benahmen sich so tumultuarisch, daß die Dragoner aus der Josephstadt, kaum angekleidet, herbeisprengen mußten, einer Verletzung des Völkerrechtes Einhalt zu thun. Der Krieg sollte auf's Neue losbrechen; so war die Meinung des beleidigten Directoriums. Doch Buonaparte weigerte sich, ihn zu erklären, weil es an einer gerechten Ursache fehlte und die Thorheit Bernadotte's von keinem Besonnenen gutgeheißen werden konnte. Noch vor Buonaparte's Rückkehr aus Aegypten war Bernadotte mit dessen Familie ein Verhältniß eingegangen, dessen verwandtschaftliche Verpflichtungen ihn bei alledem am 18. Brumaire nicht bestimmten, Pläne des Ehrgeizes befördern zu helfen. Bernadotte heirathete eine Schwägerin Joseph's Buonaparte, Desirée, die zweite Tochter des Marseiller Kaufmanns Clary. Die Königin von Schweden wurde von Napoleon, ehe sie mit Bernadotte bekannt wurde, angebetet. Napoleon behauptete später, daß er ihren Besitz erringen konnte, wenn er durch das Vaterland nicht aus seiner Bewerbung gerissen wäre; aber es ist bekannt, daß der alte Herr Clary äußerte, an einem Buonaparte hätte seine Familie genug. Napoleon, von Natur sentimental*), bewahrte der Gattin Bernadotte's eine unausgesetzte zärtliche Erinnerung und soll ihr zu Liebe in die Uebernahme des schwedischen Thrones gewilligt haben. Sie hatte keine Freude an ihrer Krone. Mit ihren französischen Umgebungen verstieß sie bei ihrer Ankunft in Schweden gegen den Nationalstolz. Es entspann sich die ärgerliche Debatte, welche von den Frauen der Kronprinzessin den Vorrang

---

*) Las Cases, der Napoleon's Individualität von dieser Seite aufgefaßt hat, ist mit Unrecht getadelt worden. Bourrienne erzählt, mit welchem Eifer Napoleon ihm den Besuch des Stückes: Misanthropie et Repentir anempfahl; ja daß er ihn mannigfach aufgefordert hätte, Werther's Leiden geschmackvoll zu übersetzen. Bourrienne that es mit einzelnen Briefen, die Napoleon hinrissen. Wo hat die Geschichte der Deutschen von W. Menzel nur jene Notiz her, daß Napoleon in Aegypten den Werther gelesen und eine Nation, die solche Bücher producire, verachtet hätte? Die Thatsache der Lectüre mag richtig sein; aber die Schlußfolgerung ist doch wol nur aus Menzel's Goethehaß gegriffen.

haben sollten, die ihrer ersten oder die ihrer zweiten Heimath. Die Erbitterung auf die Fremde wurde so groß, daß sie Schweden verließ und bis vor sechs Jahren im Auslande lebte. Sie wohnte abwechselnd in Paris und Frankfurt am Main. Am letzten Orte in demselben rothen Hause, welches jetzt die Thurn und Taxis'sche Postanstalt ist. Oscar, als er auf den Congreß von Verona reiste, um legitimistische Studien zu machen und sich auf dieselbe Weise zu empfehlen, wie er es neulich in Kalisch that, gab der Mutter in Brüssel ein Rendezvous und suchte sie zur Ueberfahrt nach Schweden zu bewegen. Mehre Jahre darauf gab sie Gehör, wurde ohne Groll empfangen, ist jeden Abend im Theater, wo sie kein Wort von den Stücken versteht, und hat sich als Hochmeisterin in alle Gesellschaftsorden einschreiben lassen, welche von der schönen Welt in Stockholm als winterliche Vergnügungen gebildet werden.

Am 18. Brumaire legte Bernadotte in Napoleon's Herz den Samen einer Gesinnung, der ihm von diesem Augenblick nur taube und nichtsnutzige Früchte trug. Bernadotte wurde ehrgeizig. Das kann selbst Fouché, der die Intrigue jenes denkwürdigen Tages mit der ganzen Genialität seines psychologischen Scharfblickes beschrieb oder beschreiben ließ, nicht in Abrede stellen. Nur überwog bei Bernadotte die Ehrlichkeit und die nachhaltende Anhänglichkeit an eine Regierungsgewalt, die ihn ausgezeichnet, die ihm das Kriegsministerium anvertraut hatte. Napoleon, dem Alles daran lag, den Moment als eine Krise zu schildern, die mit einer Revolution endigen mußte, fragte Bernadotte, warum er in Civilkleidern ginge? Er wollte damit sagen, warum er im Kamisol, mit Pantoffeln an den Füßen vor der Hausthür stünde und eine Cigarre rauchte, da jetzt jedermann die Schärpe umlegen müßte und mit ihr zugleich eine Unterordnung unter den Sieger der Pyramiden. Bernadotte erklärte trocken, daß er von der öffentlichen Gewalt noch keinen Auftrag bekommen hätte. „Und wenn Sie ihn bekommen, gegen wen werden Sie ihn in Ausführung bringen?“ „Contre tous les perturbateurs de la République!“ antwortete Bernadotte. Aber es blieb nur eine Redensart, die dem Manne Ehre

machte. Barras und Sieyes (Sieyes, dieser gewandte Abbé, der für die schweren Geburten in den Krisen der französischen Revolution immer die Stelle der Hebamme übernommen zu haben scheint) hatten das Terrain so gesäubert, daß die Waffengewalt, welche am 19. gebraucht wurde, nur die Beruhigung einiger übriggebliebenen unzufriedenen Trotzköpfe war. Noch vor dem Anbruch des Consulats mußte Bernadotte seine Demission nehmen. Er erklärte öffentlich, er würde sie nicht gegeben haben, hätte er nicht gewußt, daß man sie annehmen würde. Dies war ein Protest gegen eine neue Herrschaft des Schreckens, die im Staate aufkam. Bernadotten blieb nichts übrig, als in die Reitschule zu gehen und bei der Aufhebung der dortigen republikanischen Zusammenkünfte die letzte Freiheit der Verfassung aushauchen zu helfen. Es ist ein vernichtendes Gefühl, so ehrgeizig zu sein, wie Andere, und doch zu ehrlich, um Rücksichten zu verletzen.

Jetzt war Bernadotte von den Launen des Oberhauptes im Staate abhängig. Napoleon befolgte die Taktik, ihn zu demüthigen und an Posten zu stellen, wo es keine Lorbern zu gewinnen gab. Er wollte ihn den Völkern verdächtig machen, übersah aber, daß sich nichts den Herzen der Nationen so einschmeichelt wie die Tugenden des Friedens, und daß die Völker lieber Palmenzweige als blutige Siegeskränze austheilen. Bald wurde Bernadotte gegen die Vendée verwandt, wo er Gelegenheit hatte, durch Milde die Gemüther zu gewinnen, bald gegen die Engländer, die von Antwerpen aus sich näherten und die er durch Anwendung eines nicht weniger populären Mittels zurücktrieb: das Aufgebot der Nationalgarden. Diese eigenmächtige Verfahrungsweise war dazu geeignet, Napoleon's schlummernden Groll wieder aufzuwecken. Dazu kam, daß Bernadotte weniger durch seine Veranlassung, als durch die Meinung, die ihm vom Volke untergelegt wurde, in fast allen Conspirationen genannt wurde. Mallet, der schon im Jahre 1802 mit einem Muthe drohte, der 1812 zu einem, dem unerschrockenen Manne so verderblichen Ausbruche kam, Mallet und die Philadelphen wurden immer mit Bernadotte zusammen genannt. Man nahm es als fest an, daß dieser General noch unter der consularischen

Regierung mit Fouché einen Ueberfall der Hauptstadt verabredet und den Umsturz der damaligen Verfassung bezweckt haben sollte. Napoleon selbst war nicht der Letzte, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, nur vermied er, mit Eclat ihren Grund aufzudecken, weil er Frankreich und Europa überreden wollte, daß niemand mehr gegen ihn sich zu verschwören wagte. Bernadotte söhnte sich, durch Joseph's, seines Schwagers, Veranlassung mit dem Machthaber wieder aus, war aber bei den spätern deutschen Feldzügen ein ewiger Gegenstand der kaiserlichen Spionage. Bernadotte klagte bitter über die Intriguen Savary's, der in den Feldlagern die geheime militairische Polizei zu leiten hatte und der Schrecken der Generale geworden war, seit der biedere unerschütterliche Lannes ihm nicht mehr die Spitze bot.

Napoleon war unermüdlich in Herabwürdigungen Bernadotte's. Er ging darauf aus, die Feldherrntalente eben so sehr wie den Patriotismus des Generals verdächtig zu machen. Jena, Wagram und Eylau waren die Hauptveranlassungen dieser wiederholten Zerwürfnisse. Am ersten Orte sollte Bernadotte die Schuld tragen, daß das preußische Heer nicht total vernichtet wurde. Er durfte nur eine feste Position nehmen, sagte Napoleon zu Autommarchi noch auf St. Helena, und das preußische Heer war vernichtet. Aber Genie gehörte dazu, fügte er hinzu, oder, wenn man Rapp's Berichten folgt, nach Napoleon's Meinung weniger Eifersucht auf den Ruhm der andern Marschälle; denn wenn es Bernadotte's Wünschen gemäß gegangen wäre, so hätte, wie Napoleon sagte, Davoust die Schlacht bei Auerstädt verlieren müssen. Nach der Schlacht bei Wagram desavouirte Napoleon öffentlich von Schönbrunn aus das Benehmen Bernadotte's, der sich erlaubt hatte, in einem eignen Tagsbefehl den Sachsen, die er commandirte, Lobsprüche und den größten Antheil am Siege zuzuerkennen. Ich gestehe, daß der Bericht, den Bernadotte über den Muth der Sachsen abstattete, die Erwartung übersteigt, die man von der Tapferkeit eines Volkes haben darf, das zum größten Theile aus Gelehrten, Buchhändlern und Sänftenträgern besteht, und glaube mehr an die Ansicht, die sich über die Schlacht bei Wagram in der Geschichte festge-

stellt hat, daß die Sachsen, eingedenk des deutschen Vaterlandes, das sie in den Oesterreichern bekriegten, gewichen sind; aber Napoleon nahm Gelegenheit, den Prinzen von Ponte Corvo wegen eines in diesen kritischen Zeiten so übel angebrachten Complimentes an die Bundesgenossen in den Augen der Franzosen als einen Verräther an der Nationalehre zu bezeichnen. Die Zwistigkeiten bei Eylau waren dieser Demüthigung vorausgegangen. Dort hatte Napoleon, um die Ehre eines schwer errungenen Tages zu retten, die Schuld auf Bernadotte geschoben und ihm den Vorwurf einer Verspätung seines ihm zu einer bestimmten Stunde vorgeschriebenen Eintreffens auf dem Kampfplatze gemacht. Bernadotte wußte von nichts. Der Offizier, welcher ihm die Depesche überbracht haben sollte, war todt, und Napoleon hatte gut weise sein, wenn es sich um die Vertrauten seiner Pläne handelte, die man nicht mehr fragen konnte. Nach der Schlacht bei Wagram nahm Bernadotte seinen Abschied und beschloß, in Frankreich als Privatmann zu leben. Hier traf ihn die Wahl der Schweden. Napoleon war überrascht und leistete in der ersten Hoffnung, für Frankreich eine neue Station zu haben, keinen Widerstand. Derselbe Marschall, den er einst vor ein Kriegsgericht stellen wollte, wenn er einen andern Grund dazu gehabt hätte, als seinen Haß, war daran, eine Krone auf sein Haupt zu setzen! Napoleon ließ ihn aber ziehen, versprach für Ponte Corvo zwei Millionen (eine wurde gezahlt) und erschrak erst, als ihm der neue Rival aus den Augen war. Ein Briefwechsel entspann sich ähnlicher Art, wie der, welchen Napoleon mit seinem Bruder Ludwig, dem Könige von Holland, führte. Sie sind erstens Franzose, zweitens französischer Prinz und erst drittens König von Holland oder Schweden: dies war sein Refrain. Der Ausdruck: das Interesse meines zweiten Vaterlandes, brachte ihn außer sich. Er begriff nicht, wie man eine Monarchie gründen konnte ohne Machiavellismen. Jetzt rief er aus: „O wär' er hier, so ließ' ich ihn erst in Vincennes Schwedisch lernen!" „Bernadotte war es," sagte er in St. Helena zu Las Cases, „der unsern Feinden den Schlüssel zu unserer Politik, die Taktik unserer Armeen mitgetheilt; er ist es, der

ihnen die Wege zum heiligen Boden gezeigt hat.“ „Er ist jetzt der einzige Emporkömmling, der auf dem Throne sitzt,“ fügte er ein andermal hinzu; „das ist ein Skandal, dessen Beispiel für die legitimen Monarchieen zu gefährlich ist, als daß sie es ungestraft lassen könnten.“ So riß ihn die Leidenschaft noch im letzten Augenblicke zur Blindheit hin. Bernadotte und Buonaparte besaßen denselben Ehrgeiz, vielleicht dasselbe Genie. Der Eine konnte die Welt, der Andere nur ein kleines Königreich, wo die Natur Eisen statt Korn wachsen läßt, erringen, weil sie sich durch die Verantwortlichkeit unterschieden, die sie im Gewirr sich durchkreuzender Interessen zu übernehmen wagten. Napoleon verschuldete sich beim Glück, Bernadotte wollte bei derselben Göttin reine Rechnung haben. Jener fallirte, dieser sparte ein kleines Capital, von dessen Zinsen sich ein gemüthlichen Leben führen läßt, wenn auch unterm sechzigsten Grade der nördlichen Breite, in einem Lande, wo die Weintraube nur im Treibhaus reift, wo man die Buche und die Eiche begießen muß, wo unter drei Jahren das eine immer ein hungriges und mißrathenes ist.

Die Schweden waren nämlich der Herrschaft Gustav's müde geworden, der anstatt im Tacitus im Swedenborg las, der statt das Hirn seiner Unterthanen zu studiren, ihre Schädel nach Gall'schen Grundsätzen betastete und eine Amme entlassen konnte, die es gewagt hatte, dem kronprinzlichen Säugling statt von „Sr. Majestät“ von seinem „Papa“ zu erzählen. Die schwedische Aristokratie, nicht unähnlich der ehemaligen polnischen, hatte dabei ihre Privilegien im Spiele und wagte, da die Gemeinschaftlichkeit die Verbrechen zu mildern pflegt, einige Schritte, welche noch im Dunkeln liegen, sich aber durch die dem Grafen Fersen gemachten Anschuldigungen ahnen lassen. Fersen, derselbe „schöne“ Fersen, der als Kutscher verkleidet die unglückliche Familie Ludwig XVI. dem Postmeister von Varennes in die Hände führte, derselbe Graf Fersen, den die französischen Republikaner vom Rastadter Congreß vertrieben, wurde, als angeblicher Mörder des Prinzen Christian August von Holstein-Augustenburg,

auf offener Straße vom Volke erschlagen, wie mich ein Augenzeuge versichert, mit Regenschirmen.

Warum die schwedische Aristokratie einen französischen General auf den Thron des Landes rief*), läßt sich aus zwei Gründen erklären, die sich fast zu widersprechen scheinen. Glaubte sie ein blindes Werkzeug ihrer Anmaßung zu gewinnen, oder trachtete sie, durch einen Fremden dem Lande die Ruhe zu geben, welche durch die Wahl eines Einheimischen, eines Brahe, Sparre, Horn, Adlerkreuz, nur noch heftiger wäre gestört worden? Einleuchtender ist, wie man unter Napoleon's Generalen gerade auf Bernadotte gerathen konnte. Hier trafen Aller Wünsche zu; denn die Aristokratie wollte nur einen Fremden, der gemeine Mann, der halben Ohres auf die Zeitung lauschte, einen Franzosen, am liebsten den Wunderheros Napoleon selbst. Der Mittelstand, der Kaufmann und ein Theil der Offiziere hatten in der That schon ganz speciell an einen bestimmten Namen gedacht. Ob Bernadotte selbst an sich dachte? In Schweden gilt es für loyal zu sagen: Der König war eben so überrascht wie gerührt von seiner Wahl. Bourrienne, der sich in seinen Memoiren das Ansehen einer besondern Freundschaft für Bernadotte giebt und mit Geschwätzigkeit die Fälle erzählt, wie oft Karl Johann seine Tochter „meine kleine Cousine" nannte, Bourrienne deutet ein entschiedenes Einverständniß mit der Aristokratie, als der Wahl vorangegangen, an. So viel scheint sicher, daß, als ihm Madame Normand in Paris ein Königreich wahrgesagt hatte, das überm Meere läge, Bernadotte dabei — nicht an Amerika gedacht hat.

Den Heeren Napoleon's ging ein Enthusiasmus voran, welchen selbst diejenigen theilten, gegen die sie geführt wurden. Die Völker vermischten ihre eigenen Hoffnungen nicht mit denen ihrer bestehenden Regierungssysteme, sie sahen so-

---

*) In der Skizze über Metternich, welche in einem Hefte der Revue des deux mondes steht, wird ein Graf Levinstein genannt, welcher bei der Thronumwälzung in Schweden mitgewirkt haben soll. Diese Angabe ist doppelt unrichtig, einmal factisch, sodann statistisch, weil Levinstein kein schwedischer Name. Auch in dem Pamphlet des Obersten Gustavson: der 13. Mai 1809 findet sich keine Auskunft.

gar kalt zu, wie ihre eigenen Armeen von denen Napoleon's geschlagen wurden, denn ihre Politik ging nur darauf aus, sich selbst mit dem Glanze der französischen Waffen zu verbinden und unter ihrem Schutze die Concessionen zu erlangen, welche ihre gedemüthigten Regierungen unter diesen Umständen nicht verweigern konnten. So war es in Schweden. Die kriegerischen Acte Gustav Adolf's mißfielen, seine Bemühungen um Pommern waren nicht einmal national. Die allgemeine Stimme war die der Bewunderung für Napoleon, und derjenige, auf den sie übertragen wurde, war Bernadotte. Bernadotte stand den nordischen Völkern am nächsten. Seine civilen Tugenden entfalteten sich schon, als er Gouverneur von Hannover war. Die Plünderung Lübecks konnte nicht gehemmt werden, aber seinen Bemühungen gelang es, übertriebenen Ausschweifungen Einhalt zu thun, den Bedrängten Schutz, dem Klagenden Gehör zu geben. Bernadotte's Benehmen ist für Lübeck unvergeßlich. Alle Berichte aus jener Zeit, besonders der Brief des Herrn Villers, des bekannten französischen Verehrers der deutschen Universitäten, an Madame von Beauharnais kommen darin überein, daß Lübeck ohne Bernadotte's Energie verloren gewesen wäre. Spätern Ruhm sammelte sich unser Prinz von Ponte-Corvo in Hamburg. Mortier's, Michaud's und Brüne's Benehmen an diesem Orte hatte Spuren tiefer Erbitterung zurückgelassen, die der neue Gouverneur verwischte. Das Decret von Berlin bewirkte eine Revolution im Handel. Bernadotte bemühte sich, ihre Folgen weniger empfindlich zu machen. Auf seine Veranlassung mußten die Douaniers das eine Auge immer geschlossen halten. Vertrauliche Gespräche ließen bald errathen, welche Meinung Bernadotte über das neue Mercantilsystem hatte. Die Hanseaten und Nordländer erfuhren hier Principien, die sie nicht ahnten von dem Manne so bald in Ausführung gebracht zu sehen. Später commandirte Bernadotte in Kopenhagen. Er traf das arme, zerschossene, überrumpelte Kopenhagen halb in Asche, die ganze Stadt in tiefster Trauer. Es war eine besondere Fügung des Schicksals, daß Bernadotte überall da ankam, wo es Ausschweifungen zu zügeln oder Schmerz zu versöhnen gab.

Selbst die feindlichen und neutralen Höfe gewann der Marschall. Dem Fürsten Wittgenstein werden die Dienste, die ihm Bernadotte in der Gräflich Voßischen Briefangelegenheit leistete, wol unvergeßlich bleiben. Gefälligkeiten verpflichten ja eben so sehr wie Geschenke. Der König von Preußen war bei dieser Angelegenheit, wo Bernadotte seinen letzten Einfluß bei Napoleon geltend zu machen wußte, interessirt. Kein fürstlicher Name war später in Preußen so populär, als der des Königs von Schweden. Für den Schmerz des Coriolan, gegen die Römer kämpfen zu müssen, hatte die Liebe der Volsker das Aeußerste gethan, Ersatz zu geben.

Wir sind jetzt in unserer Darstellung bis auf jenen Punkt gekommen, wo wir in Bernadotte nur noch den Schweden antreffen, wo die Pyrenäen, die französischen Zeltgemeinschaften vergessen sind. Wir sehen ihn von Frankreich, dann von Hamburg Abschied nehmen und einige schwedische Worte einstudiren, die sich so auf der Reise aus dem Wagen werfen ließen. Wir wissen nicht, was er nun liest; Macchiavell oder Mariana über Prinzenerziehung, Plato's Republik oder die Geographie von Schweden. Kaum zwei Stunden ist der neue Prinz in Kopenhagen, so stirbt der König von Dänemark. Wir übergehen die Thaten des Befreiungskrieges, die der Geschichte mehr als der Biographie angehören, und sehen nur noch den König auf dem Throne Gustav Wasa's, auf dem Schlosse Karl's IX., nicht weit entfernt von Gripsholm, wo diejenigen Könige, die das Vertrauen des Volkes täuschen, verwahrt werden, wie einst Erich. Betrachten wir Karl Johann in der Mission, die er dem schwedischen Volke gegenüber übernommen hat.

Schweden gehört wie Holland zu jenen Staaten, die ihre glänzende Vergangenheit nicht wieder einholen können. Schweden hat gegen die mächtigsten Reiche unermüdliche Kriege geführt, Schweden dictirte Friedensschlüsse, Schweden ist kaum noch der Schatten dessen, was es einst gewesen. Ein armes Land, das allerdings noch die finnischen und pommerschen Ufer der Ostsee sein nannte, aber dafür noch keine Tanne in Norwegen besaß, lieferte streitsüchtigen Königen die zahlreichsten, muthigsten und gehorsamsten Heere. Nach einer

Schlacht, wie die bei Pultawa, konnten 70,000 Mann dem angebeteten nordischen Alexander, wie ihn Voltaire nannte, zum Entsatz kommen; und noch länger hätte diese Freudigkeit der Nation, diese Hingabe an ehrliche, mannhafte Regenten gedauert, wenn nicht der Adel die Bereitwilligkeit gekränkt, den gemeinsamen Willen zersplittert und eine Obergewalt im Lande gewonnen hätte, die man jetzt in der schwedischen Geschichte die Zeit der Freiheit nennt, deren Rückkehr aber das grausamste Geschenk des Schicksals wäre. Schweden verlor Finnland und die deutschen Provinzen. Norwegen, gegen Schweden so widerspenstig, wie Belgien gegen Holland, ist kein Ersatz für eine Provinz, die dem Czaren von Rußland seine besten Krieger liefert. Schweden ist in einer Lage, die ernsthafte Aufmerksamkeit verdient.

Der Traum jedes patriotischen Unterthanen Karl Johann's ist jener Stein, welchen der Sage nach ein Waldgeist an der Newa meißelt und der die ewige Grenze zwischen Scandinavien und Rußland bilden sollte. Jetzt ertragen sie es schwer, daß sich Alexander und Bernadotte in Abo umarmten. Letzterer ließ sich statt Finnlands Norwegen unterschieben; er hegte die Hoffnung, Erbe Napoleon's zu werden. Es ist gewiß, daß Bernadotte während des ganzen Feldzuges daran gedacht hat, jenen Hermelin zu erhalten, der im Glauben des Volkes für Moreau bestimmt schien, den Bienenmantel Napoleon's. In Paris wagte Bernadotte nur etwa drei Tage diese Hoffnung, in welcher ihn Alexander bestärkte, und reiste ab, als er die geheimnißvollen Zirkel sah, die Talleyrand mit seinem hinkenden Fuße schrieb. Bernadotte war getäuscht; aber wer konnte Alexandern, der aller Welt Alles versprach und Jedem gern den ganzen Himmel in den Schooß schüttete, zürnen? Wie konnte es Karl Johann in seiner Lage? Die Schweden sagten, daß er auf sie rechnen dürfte; aber Karl Johann nahm das, was ihm gewiß war, die Achtung der Nation, und suchte sich noch das zweite Ungewisse zu verschaffen, die Freundschaft der heiligen Allianz. Die Nation seufzt darüber. Sie haßt Rußland, wie Rußland in England und Deutschland kaum gehaßt wird. Sie denkt an jenen Grenzstein im Walde an der Newa, an Lands-

krona, eine Festung, die ein Torkel Knutson baute; aber die Politik des Cabinettes von Stockholm hat keine Selbstständigkeit. Als Bernadotte Kronprinz von Schweden wurde, fielen die Papiere in St. Petersburg; seitdem stiegen sie: werden sie erst wieder fallen, wenn Karl Johann stirbt?

Auch der König von Schweden ist mit den Resten der französischen Revolution, die sich als moderner Liberalismus in unsere heutigen Verhältnisse eingekleidet haben, im Widerspruch. Derselbe Republikaner, der in Wien einen Kampf gegen die Bevölkerung der Straßen wagt, fürchtet jetzt nichts so sehr, als die Straße, den Tumult und jene nur in mißglückten Revolutionen übliche Bezeichnung des Volkes, den Pöbel. Schon während seiner Statthalterschaft von Kopenhagen schrieb er nach Hamburg: „So oft sich die Massen erheben und von ihrer Kraft Gebrauch machen, hört jedermanns Sicherheit auf. Dann muß sich die Autorität der beschützenden Gewalt in ihrer ganzen Energie zeigen und den Gewaltthätigkeiten durch ihre Dazwischenkunft ein Ende machen. Der alte römische Senat, der doch sonst so mißgünstig und eifersüchtig auf seine Prärogative war, übergab in den Zeiten der Verwirrung das schreckliche Recht über Leben und Tod an einen Dictator, der nach keinem andern Gesetz verfuhr, als dem seines Willens und des Lictorenbeils. Die gewöhnlichen Gesetze begannen nicht eher wieder, bis nicht das Volk zu seiner Pflicht zurückgekehrt war.“ Diese Erklärung verräth energische Maximen, die zum Glück in Schweden noch nicht angewandt worden sind. Jedes Land und jede Lage modificirt Abstractionen dieser Art. Die Schweden sind nicht leicht überredet; ihre Ueberzeugung reißt sie oft hin, sie sind zum Tumult geneigt. Ihre von einander entfernt liegenden Wohnsitze zwingen sie, sich in einer gewaltsamen, überreizten Uebereinstimmung ihres Willens zu erhalten. Die Mißgunst ihres Bodens, der ihnen das Brot so kärglich spendet, macht sie ungeduldig. Es möchte mißlich sein, Grundsätze, die sich für Rom und Paris eignen, auf eine Nation anzuwenden, die ehrlich und bieder ist und nie etwas gethan hat, wofür sie keinen ausreichenden Grund gehabt hätte.

Schweden ist verrostet von Mißbräuchen. Der Geist der

Zeit kämpft gegen den Papierdrachen des Schreibersystems. An einer Bittschrift reiben sich in Schweden hundert bureaukratische Hände ab, ehe sie erledigt wird. Jede Bagatelle, das Bändchen an einem Orden, wird dem König vorgelegt, gleichsam als sollte ihm durch zahllose Unterschriften die Last des Königthums ausgedrückt werden. Der König erliegt dieser geistlosen Arbeit, die sich täglich wiederholt und die ihm immer gleich stumm und öde ist, da Bernadotte kein Schwedisch versteht. Aber noch gefährlicher ist die industrielle, agrarische, mercantilische Lage des Landes. Schweden ist arm, d. h. nicht zum Betteln; aber es ißt sein Brot im Schweiß seines Angesichts. Schwedens Schicksal könnte gehoben werden, das Gouvernement könnte sich an die Spitze einer Revolution in des Landes alten gewerblichen Formen stellen, dem Ackerbau könnten seine Lasten genommen, die Industrie könnte ermuthigt werden. Selbst das, was dem Lande die Natur vor andern Ländern schenkte, wird nicht in dem Grade, wie es dem Interesse desselben entspräche, gepflegt. Sollte man glauben, daß Schweden trotz seiner waldigen Gebirge Mangel an Holz leidet und die Ausfuhr dieses Naturproducts verbieten mußte? Nur durch eine schlechte Bewirthschaftung der Forsten konnte es dahin kommen. Schweden sollte mit seiner Natur eine großartige Industrie eröffnen können. Schweden sollte Nordamerika im Bau von Schiffen, besonders Dampffahrzeugen übertreffen. Schweden sollte das Eisen, das es an England verkauft, nicht von England verarbeitet zurücknehmen, sondern *selbst* nach technischen Fertigkeiten streben. Wenn sich auch Schweden nicht im Handel von England unabhängig machen kann, auch auf der See nie zu Hause sein kann und jene Zeit nicht wiederkehren wird, wo Stockholm mehr Kaufleute zählte als London, so könnte es sich doch in der Industrie einige Selbstständigkeit verschaffen. Wie weit Schweden in dieser Rücksicht gekommen ist, sieht man recht daraus, daß es noch nicht einmal einer allgemeinen Freiheit der Gewerbe genießt.

Schwedens politische Lage erregt Besorgnisse. Ich rede nicht von jener kleinen, im Interesse der gestürzten Königsfamilie entdeckten Intrigue der Herren Vegesack und Düben,

nicht einmal von jener norwegischen Opposition, die sich auf eine vortreffliche, beinahe philosophische Verfassung stützt, sondern von den Zerwürfnissen des Mutterlandes selbst, die mir kaum anders, als durch große Reformen heilbar erscheinen. Die Finanzen sind in Ordnung. Schweden hat Papiergeld, aber keine Nationalschuld. Bei Alledem hat es ein verfehltes Abgabensystem. Einmal ist es zu hoch und zweitens nicht gut regulirt. Zwanzig Millionen Thaler von drei Millionen Menschen zu verlangen, die am Nordpol wohnen, die sechs Monate des Jahres verschneit sind, ist unbillig, und wenn diese Millionen noch auf denen lasteten, die sie zahlen können! Aber die Veranschlagungen der Cameralverwaltung sind fast alle irrthümlich, das Einkommen derer, die besitzen, ist zu niedrig, und derer, die arm sind, zu hoch angeschlagen. Dem Landmann sieht man leicht in jene Geldtasche, mit der er vom Kornmarkt aus der Stadt heimkehrt; aber dem Kaufmann in Gothenburg lassen sich seine Procente nicht nachrechnen. Hier muß eine Ausgleichung stattfinden. Wann wird sie kommen? Wann in einem Lande, das unter den Privilegien seiner Aristokratie seufzt? Der Adel zahlt in Schweden 2¼mal weniger, als er im Vergleich mit den Bauern zahlen müßte. Die Höfe des Adels sind frei von zahllosen feudalen Steuern, die nur noch auf dem kleinen Besitzthum der Armuth liegen geblieben sind. Das Land fühlt, was ihm Noth thut. Sogar die Aristokratie kommt den Plänen zur Verbesserung entgegen. Anckarswärd und Björnsterna sind Namen im Munde jedes Patrioten; aber schon offenbart sich der Zwiespalt des öffentlichen Lebens, der Schweden zerrüttet. Die Regierung sieht stumm, mißtrauisch und gleichgültig der großartigen ideellen Bewegung zu, die sich in den Köpfen der Nation entwickelt hat. Sie ist wohlmeinend, aufgeklärt, diese Regierung, ein rechtschaffener Wille steht an ihrer Spitze, sie würde jedes Land, das keine Verfassung hat, beglücken. Aber wo eine Standschaft vorhanden ist, wo das Volk berufen wird, um das allgemeine Interesse in Berathung zu ziehen, da soll die Regierung den Ständen Gehör geben und nicht aus ihren Bureaux und Ministerialcabinetten bessere Pläne schaffen zu

können sich einbilden. Eine Gesetzgebung wie die englische und eine Verwaltung wie die preußische, beide gleich vollendet, beide mit gleicher Willenskraft, würden im Vereine ein Land unglücklich machen. Eines muß zurücktreten: der eine Wille darf nur der Schatten des andern sein. Schweden hat eine gute Verfassung, aber es hat eine Regierung, die besser sein will, als die Verfassung; daher die Reibungen auf den Reichstagen, die Anklage des Ministeriums Wetterstedt, das Todesurtheil des Hauptmann Lindberg, das Niemand zu vollziehen wagte, daher eine Opposition, die ihre Namen, Principien, Tendenzen immer mehr von dem allgemeinen europäischen Liberalismus entlehnen wird, daher zuletzt die Verachtung der Verfassung selbst, welche in der That in ihrer vierfachen Zusammensetzung aus vier Ständen den Bedürfnissen des Jahrhunderts nicht zu entsprechen scheint. Man sehnt sich nach jenem Tage, den Frankreich sah, als Sieyes sein berühmtes Pamphlet schrieb: Was ist der dritte Stand?

Es schmerzt mich, daß ich, um vollständig zu sein, nach einer so achtbaren Tendenz des schwedischen Volkes ein moralisches Unglück desselben erwähnen muß. Wie groß könnte die Menschheit sein und wie entwürdigt sie sich! Ein Getränk, dessen Ursprung sich aus dem phlegmatischen Holland herschreibt, das ich nicht nennen kann, wie den Namen mancher deutschen Journale. Früher preßte man den Höllentrank aus Weintrauben, dann aus den Gaben der Ceres, jetzt aus der Alles verdummenden, die Nationen durch Blausäure vergiftenden, die Jugend zu frühem Geschlechtstrieb und das Alter zur Vermehrung der Uebervölkerung reizenden Kartoffel. Die rothen frivolen Nasen und die sich überbeißenden, leckenden Lippen der Völker jenseits der Elbe kennen wir. Wir kennen die Russen mit ihrer blassen, nassen Hautoberfläche. Aber auch um Scandinavien zieht sich eine blaue, narkotische Dunstwolke. In jenem germanischen Urlande der Gothen sind die Scenen allgemein, die Hogarth in seiner Platte: Gin-Lane gezeichnet hat. Schweden allein war vor vierzig Jahren mit fünf Millionen Kannen dieser Schmach zufrieden. Jetzt reichen nicht zweiundzwanzig Millionen hin, seinen Durst des Jahres

zu stillen. Dreiviertel der Verbrechen kommen, statistisch berechnet, nur aus dem klebrigen Glase. Bei Gastereien auf dem Lande ist es an einigen Orten Sitte, daß die Frauen ein Todtenhemde mitnehmen, um im Falle, daß ihre Männer sich erschlagen, sie sogleich christlich bestatten zu können. Die Generation verdirbt. Ein Drittel der jährlichen Conscription ist für den heiligen Boden des Vaterlandes zu kämpfen untauglich. Wohin taumelt eine solche Menschheit?

Und um König zu sein, begab sich mitten in diese Ausdünstungen ein Mann, der am Fuße der Pyrenäen geboren wurde, der an Napoleon nicht sehen konnte, wie dieser mit der Faust in die Rocktasche gr ff und Taback schnupfte und so gierig, wie wenn man Melonen ißt! Bernadotte ist jetzt zweiundsiebzig Jahre alt. Er hat die Armee auf französischen Fuß eingerichtet. Er steht des Mittags um — zwölf Uhr auf, unterschreibt bis zwei Uhr, dann giebt er Audienz, ißt um sechs Uhr, giebt wieder Audienz bis in die tiefe Nacht und geht um zwei Uhr zur Ruhe. Er verläßt das Schloß nur, um eine Kirche oder die Revue zu besuchen. Im Winter sieht man ihn nirgends. Er erträgt die Kälte nicht. Seine Unterhaltung ist die französische Literatur und das Pariser Theater. Eifersüchtig auf seinen Ruhm, studirt er alle Memoiren, die über die Revolution und die Kaiserzeit erscheinen. Er duldet nicht, daß man ihn in Paris auf's Theater bringt, er drohte mit einer Landung, als es einem Schauspieler einfiel, im Vaudeville seine Manieren wiederzugeben.

Die Schweden haben in diesem Moment zwei fixe Ideen. Die eine wird sich nie erfüllen, das ist Finnland. Die andere ist die Abdankung des Königs. Man möchte gern Oscar auf dem Thron sehen, einen König, der nicht blos durch sein gütiges Auge, durch ein holdes Lächeln, sondern auch durch den heimischen Laut der Zunge die Herzen fesselt. Diese Hoffnung hat sich jetzt erfüllt.

Friedrich Wilhelm III.

1840 und 1842.

Läßt sich eine ergreifendere Situation denken, als ein sterbender König von Preußen und ein neuer, der ihm folgt, in dem Augenblick, wo der Donner des Geschützes die Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich's des Großen verkündete? Wie drängten sich da in eine kurze Spanne Raum und Zeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Preußens zusammen! Wünsche und Hoffnungen mußten lebendig werden, Besorgnisse sterben, andere konnten erwachen, Gedanken aus den entgegengesetztesten Richtungen mußten sich durchkreuzen. Wer hat den Schlüssel, um zu errathen, was der Sterbende dachte, das Volk glaubte, der neue Herrscher ahnte? Wie kommt es, daß gerade die Erinnerung an den Begründer der preußischen Monarchie in ihrer Stellung zu Europa die letzte öffentliche Thatsache im Leben Friedrich Wilhelm's III. gewesen sein mußte? War dies eine Sühne der Vergangenheit oder ein Fingerzeig für die Zukunft? Den Rathschluß des Weltgeistes umhüllen tiefe Nebel und erst die Geschichtsschreibung ferner Zeiten wird die Sonne sein, die sie erhellt.

Bei den alten Aegyptern sprach man über die todten Könige Gericht. Man wird in langen Reden und in kurzen Inschriften viel Unwahres über Friedrich Wilhelm III. sagen, man wird seinem Geist das zuschreiben, dessen sein Herz, man wird dem Herzen zuschreiben, dessen sich sein Verstand rühmen durfte. Man wird in Dem seine Demuth finden, was vielleicht sein Stolz war, und wird ihn vielleicht für Das loben, wofür er sich selbst getadelt hat. Könige sind wie die Phänomene der Luft. Sie werden von Tausenden ihres Volkes für dasselbe verwünscht, wofür sie andern Tausenden die Heißersehnten sind. Ein Gewitter raubt der Mutter ihr Kind, das der Blitz erschlägt, und tränkt die dürstende Erde, die nach dem Gewitter schmachtete.

Mag man nun mit Montaigne glauben, daß Herrschen

le plus aspre et difficile métier ist, oder mit einem italienischen Sprichworte (von Oxenstierna einst ironisch angewendet), daß zum Herrschen gerade das wenigste Hirn gehört (der Leipziger Professor Adam Rechenberg hat es 1676 in einem eigenen Werke widerlegt), mag man auch von dem, was über den Verstorbenen gesagt werden wird, abziehen, was der Moment oder persönliches Interesse überflüssig hinzufügt, soviel wird selbst die Nachwelt nicht umstoßen können, daß der innige Zusammenhang der Schicksale, welche die preußische Monarchie trafen, mit der Person Friedrich Wilhelm's III. ein in der Erinnerung nie erlöschendes Licht auf ihn geworfen hat. Eine freudlose, umflorte Jugend machte ihn schon früh für stille Ergebung in das Unglück reif. Die Mäßigung, die ihn in seinen Leidenschaften und Gefühlen beherrschte, lehrte ihn auch das spätere Glück ohne Ueberhebung ertragen. Er nahm die Gaben des Geschicks mit einem Gefühl an, das ihn auf Alles gefaßt machte, wenn es nur nicht überraschend und ohne Voraussicht kam. Heftigere Aufregungen vermeidend, beängstigte ihn jede leidenschaftliche Anmuthung, und so erhielt auch seine letzte Regierungsperiode jenen Charakter der Selbstbeschränkung, welchen Preußen, ein innerlich so kraftvoller und nach Außen hin nicht ungedeckter Staat, wol aufgeben durfte, ohne für seine Erhaltung besorgt zu sein. Friedrich Wilhelm III. war durch sein Temperament vor übereilten Entschließungen geschützt, und diese Thatsache war vielleicht die glücklichste Erfahrung für das Wohl des Staates in einer Zeit, wo der Zeitgeist so viel leidenschaftliche Factoren in Bewegung setzte und es Staatsmänner gab, die so gern neue Manifeste des Herzogs von Braunschweig in die Welt gestreut hätten und dem Weltlauf mit kecker Hand in die Zügel gefallen wären. Friedrich Wilhelm III. war nicht so groß in dem, was er that, als in dem, was er vermied.

Das vielbesprochene Buch des Bischofs Eylert würde man gründlicher beurtheilen können, wenn wir von dem Verfasser etwas mehr kennten, als seine Ordensreden. Der Charakter jedes Biographen ist das Prisma, wodurch

die Lichtstrahlen des von ihm behandelten Gegenstandes gebrochen werden. Mißtrauen gegen die authentischen Aeußerungen und besonders die langen Reden des so allgemein als wortkarg bekannten Königs fällt uns nicht grade ein. Wol aber möchte man wissen, auf welchen Ton die Taucherglocke gestimmt ist, womit der Bischof aus dem dunkeln und unbekannten Grunde des geschiedenen Monarchen so viel Perlen heraufgebracht hat. Nach vielen Stellen des Buches scheint Bischof Eylert ein Gefühlsenthusiast zu sein, ein Geistlicher aus jener rheinischen Homiletenschule, der auch Strauß mit seinen „Glockentönen" angehört. Die Verstandesbildung dieser Richtung scheint gegen die gemüthliche sehr zurückzutreten. Ein gewisses unbestimmtes Flimmern in religiösen Dämmerungsregionen dürfte wol ein eigenthümliches Kennzeichen dieser westfälischen Geistlichen sein. Auch Weltklugheit scheint nicht zu fehlen, schwankendes Dilettiren zwischen allerhand Gegensätzen hindurch, ein an sich kindliches Herz, aber auch viel Gerede darüber, eine gemachte Naivetät und in Bausch und Bogen genommen viel Unpraktisches, das jedoch im kälteren deutschen Norden an solchen Geistlichen als Originalität bewundert wird. Ob der Bischof dieser Richtung angehört, ob sie auf seine Beurtheilung des Verewigten von Einfluß war, bedauern wir, nicht bestimmen zu können.

Friedrich Wilhelm wird uns in diesem Buche als ein Mann von hoher Religiosität geschildert. Die Religion und ganz entschieden in der Form des positiven Christenthums sei die Grundlage seines Lebens gewesen. Der Glaube an den historischen Christus beseligte ihn, und es war das Leben selbst, sein Schicksal, das ihn zu diesem Glauben hinführte. Die herbsten Schläge des Geschicks hatten ihn getroffen. Der unglückliche Krieg von 1806 nahm ihm die Hälfte seiner Staaten. Gedemüthigt von den Siegern, mit Vorwürfen beladen von seinen eigenen Unterthanen, gepeinigt von tausend Undankbaren, die von ihm abfielen und den neuen Gestirnen zuflogen, traf ihn noch der Verlust einer Gattin, deren kräftiger, entschlossener Sinn ihn im Unglück aufgerichtet hatte. In Berlin mußte er als ein Vasall Napoleon's regieren, gegen seinen alten Bundesgenossen sogar einen Theil

seines zusammengeschmolzenen Heeres stellen, auf die Achtung seiner eigenen Unterthanen verzichten. Der Bischof schildert diesen zerrissenen Gemüthszustand des unglücklichen Königs, schildert eine Lage, die so weit ging, daß sich der König vom Haß des Volkes und dem Uebermuth der Fremden fast persönlicher Insulten versehen mußte, schildert Alles in wahren und ergreifenden Zügen. In dieser trostlosen Zeit bildete sich des Königs Mißtrauen, seine Menschenscheu, sein Hang zur Einsamkeit. Dann aber der Aufschwung des Volkes, der Sieg, der Triumph! Der gedemüthigte Herrscher überschreitet den Rhein, ja das Glück wird ihm zu Theil, zweimal in die stolze Hauptstadt des entthronten Weltherrschers einzuziehen, seine Länder fallen ihm wieder zu, vergrößern sich sogar, das Unglaubliche, ihm unmöglich Geschienene geschieht, und von diesem Augenblick an, wo sich ein minder bescheidener Sinn überhoben haben würde, glaubte er an eine fast unmittelbare Einmischung Gottes in die Schicksale der Menschen. Es überkam ihn eine Gottesfurcht, für deren Reinheit und Wahrheit der Bischof zu sprechende Beweise anführt, als daß man an ihr zweifeln könnte. Es war diese Gottesfurcht Friedrich Wilhelm's noch etwas Anderes, als die des Pietismus, keine gewaltsame Leidenschaft für die Religion, sondern eine Verklärung des Charakters, eine Herabstimmung des innern Menschen unter ein ewiges Gesetz, eine Unterordnung aller seiner geistigen und gemüthlichen Thätigkeiten unter die Stimme des Gewissens. Der Bischof schildert eine religiöse Entwicklung, die sich in ihrem unausgesetzten Ernst und einem unbefangenen, sich aufrichtig Rede stehenden Denkvermögen fast bis zu einer Theologie des Herzens steigert. Man wird dies Gemälde einer bis in's Kleinste gehenden, religiösen Innerlichkeit, das Bild eines nach Gottseligkeit ringenden Verlangens, das selbst, wie Eylert andeutet, bis zur Selbstpeinigung ausartete, nicht ohne Rührung betrachten. In ältern Jahrhunderten würde man einem solchen Christen den Beinamen des Heiligen gegeben haben.

Hatte sich somit der König für sein Leben einen eigenen Standpunkt gewählt, so muß man doch über die Art, wie er ihn einnahm, noch hinzufügen: Er impfte das Christen-

thum, nach seiner Auffassung, auf einen Menschen, der mit dieser Auffassung des Christenthums harmonirte. Die Grundlage dieses Menschen war bereits eine homogene. Güte und Wohlwollen scheinen dem Herzen des Königs von Natur eingewohnt zu haben. Er konnte nicht leiden sehen, weil ihn fremdes Leiden selbst schmerzte, die Schule des Unglücks erhöhte diese Empfindlichkeit des Gemüths. Wie oft bei einem Menschen, der einmal einen furchtbaren Schrecken erlebt hat, für sein Leben in den Gesichtszügen oder den Nerven der Eindruck nachdauert, so war auch bei diesem Fürsten eine entschiedene Neigung zu trüben Gefühlen vorherrschend. Man mußte sich fürchten, ihm unangenehme Eindrücke zu bereiten, ja er fürchtete sich selbst vor ihnen. Er konnte nicht traurige Gesichter sehen und malte sich die ihm bekannt werdenden unglücklichen Zustände anderer Menschen so aus, daß es ihn trieb, überall, wo Heilung und Hülfe möglich war, zu helfen. Ein durchgehender Zug seines Wesens war Entsagung. Oft getäuscht in seinen Hoffnungen, hatte er sich gewöhnt, an die Hoffnung keine Ansprüche mehr zu machen. Den meisten Dingen ging er, weil er sie zu verfehlen fürchtete, von selbst aus dem Wege. Vieles, das er ganz gewiß erreichen konnte, gab er freiwillig auf, und da, wo der Erfolg auch nur zweifelhaft war, stellte er gar keine Probe an. Auch diese Entsagung, geübt auf dem Throne, hat etwas Rührendes. Gemüther von dieser trüben Dämpfung macht nichts glücklicher als das Unerwartete. Daher des Königs Neigung für Ueberraschungen, stille Vorbereitung von Freuden, geheime Erfüllung von Wünschen. An Zügen dieser Art sind die Mittheilungen des Bischofs reich. Einige davon runden sich wie kleine Familiendramen ab, und ich glaube nicht, daß jemand die Geschichte von dem Pfarrer Kärsten S. 290 u. folg. ohne Rührung lesen wird.

Das in diesem Buche aufgerollte Bild des Menschen ist also ein durchaus wohlthuendes und möchte in der Regentengeschichte einzig dastehen. Eine andere Bewandtniß hat es mit den Tugenden des Regenten. Nicht, daß Friedrich Wilhelm nicht von seinem hohen Beruf auf das heiligste durchdrungen gewesen wäre, nicht, daß man irgend

Ursache hätte, an seiner Gerechtigkeitsliebe, Sparsamkeit, seinem Geschäftsfleiße, seiner speciellen Sorgfalt für alle und jede Einzelheiten der Verwaltung zu zweifeln, nein, auch in diesem Betracht wollen wir dem Verfasser unbedingt das Beste glauben. Nur diese Frage sei uns gestattet: Ist es nicht ein großer und in seinen Folgen bedenklicher Widerspruch, wenn ein König in demselben röthlichen Schimmer am Horizonte seine Abendruhe findet, worin sein Volk Morgenroth erblickt? Das Jahr 1815 wurde für Friedrich Wilhelm ein Wendepunkt seines innern Menschen. Der Feind war geschlagen, sein Land ihm wiedergegeben. Nach so vielen Demüthigungen war der Gedemüthigte Sieger geworden. Die Glocken läuteten Frieden. Der Krieger vertauschte sein Schwert mit der Pflugschar. Für Friedrich Wilhelm schien die Frage der Zeit — abgethan! Er kehrte, mit Dankgebeten gegen Gott, in sein Inneres ein, widmete sich der Religion, stiftete den heiligen Bund, entwarf die Union der getrennten protestantischen Confessionen, setzte eine neue Agende des Gottesdienstes auf, schützte die Künste des Friedens, gab den Künstlern freie Plätze zu großen Bauten und bereicherte die Museen und Galerieen. Sein einziger Gedanke nach Außen war Völkerfriede, Gottesfriede nach Innen. Wo war denn aber Friede? Begann nicht gerade erst mit dem Jahre 1815 ein neuer Krieg, ein Kampf der endlich von der militairischen Gewalt freigewordenen Geister? War die Revolution der Welt beendet oder erst eine militairische Episode derselben? Standen die Völker still, oder begannen sie nicht erst jetzt ihre Wege und Märsche, die folgenreicher werden sollten, als die Züge über die Alpen und die Märsche nach Rußland? Von diesem triumphirenden Jahre 1815 an begann jener noch jetzt andauernde Zwiespalt zwischen Dem, was man damals beendet glaubte, und Dem, was nun erst beginnen mußte.

Mit dem Jahre 1815 kehrte Friedrich Wilhelm in sich selbst ein. Er wollte Friede und Ruhe. Auch, daß sein Volk mit ihm den Durst nach jenseitigen Dingen theilte. So wie sein eigenes Leben eine Vorbereitung für das Ueberirdische wurde, so wollte er sein ganzes Volk mit sich in höhere Gegenden hinaufziehen. Erst folgte ihm seine Zeit,

es war eine Zeit des Dankes gegen Gott, dann aber kamen Verwirrung, Hader, Mißverständniß. Die Union selbst, die Agende, seine rastlosen Bemühungen für die Stiftung eines reineren kirchlichen Lebens wurden das Signal einer erbitterten Polemik, die ihm trübe Stunden bereitete, ihn verstimmte. Er führte eine Zeitlang diesen Kampf, und gab ihn dann auf, sich von einer Welt zurückziehend, die ihn nicht begreifen wollte. Er schloß sich in seinen Familienkreis ein, isolirte sich von den Menschen und, was bedenklicher ist, von der Zeit. Der Bischof bestätigt diese Erfahrungen durch seine Berichte und wir erschrecken darüber. Wir sehen einen König Privatmann werden auf dem Throne. Er beglückt die, die in seiner Nähe sind, und vermeidet die Entfernten. Er sucht letztere nicht auf, selbst die Freunde nicht, und vergiebt den Feinden, noch ehe er ihre Beschwerden gehört hat. Das Princip der Ruhe und Stabilität wurde Staatsprincip.

Es liegt in der Darstellungsweise des Bischofs Eylert etwas, was fast glauben macht, er wird im fernern Verlauf seines Werkes, dem ich nicht gefolgt bin, diesen Widerspruch eines an sich edlen Menschen mit seiner Regentenpflicht nicht ohne Freimuth berühren. Der König sagt in seiner christlichen Weise so oft, daß er den Ruhm dieser Welt nicht gesucht hätte. Warum sollte der gewissenhafte Beurtheiler verschweigen, daß in einer so lärmenden und unruhigen Zeit diese an sich achtungswerthe Demuth und Vereinsamung nicht zu billigen war an dem Regenten eines großen, strebenden Volkes?

Altenstein.

1840.

Wenn eine Todeskunde mit solcher Bestürzung aufgenommen wurde, wie man sie über die des Ministers von Altenstein auf allen Mienen abgeprägt fand, so ist es ein

Zeichen, daß man mit dem Tode des Menschen auch den Tod einer Thatsache fürchtete. Wenn man so begierig über den Nachfolger forschte, wie es in diesem Fall geschah, so sieht man wol, daß man einen Gedanken in Gefahr glaubte und sich weniger um eine Individualität als um die Ideen Kummer machte.

Von Altenstein hatte man immer das günstige Vorurtheil, daß seine Bildungsperiode zum Staatsmann einer Zeit angehörte, wo der wissenschaftliche Gedanke eine höhere Geltung besaß, als die gleichzeitigen politischen und historischen Zustände. Damals, als dem preußischen Staate und dem deutschen Volke im Zustande ihrer Erniedrigung nur noch die letzliche Hoffnung blieb, daß das Unglück nur vielleicht den alten Sauerteig des vorigen Jahrhunderts dürfte ausgefegt haben und eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Vaterlandes wol die Willkür und den Uebermuth der Fremdherrschaft brechen würde, damals hatte sich der Staatsmänner ein ideeller Aufschwung bemächtigt, der sie weit über das gewöhnliche Niveau der sonstigen politischen Alltagsbildung emportrug. Altenstein war einer von den Männern, die dem Gedanken ein ursprüngliches Recht einräumen und eher geneigt sind, das öffentliche Gesetz unter die Herrschaft der Ideen, als diese unter die Herrschaft des erstern zu stellen. Diesen Muth verdankte er jener Zeit, die ihn zum ersten Male mit öffentlichen Aufträgen betraute.

Wie sind unsere Staatsmänner von heute so anders geworden! Ihre Jugend fiel meist in jene Zeiten der Verstimmung und politischen Unbehaglichkeit, wo man nach dem Sturz Napoleon's von der Schwärmerei der Jugend und dem Fanatismus einiger ihrer Lehrer die Existenz ihrer Staaten bedroht glaubte. Die ersten politischen Eindrücke, die sie empfingen, waren für die Ausbildung einer freien, unumwölkten Beurtheilung der Menschen und Dinge unvortheilhaft. Die jungen Adligen (denn solche sind es meist) sahen auf der Universität, wo sie studirten, einem phantastischen Treiben der damaligen Jugend zu, standen, wenn sie sich Landsmannschaften anschlossen, in einem feindseligen Gegensatze gegen die überwiegende Mehrzahl der Commilitonen und

trafen bei ihrem Eintritt in die Staatscarrière nicht selten sogleich die Verpflichtung an, richterlich und polizeilich gegen eine Bewegung zu verfahren, welche die Staatsgewalt mit Besorgnissen erfüllte. Ein großer Theil von Staatsmännern, die ihre erste politische Bildung aus jener unglücklichen Zeit herschreiben, hat den dualistischen Gesichtspunkt, den diese Herren auf dem Staatsgebiet nicht wieder loswerden können. Sie sehen nur Gehorchende und Aufsätzige, nur Stabilität und Revolution. An jeder Neuerung, mag sie in sittlichen, wissenschaftlichen, erwerblichen oder sonstigen Bereichen vorkommen, springt ihnen zuerst das Polizeiliche entgegen, und der allerdings immer fortgährende Geist der Unruhe, der aber so alt wie die Welt ist, giebt ihnen unaufhörlich neue Handhaben für ihren politischen Standpunkt, dessen Stütze eine nicht mehr in ihnen auszurottende fixe Idee geworden ist.

Altenstein hat sicher während seiner ministeriellen Wirksamkeit das Störende des Neuerungsfiebers empfunden. Denn der methodische Aufbau seiner Schöpfungen ward ihm fortwährend von den Einflüssen und Folgen desselben gestört. Sicher hätte er den Universitäten eine andere Reform gegeben, als ihm die polizeilichen Ansprüche, die andere Staatsgewalten auf die Hochschulen machten, gestatteten. Er mußte sich allgemeinen Verfügungen, die in Berlin und Wien entworfen und von Frankfurt a. M. aus datirt wurden, unterordnen und konnte sich aus der Unbehaglichkeit, in welche ihn oft diese Nothwendigkeit versetzte, nicht anders heraushelfen, als daß er dafür den Universitäten Unterstützungen und Vermehrungen ihrer Studienfonds, ihrer Lehrmittel zuwandte, so viel die Munificenz des Königs nur möglich machte. Ein Staatsmann aus einer Periode, wo Altenstein politisch fühlen, denken, handeln lernte, konnte nicht im Neuerungstriebe des Zeitgeistes etwas absolut Verderbliches, für sich, isolirt Thätiges und isolirt zu Bekämpfendes sehen. Ihm mußten offen vor Augen liegen die Verbindungssehnen, welche die Extremität des Bösen noch immer an den Rumpf des Guten gefesselt halten, und wie es im sittlichen Leben der Völker Uebergänge gebe, wo eine einseitige Wirkung nach dem Einen hin auch das bessere Andere in Verwirrung bringen muß. Staats=

männer, die aus unserer neuen administrativen Periode herstammen, können nicht wissen, daß das, was heute die Miene der Revolution annehmen muß, morgen leicht die loyale Ordnung des Tages werden kann, wie dies in der Zeit der Fall war, wo Friedrich Wilhelm III. vor Napoleon Bewegungen desavouiren mußte, denen zuletzt Deutschland und Preußen ihre Befreiung verdankten. Erst mit dem Jahre 1830 und seinen Folgen wurde manchem dieser jüngern Staatsmänner der politische Horizont aufgeklärt oder sie lernten es, sich stillschweigend in politische Dinge schicken, die, so bedenklich sie waren, doch von keiner menschlichen Gewalt geändert werden konnten.

Die so viel bewunderte preußische Schulverfassung ist Altenstein's Werk. Er begann seine Reformen erst mit der breiten Unterlage des allgemeinen Volksunterrichts. Er vermehrte die Zahl der Schulen und machte da, wo die Mittel des Staates nicht mehr ausreichten, den Ehrgeiz der Communen für das Unterrichtswesen verantwortlich. Die Zahl der Schulen, der Schüler und Lehrer stieg in bewunderungswürdigem Fortschritt. Dieser Institution gab er einen Unterbau in der Errichtung neuer und der Verbesserung der alten Seminarien. Es würden Lehrer erzogen, denen man zugleich eine bessere pecuniäre Stellung gab, um sie nicht zu zwingen, neben dem Bakel immer noch wie früher die Nähnadel zu führen. Es ist ja nicht zu leugnen, in's Volksschullehrerwesen kam viel Schwindelei und Theorieensucht. Aber Altenstein griff dem oft an's Lächerliche streifenden Wesen der Volkspädagogen nicht vor, sondern ließ dem entfesselten Fiebergeiste Zeit, sich auszutoben. Hat es doch jeden Unpartheiischen gefreut, den bekannten Diesterweg, einen tüchtigen und wackern, doch über deutsches Universitäts- und höheres Unterrichtswesen gewiß befangenen Mann in einer bedeutenden amtlichen Wirksamkeit lange Zeit in Berlin ungestört walten zu sehen. Den Gymnasien gab Altenstein eine gleichmäßige Form. Er nahm ihnen, was überflüssig, gab, was ihnen fehlte. Dem Vorwurf, daß sie zu ausschließlich auf den Gelehrtenstand berechnet seien, begegnete er durch die Einrichtung, daß der Unterricht bis in Tertia in gewisser Allgemeinheit gehalten wird, so daß

er auch künftigen Geschäftsmännern als Vorbereitung dienen kann. Unerschrocken trotzte er den albernen Zumuthungen der Realisten, die dem Gymnasialunterricht die Firma: Alles für Alle! geben wollten und Naturwissenschaften, neuere Sprachen, das Rechnungswesen in einer Ausdehnung behandelt wünschten, daß auch sogleich ein fertiger Kaufmann und Technologe von ihnen abgehen könnte. Für diese Anforderungen wurden Gewerbeschulen errichtet. Namentlich steuerte man in Berlin mit Recht dem schlechten Klipp- und Winkelschulwesen, errichtete Stadt- und Communalschulen, die von geprüften Lehrern geleitet werden, und erzieht in ihnen bis zu allen jenen Kenntnissen hin, die der Realismus, unvernünftig genug, in den Kreis der Gymnasialbildung gezogen wünscht. Daß die Universitätsverfassung nicht Altenstein's freies Werk ist, wurde schon gesagt und wir fügen hinzu, daß ihm auch nicht Alles anzurechnen ist, was im Kirchlichen als Zwangsvorschrift auftrat. Pietistischer Einflüsse durfte er sich nicht immer erwehren; ja die Strenge, mit der man in Preußen das gewiß löbliche Unternehmen der Union und die Einführung der Agende durchsetzte, ist sicher nicht aus seinem Sinne gekommen. Wie sehr Altenstein bedacht war, in Collisionsfällen wenigstens die Lehrfreiheit vor den Verketzerungen des Pietismus zu retten, beweist sein taktfestes Benehmen in der zweimaligen Hallischen Streitfrage 1829 und 1839.

Daß es in einzelnen Branchen zu bessern gäbe, ist keine Frage. Namentlich sollte in der Verfassung der Universitäten, wenn einmal die polizeiliche Furcht vor dem Verbindungswesen nachgelassen hätte, viel und durchgreifend geändert werden. Die Berliner Universität z. B. überläßt die Bildung ihrer Zöglinge dem Zufall. Die Professoren sind von der Größe und den Abwechselungen der Residenz zerstreut, die Hörer sind es nicht weniger. Eine Beziehung des Schülers zum Lehrer findet mit wenigen Ausnahmen nirgends Statt und selbst bei diesen Ausnahmen wird sie vom Schüler gesucht, nicht vom Lehrer angeboten oder vorausgesetzt. Es fehlt dem Körper dieser Akademie Einheit, Mittelpunkt. Die Professoren erfüllen neben ihrem Beruf als

Lehrer noch eine Menge anderer, als Aerzte, Räthe, Prediger, Schulprofessoren, sie erzielen meist von einem in's Weite getriebenen Aemtercumulus Einnahmen, wo die Universität nur mit dem geringsten Posten verzeichnet steht, so daß sie dem Katheder nur zum kleinern Theil angehören und in einem noch geringern dem Studenten, für den sie weder gesellig, noch wissenschaftlich beaufsichtigend und controlirend vorhanden sind.

Noch einer größern Umgestaltung bedarf die pädagogische Bildung der sogenannten Oberlehrer. Ich kenne die pädagogische Anleitung nicht, die der Philolog in den sogenannten pädagogischen Seminarien erhält, aber ich kenne einige ihrer Vorsteher und weiß, daß es diesen, die selbst bei aller Gelehrsamkeit nur sehr unbeholfene Lehrer sind, unmöglich sein muß, eine Anleitung zur richtigen Mittheilung gelehrter Kenntnisse zu geben. Ich kenne die Unterrichtsmethode auf unsern Gymnasien und weiß, daß ihre Resultate von einer oft totalen pädagogischen Unfähigkeit der Lehrer verkümmert werden. Die Prüfungen der Lehrer sind überwiegend philologisch. Man sagt z. B. eine sogenannte Probelection des Examinanden an und rechnet darauf, daß er eine Stelle des Horaz in Prima sicher in lateinischer Sprache erklären werde. Der Gebrauch der lateinischen Sprache auf den Gymnasien ist aber, wenigstens für die Exegese, ein verderblicher. Die lateinische Sprache erlaubt eine Menge von Umschreibungen und Redefloskeln, die mehr als eine Stunde lang beim Lehrer wie beim Schüler die eigentlich gediegenen Kenntnisse, ob sie da sind oder nicht, verschleiern. Was im Deutschen sich sogleich als fade zu erkennen giebt, kann im Lateinischen geistreich herauskommen, wenn es nur mit einigem Color latinus gefärbt ist. Ein gewandter Lateinredner hält während einer Stunde den Mund nicht still und weder die Idee des vorliegenden Gedichts, noch irgend etwas im Einzelnen wird darüber klar. Will man das Lateinreden befördern, so sollte es wenigstens nicht da angebracht werden, wo man mit einigen koketten Phrasen aus der Syntaxis ornata das Verständniß des zu erklärenden Autors zum Opfer bringt. Und selbst wenn nun diese Herren Oberlehrer deutsch reden! Fast

alle denken sie an ihre philologischen Kleinkrämereien, wenige an die Jugend, an das, was sie braucht, an das, wonach sie dürstet. Wenn man den Plato liest, so zittert der Schüler vor jedem Optativ, vor jedem Conditionalsatz, weil da immer Fragen und Erörterungen kommen, die der Herr Interpret weit mehr zur Hauptsache macht, als den Bau des Kunstwerks, den scharfen Umriß des Gedankenganges, den Umriß jedes einzelnen vorliegenden Satzes. Und nun muß man die Freude sehen, wie die Scholaren horchen, wenn sie einen Lehrer haben, der ihnen bei den alten Autoren mehr erschließt, als das Verständniß von Buttmann's und Matthiä's Paragraphen, der ihnen Blicke in die Zeit und antike Denkungsart, der ihnen Antiquarisches zur Erläuterung erzählt und auf den vorliegenden Fall so lange anwendet, bis dieser in sonnenheller Klarheit vor Aller Augen steht und ein sicheres Bildungsmoment für die Lebenszeit geworden ist! An antiquarischen Realien sind die meisten Gymnasiallehrer arm oder sie wissen sie nicht für den Unterricht der Jugend zweckmäßig zu benutzen. Den schlechten Vortrag der Geschichte, den mangelhaften Unterricht in der deutschen Sprache gar nicht zu erwähnen.

Diesen Uebelständen, die freilich sehr von der oft unglaublichen Geistlosigkeit und Bornirtheit der Lehrer herkommen, einigermaßen zu begegnen, sollte an allen Universitäten ein Lehrcursus für die höhere, gelehrte Pädagogik eröffnet werden. Die Oberlehrer sollten im Examen nicht blos beweisen, daß sie sich die Wissenschaften aneigneten, sondern sie auch mittheilen und verarbeiten lernten. Echtes pädagogisches Genie läßt sich nicht erlernen, wol aber eine gewisse Unterrichtsvirtuosität, die jenes ersetzen müßte. In Großtertia muß der Schüler in dem grammatikalischen Gefuge der alten Sprachen heimisch, in Secunda muß er zur cursorischen Lectüre angehalten werden. In Prima muß wenig gelesen, dafür aber desto gründlicher erklärt werden. Hier muß der Schüler begreifen, festhalten, schließen, wiedergeben lernen. Welcher der Herren Philologen das nicht kann und hier noch cursorisch liest oder statarisch nur mit Rücksicht auf Hermann ad Vigerum, mit Rücksicht auf Porson ad Euripidem, mit Rücksicht auf den Krimskram gelehrter Haarspaltungen über

die Partikeln und Redetheile der Sprachen, den nenn' ich einen Seelenverderber. Solche Pädagogen, die ihren Primanern in die Feder dictiren: Schreiben Sie sich auf: Conf. Plat. Prot. 314 B. Thucyd. VII. 9. Siehe auch Reisig's Conjectan. in Aristoph. II. S. 56; solche Gesellen sind nicht werth, daß ihnen Jugendseelen anvertraut werden.

Altenstein's Nachfolger mußte ein Mann sein, der sich trotz Geburt und Rang doch ein lebhaftes Interesse an allem Geistigen, das allein den wahren Adel giebt, erhalten konnte, der, keiner wissenschaftlichen und politischen Schule zugethan, das Geistbelebende und Geisttödtende aus jeder Richtung im kirchlichen und wissenschaftlichen Leben herauszuerkennen versteht. Vor allen Dingen mußte ihm persönliche Vorliebe für eine Tendenz des Tages fremd sein, am fremdesten aber eine rein bureaukratische Ansicht seiner Wirksamkeit, die etwa in seinem neuen Departement nichts als eine Beaufsichtigung der Vorbildung des künftigen Beamtenstandes sähe. Fremd muß ihm jede leidenschaftliche Hinneigung zu einem blos praktischen Zweck, den er in seiner Verwaltung fände, bleiben; denn wie leicht könnte dann das wissenschaftliche Bewußtsein, das Altenstein zum leitenden ersten Gedanken seines Ministeriums gemacht hatte, in laxen Schlendrian ausarten!

Eine Kritik seines Nachfolgers gehört nicht hieher. Dennoch möchte in Rücksicht auf Altenstein's freie Auffassungen und zugleich auf die sich allerdings herausstellende Nothwendigkeit von Universitätsreformen zu bemerken sein, daß die dialogische Methode, die zu diesem Ende vorgeschrieben wurde, keine Empfehlung verdient. Bis zu seinem Abgange von Prima ist der junge Musensohn an einen mündlichen Verkehr mit seinem Lehrer gewöhnt. Frage und Antwort haben ihn bis zu einer allmäligen wissenschaftlichen Reife gebracht. Der Jüngling, seine Universitätsstudien beginnend, fühlt sich zum ersten Male von der Schulform befreit und versenkt sich mit träumerischer Behaglichkeit in sein eigenes inneres Leben und Streben. Früher lernte er tausend vereinzelte Dinge, jetzt zum ersten Male geht ihm die Vorstellung systematischer Kenntnisse auf, er fühlt die schwere Wucht

des positiven Wissens, er fühlt den innern Zusammenhang der Thatsachen und giebt sich mit gläubigem Vertrauen neuen Eindrücken, neuen Lehrern, neuen Lehren mit einer Empfänglichkeit hin, die für sein Leben entscheidend wird. Ihn nun aus diesem sich Arrondiren, sich und die Welt Ergründen, aus diesem Glauben an positive Thatsachen sogleich wieder aufzuschrecken und durch dialogische Methode wieder die Negation, den Zweifel, die Sucht sich selbstständig zu zeigen und den Widerspruchsgeist zu wecken, das ist nicht zu rathen. Renommisten, Raisonneurs kann die dialektische Methode auf Universitäten erziehen, aber keine Denker, keine Forscher. Die Jugend bedarf einer Zeit auch der geistigen Selbstständigkeit, auch der geistigen Ruhe, des geistigen Wucherns und stillen Wachsthums. Die kaum ausschlagenden Keime des Universitätswissens durch die Dialektik wieder herausreißen, heißt, sich die Möglichkeit rauben, je fest wurzelnde Stämme zu erzielen. Eine Zeit muß es im Jugendleben geben, wo man sich gewöhnt, auf Atlasschultern die Masse des Wissens zu tragen: ist die Universitätsepoche vorüber, wird der Geist träger und spröder, dann kann man wol eher eine Form der erneuerten Anregung erfinden. Möchte daher Altenstein's Nachfolger von einer Vorschrift abstehen, die in der Theorie gutgemeint, aber nicht auf psychologische Erfahrungen begründet war!

K. E. Oelsner.

1843.

Die Gründe zu untersuchen, die den Hofrath Dorow bestimmen, uns aus einer unerschöpflich scheinenden Quelle jahrein jahraus mit hinterlassenen Briefwechseln, Denkschriften und überhaupt einer „Portfolio“-Literatur zu beschenken, möchte demjenigen, der mit seinen Lebensschicksalen und Lebensansprüchen nicht vertraut ist, schwer fallen. In einem Beitrage zu seinen eigenen Denkwürdigkeiten, den er als Erlebtes

in zwei Theilen (Leipzig, bei Hinrichs, 1843) herausgegeben hat, führt die Einleitung auf persönliche Verstimmungen, gewisse Begegnisse hin, die ihn zu Selbstvertheidigungen getrieben haben. Und nach seinen Autographensammlungen, den „Reminiscenzen" und jetzt vorliegenden Briefen Oelsner's an den verstorbenen Geheimenrath von Stägemann zu schließen, möchte man auch ihn für einen jener durch Varnhagen's Beispiel angeregten Individualitätsforscher, einen enthusiastischen Freund jener Persönlichkeitsliteratur halten, die sich in aufsteigender Linie bis auf Lavater's physiognomische Fragmente und die jetzt vergessene Leidenschaft für die Silhouette zurückführen läßt. Man hat diese Literatur vielfach in Mißcredit zu bringen gesucht, wie es natürlich ist bei einem Volke, das vor der Oeffentlichkeit eine fast kindische Furcht hat. Man hat aber noch nicht die große Bedeutung derselben in dem Falle wegleugnen können, wo sie sich zur tiefern Erkenntniß der Geschichte von supplementarischem Nutzen erwiesen hat; und wie sehr auch z. B. mit Varnhagen, dem großen Meister dieser Literatur, zu rechten wäre über seine jeweilige allzugroße Nachsicht gegen zweideutige Charaktere, der Muth, womit er ganze Parthieen seiner Lebensgeschichte der Oeffentlichkeit preisgegeben, ist nicht minder rühmenswerth, als seine, wenn auch manierirte, doch immer zarte und geschmackvolle Behandlungsweise. Hofrath Dorow erreicht ihn nicht. Seinem Buche „Erlebtes" fehlt bei allen Reizen des Details doch die Objectivität des Künstlers. Er liefert eben nur Materialien, bunt durcheinander, Erinnerungen, aufgespeichert nicht im Magazin einer ruhigen Beobachtung, sondern meist in der Galle, in persönlicher Verletzung und überhaupt in der Leidenschaft eines beweglich und leicht, hin und her, bald angeregten, bald abgestoßenen Charakters. Dieser Mangel einer verläßigen Zurechnungsfähigkeit, die uns z. B. in seinem „Erlebtes" bestimmen muß, den maßlosen Huldigungen Hardenberg's und den Bitterkeiten gegen Stein eine sehr kühle Unpartheilichkeit gegenüber zu stellen, dieser Mangel fällt überall da weg, wo sich Herr Dorow, wie in dem vorliegenden Buche, auf einfache Wiedergabe von Actenstücken, Briefwechseln und Denkschriften beschränkt.

Die Briefe Oelsner's an Stägemann (Leipzig, Teubner, 1843) sind gleich interessant durch den Verfasser, wie durch ihre Adresse. Oelsner war zu jener Zeit, als er von Paris aus diese Briefe schrieb, preußischer Legationsrath, jedoch nicht in unmittelbarem Dienstverhältnisse zu dem Minister, durch welchen Preußen am Hofe der Tuilerieen vertreten wurde, sondern, wie er es immer in diesen Briefen beklagt, in jener traurigen Zwitterstellung, wo man nicht weiß, ist man nur zur „Disponibilität" gestellt oder pensionirt. Er bezieht einen nicht unansehnlichen Gehalt, bekommt aber dafür die Weisung, nichts über Politik zu schreiben. Dieser Fall kommt öfter vor, seltener aber bei Staatsdienern. Sonderbarer noch wird dies Verhältniß, wenn man liest, daß der Gesandte Graf von der Goltz Oelsnern zwar verbietet, in seinen Briefen nach Berlin von Politik zu schreiben, Stägemann ihn aber dazu auffordert. In Frankreich würde diese Duplicität zu erklären sein durch die Doppelpolitik, die daselbst einerseits von den Ministern, andererseits vom Hofe beliebt gewesen ist (sie erstreckt sich noch jetzt auf eine doppelt, ja, dreifach organisirte Polizei); in dem vorliegenden Falle jedoch wurde die Schwierigkeit durch Stägemann's Stellung zur neubegründeten Staatszeitung ausgeglichen. Oelsner's Briefe dienten zunächst dazu, dem geistvollen Beamten, der sich die Organisation dieses Zeitblattes, ja in erster Zeit sogar die unmittelbare Redaction dringend angelegen sein ließ, Hülfsmittel an die Hand zu geben, die sich in der Beurtheilung der französischen Angelegenheiten nur in Paris beschaffen ließen. Diese Correspondenzen blieben vertrauliche Mittheilungen für Stägemann, der jedoch dem Fürsten Staatskanzler zu nahe stand, als daß ihr gediegener Inhalt nicht oft sozusagen aus dem Redactionszimmer in's Cabinet hätte transspiriren sollen. Dann erfolgte ein erneuertes Verbot an Oelsner. Man fürchtete, bei der großen, von Herrn Dorow selbst geschilderten Empfänglichkeit des Fürsten Hardenberg, bei jener, um ein Fremdwort zu gebrauchen, Captivität, die ihn für geistreiche und blendende Ideen so rasch gefangennahm, er könnte durch Oelsner's Beurtheilung der französischen Angelegenheiten von gewissen allgemeinen Grundsätzen entfernt werden, die nun

einmal damals in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung von den eben erst durch den „heiligen Bund“ so nahe gerückten hohen Mächten eingehalten werden sollten. Zuletzt gab Stägemann seine unmittelbare Beziehung zur Staatszeitung auf, die Courierpost zwischen Paris und Berlin, als zu kostspielig, wurde eingestellt, und ein Verkehr, der so innig, fast unzertrennlich schien, brach im Handumwenden ab. Es folgen nach 1820 nur noch einige Billette. Jahre liegen dazwischen; wer weiß, ob mit den Jahren nicht auch veränderte Gesinnungen und Gesichtspunkte! Oelsner starb den 18. October 1828 in Paris.

Seine Briefe beweisen, daß er die Julisrevolution vorausgesehen hat. Es ist ein Geist, ein Urtheil, ja, eine Gesinnung in diesem Buche, die es zu einer belehrenden und unterhaltenden Lectüre für Jeden machen muß, der mit der Geschichte der Restauration nur irgend so weit vertraut ist, um sich die Begebenheiten vergegenwärtigen zu können, zu welchen Oelsner hier, oft ohne sie zu nennen, die Erläuterungen, die nähern Begründungen, ja einen fortlaufenden Pragmatismus liefert. Das Bild jener Zeit liegt vor uns aufgerollt; die Partheien in ihrer damaligen Gestaltung, die Personen, so weit sie damals schon eine unbefangene Beurtheilung zuließen, Alles frischt sich auf und tritt uns wieder unmittelbar vor Augen. Der Verfasser, der in Frankreich seit den Zeiten der Revolution heimisch war, der Napoleon's Aufgang und Erlöschen mit Sympathieen verfolgte, in welchen das patriotische Gefühl des Deutschen über jede verblendete Vorliebe zuletzt den Sieg davon getragen hätte, wenn nicht schon der freie Sinn des Denkers und Volksfreundes beleidigt gewesen wäre von der Herrschsucht des zum Kaiser sich krönenden Soldaten, Oelsner, der den edelsten Geistern Frankreichs und Deutschlands persönlich nahe stand, besaß eine Kenntniß seiner Zeit, die den Stand der Dinge, über die in den Fesseln der Censur schmachtende politische Presse von 1818, 1819 und 1820 hinweg, in seiner wahren Natur und an der Quelle ergründen konnte. Ohne für irgend einen der Wortführer Parthei zu nehmen, besaß er selbst politischen Blick genug, sein Urtheil nach dem Bedürfniß der Masse zu bilden, nach

den Zuständen des Volkes, nach Erscheinungen, die vielleicht nur vereinzelt auftauchten, Symptomen, die sich mehr in der Provinz, als in Paris kund gaben, und endlich mehr nach dem Schweigen, als dem Reden. Daß eine solche Auffassung der damaligen Zustände Frankreichs, eine solche entschiedene Ueberzeugung, die Royalisten würden Frankreich nur in's Verderben stürzen, von einer Politik nicht gern gesehen wurde, die außerhalb Frankreichs selbst mit einem erwachenden Volksgeiste und der Eindämmung überall anfluthender Neuerungswogen alle Hände voll zu thun hatte, ist leicht zu begreifen.

Oelsner's Briefe führen uns zunächst in treffenden Zügen das Bild Ludwig's XVIII. und seines Ministers, des später gefürsteten Herrn Decazes, vor Augen. Die Wahrheit ist lebenstreu, sprechend. Ludwig XVIII. in seiner isolirten Stellung mit dem redlichsten Wunsche, Frankreich nach den Resultaten einer Revolution, die seinem unglücklichen Bruder das Leben gekostet hatte, zu regieren, mit einer Vorliebe für die Charte, als wäre sie eine lateinische Inschrift, ein Bonmot, ein kleines Madrigal von ihm selbst verfaßt (er liebte es, wenn man seine feine classische Bildung zu würdigen verstand) und deshalb eben verlassen von seiner ganzen Familie, von seinen Brüdern, seinen Neffen, vom Pavillon Marsan, von den Royalisten, vom Faubourg St. Germain; keinen Freund in seiner Nähe als Herrn Decazes, den er liebte, wie seinen Sohn, den er sich selbst zum Staatsmann gebildet hatte, der seine eigene Idee von seinem königlichen Lehrer mit feiner Schmeichelei zu entlehnen vorgab und der die Kraft hatte, eine Zeitlang jenen Ultras, die das Verderben der Bourbonen werden sollten, die Spitze zu bieten. Da trifft das Stilet eines Fanatikers den Herzog von Berry. Louvel, der den Ultras hätte eine Lehre geben sollen, wird ihr Triumph. Decazes muß dem Vater des Herzogs zum Opfer fallen. Decazes, dessen Kraft noch nicht ausreichte, den Ultras zu beweisen, daß ihr reactionäres Extrem nothwendig das andere Extrem, den demokratischen Fanatismus, hervorrufen müsse. Oelsner's Mittheilungen über diesen Knäul von Verwirrungen, über dieses Chaos gegeneinander im Streit liegender Interessen sind ein Ariadnefaden, dem man folgen darf.

Wie uns in diesen Briefen Ludwig XVIII. und seine Minister, die, die er wählte, und die, welche ihm aufgedrängt wurden, lebenswahr entgegen treten, so die Intriguen seiner eigenen Familie gegen den wohlwollenden und redlichen Mann. Der Graf von Artois stellt sich an die Spitze derer, die Frankreichs Geschichte von 1789 nicht anerkennen wollen, die nichts gelernt, nichts vergessen haben. Die Ultras leiten die Entschädigungsmilliarde ein, setzen die Beschränkungen des Wahlgesetzes durch, erzwingen den Feldzug nach Spanien. Oelsner's Berichte machen uns mit allen Spielarten der Royalisten bekannt, mit den poetisirenden, wie Chateaubriand, mit den herrschsüchtigen, wie Villèle, Lainé, endlich auch mit jenen harmloseren, die sich in der That in die neuen Sitten und Zustände Frankreichs nicht finden können und Versailles immerfort noch mit Mitau verwechseln. Einige dieser alten Herren, die Oelsner selbst kannte, sind wirklich liebenswürdig und wecken, wenn man sie in ihren Rollstühlen vor dem Kamine, mit ihrem gepuderten Haar und den freundlichen Sitten des ancien régime vorgeführt sieht, Erinnerungen an eine entschwundene alte Zeit, die unserer Hochachtung würdig ist. Häßlicher sind schon jene Gräfinnen und Vicomtessen, die noch immer nicht gelernt zu haben scheinen, daß die Menschenrechte gleich sind, und eine Verachtung der „Canaille" an den Tag legen, die ihnen schon vom moralischen Standpunkte aus unschön steht. Oelsner beobachtete diese Prätensionen in unmittelbarer Nähe. Auch die bonapartistischen und liberalen Elemente werden uns bei aller Zufälligkeit der Mittheilungen doch mit Wahrheit geschildert. Die Opposition in der Kammer bildete sich erst zu ihrem festeren Bestande. Von den Doctrinairs saßen damals in ihr acht, schreibe a ch t Mitglieder! Und diese winzige Minorität sollte zwanzig Jahre später das französische Ministerium bilden und gleichsam das Elixir der längsten Lebensdauer gefunden haben. Trost für alle Minoritäten unserer Tage! Jenes kleine Häuflein barg Guizot in seinem Schooße, dem Oelsner schon damals jenes moralische Uebergewicht zuerkennt, wodurch sich dieser Staatsmann noch gegenwärtig vor Frankreich mehr erhält, als durch sein Talent. Die Bestrebungen der Radicalen

oder, wie Oelsner sie nach dem Sprachreinigungsfieber von 1819 nennt, der Wurzelwichte stehen noch im Hintergrunde. Dagegen verfolgt er mit spähendem Auge die Umtriebe des damals von den Geschäften entfernten Talleyrand. Dieser spukte wie Samiel hinter Busch und Mauer, überall und nirgends, Verwirrung auf Verwirrung häufend, um sich zuletzt, wenn Alles lichterloh brennen sollte, die Kastanien vom Volke heranlangen zu lassen. Damals muß Scribe die Idee zu Bertrand und Raton gefaßt haben. Talleyrand ist Rantzau und die Julirevolution, zehn Jahre später, Burkenstaff. Die Censurverhältnisse der französischen Bühne waren damals wie die der heutigen deutschen beengt. Scribe konnte erst fünfzehn Jahre später von seinem eben so wahren, wie geistreichen Stoff Gebrauch machen.

Neben den treffenden Persönlichkeitsschilderungen sind Oelsner's politische Grundsätze hervorzuheben. Hier lernt man einen Publicisten kennen, der sich nicht nach einer Theorie, sondern durch die Geschichte gebildet hat. Oelsner steht über seiner Zeit, ohne dieselbe deshalb zu verneinen, ohne sie deshalb zu meistern. Er gehört jener allein richtigen und allein gediegenen Schule der Staatsweisheit an, nach welcher die Politik im Dienste der Zeit stehen, der Wille der Herrschers der Wille der vernünftigen Majorität eines Volkes sein soll. Er glaubt nicht, daß das constitutionelle System die einzig wahre Form der Volksbeglückung ist, aber er beruhigt sich mit dem Gedanken, daß einmal die Völker zu dieser Regierungsform vorläufig Vertrauen gewonnen haben, und warnt alle Staatsmänner, in diesem empfindlichen Punkte klüger sein zu wollen, als der Zeitgeist. Durch das Repräsentativsystem, sagt er, käme die Welt nicht zum Himmelreich, aber eine gute Repräsentation hindere, daß eine Regierung mit ihrem Zeitalter in Widerspruch gerathe, sie bewirke, daß Alles, was ein Volk von Geistesbildung, Sittenbildung, Kraft des Willens besitze, sich in der Regierung selbst darstelle und äußere und diese folglich mit den Fähigkeiten, Ansprüchen und Bedürfnissen der Nation gleichen Schritt halte. Er geht noch weiter. Er beklagt mit Stägemann die Neuerungen der akademischen Jugend und das furchtbare Verdächtigungssystem,

das mit den Karlsbader Beschlüssen über Deutschland gekommen, sagt aber offen, er wisse kein anderes Mittel dagegen, als die Weltverbesserer sämmtlich in die Schule der Erfahrung zu nehmen und ihnen eine Verfassung, die sie für Ambrosia halten, wirklich vorzusetzen; sie würden bald inne werden, daß sie Hausmannskost ist, und von ihrem Schwindelgeiste geheilt werden. „Den Zeitgeist abkapiteln," sagt er S. 153, „ist eitle Mühe." Die Maßstäbe, die für Frankreich passen, wünscht er in den Hauptsachen auch auf Deutschland angewandt, denn durch ganz Europa zöge sich das Bündniß garantirter Staatsverfassungen, das Geld regiere die Welt und man wolle, indem man Steuern zahle, auch wissen, wie sie zum allgemeinen Besten verwandt werden. Dabei ist ihm der Trotz des Zeitgeistes fremd. Er kommt immer und öfter darauf zurück daß eine unbedingte Verweigerung der Steuern zur Anarchie führen würde und deshalb nie in den Befugnissen der Stände liegen könne, eine Lehre, die wir so lange nicht unterschreiben möchten, als die Grenze nicht festgesetzt ist, bis zu welcher ein Ministerium wagen darf, auch ohne den Willen der Kammern zu regieren. Die Briefe Oelsner's dienen zur Anregung solcher und ähnlicher Fragen um so mehr, als sie Bericht erstatten über ein Staatsleben, das sich nach früherer Despotie damals erst in Frankreich in den Anfangsstadien constitutioneller Entwicklung befand.

Ein nicht geringer Theil am Verdienst dieser Briefe gebührt auch ihrem Empfänger. Oelsner, eine rücksichtsvolle, höfliche, in französischer Zuvorkommenheit gebildete Natur, würde kaum gewagt haben, sich über seine Zeit so freimüthig zu ergehen, wenn ihn nicht Stägemann's klarer Weltsinn dazu ermuntert hätte. Leider fehlen auf die Oelsner'schen Briefe Stägemann's Antworten, aber man kann sich eine Vorstellung von ihnen machen, wenn man Stägemann's Bildungshöhe kennt. Die Leistungen dieses Staatsmannes sind der Welt nicht ganz erschlossen. Selbst seine Poesieen sind nur in einen kleinen Kreis von Verehrern gedrungen. Er dichtete mit einem Wohllaut der Sprache, die sich nach classischen Mustern gebildet hatte. Seine Sonette athmen in einer oft zaubervollen Behandlung des Verses, in einem üppigen

Reichthum von Wendungen, Zusammensetzungen und bezeichnenden Beiwörtern eine Reinheit der Empfindung, eine Läuterung der Seele, die mich immer, so oft ich sie las, einwob wie in ein reines, weißes Aetherkleid. Damals, als Oelsner diese Briefe schrieb, schien der Empfänger auf das Leben die frohesten Hoffnungen zu bauen. Preußens neu erwachendes Staatsleben erfüllte ihn. Er gehörte jener Commission an, die eine dem preußischen Staate zu gebende Verfassung auszuarbeiten hatte, er machte diese Verfassung zum Gegenstand seines reifsten Nachdenkens und berechtigte Oelsnern zu dem Refrain seiner Briefe: Wie befindet sich unsere Verfassung, wann kommt sie, ist sie besser als die bayerische? u. s. w. Plötzlich erfuhren die Dinge eine andere Wendung, die Briefe brechen ab und die russischen Oden Stägemann's, des nun Verstorbenen, hat Oelsner nicht mehr erlebt.

Schon diese Gedankenreihe, die ich hier nur ungefähr andeutete, erklärt es, warum der geistreiche und freimüthige Briefwechsel, dessen Veröffentlichung wir Dorow zu danken haben, nach dem Willen der Oelsner'n vorgesetzten Behörden nichts über Politik enthalten sollte. Seine Ansichten wichen zu schroff von denen ab, die nach einer gemeinschaftlichen Verabredung seit 1819 geltend gemacht werden sollten. Es macht einen rührenden Eindruck, zu lesen, wie sehr sich der geistvolle Mann durch seine Zurücksetzung gekränkt fühlte, wenn er bittet, ihn doch nicht ganz zu vergessen und seiner treuen, dem Vaterland geleisteten Dienste eingedenk zu bleiben. Es lag eben in der Wendung der Dinge, daß andere Köpfe in den Vorgrund treten sollten, diejenigen, welche die erkrankten Staatskörper durch heroische Mittel heilen wollten. Oelsner ist als eine einzeln stehende Erscheinung von Varnhagen und Zschokke gewürdigt worden. Er gehörte zu jenen stillen Verdiensten, die ihr lohnendes Bewußtsein in sich selbst finden müssen. Die Fesseln, die seinen reichen Geist beengten, zu sprengen, dazu sah er in seiner Lage keine Möglichkeit, auch fehlte dem bescheidenen Sinn wol das Vertrauen auf die eigene Kraft, der unerschütterliche Glaube an den Beruf zu einer selbstständigen Wirksamkeit. Somit schwankend zwischen

Mögen und Können, Hoffen und Zweifeln, verging er in's Allgemeine, wie so Mancher, dem das Leben Eines zugemessen und das Andere versagt hat.

Shelley.
1837.

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Engländer und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen sei. — Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant. — Shelley! — In dem Augenblick erhielt der Fragende einen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gottesleugner? Der Elende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholt hatte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Genugthuung. Er hört, der Fremde sei nach Genua gereist. Er eilt ihm nach; er will die Mißhandlung rächen. Er findet den Schurken nicht; er ist außer sich, bis er hört, der Mensch sei nach Lissabon gereist. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn in den Fluthen des Mittelländischen Meeres ereilte, längst schon mit halbgebrochenen Augen entgegen. Er verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergegenwärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung genommen wurde. Er galt für einen Gottesleugner, einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrissen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein reiches Glied der englischen Aristokratie, verstieß ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die

Kinder einer Ehe, die er schloß, weil sein Herz einer Anlehnung bedurfte und die durch Scheidung getrennt werden mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh nach Italien, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirnschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie George Sand und selbst köstliche Dichtungen herausgab, nichts, als einige spärlich gesäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, aber unter ihnen einen, der für viele galt, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — das war Shelley recht eigentlich — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie unserm schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber vergegenwärtigen kann, so ist es das Leben Shelley's. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter, gerade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich. Wie Keiner trug er den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue so leichten Entstellung edelster Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und nichts von den Farben des Regenbogens der Ideen versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Ueberzeugung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnpflanze; ich bin Idealist in

einem Grade, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in Jedem was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und her geweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hülfeflehenden; ich schreibe nicht des Ruhms wegen, sondern um mir genugzuthun, ach und ich will aufhören, wenn ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, dämmre dem Tode entgegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte; so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabschrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cästius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine liebe, gute, treue Seele, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten Elasticität emporschnellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Oxford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatsachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwollten. Konnte er nicht England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repressalien an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Aerger austoben konnte. Allein Shelley, dem man nicht so sehr die

Unsittlichkeit, als die offen ausgesprochene Gottesleugnung vorwarf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr diese ihn von sich stieß, desto mehr in sich selbst sich ein. Sein zweites Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen: ein seltnes Glück beim Dichterunglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viel üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Luftig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wenn er sang, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche moderne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung lieh ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form dann schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Dann wußte er der Natur Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie nur Poetisches enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine und löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern eben so lieblich wie großartig sein. Schwollen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er auch in der Tragödie nachgestrebt hat. Es ist bei ihm, als sähe man das heiße Afrika eines Hannibal über das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern ihn wie einen Luftball allmälig aus dem Auge verlor. Ich verstehe nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und

Metaphysik und glaube gewiß zu sein, daß sie allerdings manchmal zu sehr der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre eine gleiche Wirkung gemein hat, die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: Die Cenci Shelley's sind das beste Trauerspiel, das die neuere Zeit hervorgebracht hat und nicht unwürdig eines Shakespeare.

Die Cenci betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähnliche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Wüstling, der sich vor seinen eigenen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigene Tochter und reizt diese durch die ihr angethane sinnliche Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihrem Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich nach ihr hätte benannt werden müssen. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Rache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind ergreifend geschildert. Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Lectüre geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt dies in der negativen Charakteristik der übrigen Personen. Sie entwickeln wenig drastische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, aber sie bewegen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit und haben nicht einmal sichere Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist mit origineller Wahrheit hingestellt und wirksamer als die Uebrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen, aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer von Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley

vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, die heutiges Tages gerade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe der Shakespeare'schen Diction nicht in dessen verblümten, oft schwülstigen Redensarten, sondern in der Sorglosigkeit liegt, so oft ihn diese beschleicht, in der Familiarität des Ausdrucks. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn sich die Gestalten des Dichters ihm analog, ebenbürtig bewegen, wenn sie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntagssprache, die nur das Zeichen des Ungeschicks zur Poesie ist.*)

Schleiermacher.

Unmittelbar nach seinem Tode geschrieben.**)

1832.

Seit einigen Jahren mäht der Tod in den Reihen der deutschen Männer, welche ein in verschwundenen Zeiten erworbenes Capital an Ruhm sicher angelegt haben. Nach der Julirevolution sah sich das Vaterland nach diesen großen Gelehrten, Weltweisen und Staatskundigen um und konnte sie nicht finden. Mit den Renten ihrer Vergangenheit hatten sie sich von dem ernsten Schauplatz der Begebenheiten geflüchtet. Der Tod forschte dann nicht vergebens nach ihnen, der Tod berührte seine Opfer: Barthold Niebuhr, Georg Hegel, Franz Passow und so manchen Andern, an dessen Namen sich reiche und freudige Erinnerungen von ehemals

---

*) Adolph von Schack gab als Student unter dem Namen Felix Adolphi eine Uebersetzung der Cenci heraus.

**) An einer Stelle der mehreren Veröffentlichungen Varnhagen's findet sich die Tagebuchanmerkung, alle Welt sei entrüstet über diesen Artikel, den die Allg. Ztg. gebracht hatte, und forsche dem Verfasser nach. Ich glaube es wohl. Varnhagen glaubte damals selbst, alle Augenblicke würde sich die Thür öffnen und eine Cabinetsordre ihn wieder in den activen Dienst, d. h. die Bekämpfung des Zeitgeistes, zurückrufen.

knüpfen. Die Greisenschaar des deutschen Ruhms wird lichter und das letzte geheimnißvolle schwarze Band, das die einzelnen Häupter zusammenhält, zieht sich immer enger zusammen.

Und wie sie hinsterben, diese hehren Gestalten — sehen wir das Vaterland klagend an ihre Grabesurne treten? Wo ist der Schmerz, dem es sich hingäbe, ungetröstet? Wo die Thräne, die ein vertrauensvolles Wort stillen könnte? Kein Schmerz, keine Thräne; nur stummer Schauer.

Aber in dieser Sprachlosigkeit liegt noch mehr, als in der Apathie, die am Grabe Goethe's stand. Goethe war einem Theil seiner Zeitgenossen längst gestorben; er hatte sie durch sein langes Leben ermüdet. Weit anders bei dem Tode dieser mächtigen Geister, welche in den früheren Tagen aus ihren der Wissenschaft geweihten Museen herausgetreten waren und die Sache des Vaterlandes hatten erklären, schützen, die ihr hatten siegen helfen. Lebten diese Männer noch, als ihre einst so feurigen Zungen plötzlich verstummten und die beredtesten Worte auf ihnen erstorben waren? Da war das verworrene Deutschland, da hatte sich die Jugend an ihre Lehrer anlehnen wollen, dieselbe Jugend, welche sich später tollkühn — in die Gefängnisse stürzte? Wer wußte sie, als sie noch nicht reif waren, zu lenken? Die jungen Männer wollten die Söhne ihres Geistes sein, und entarteten sie da nicht erst, als sie von ihren Vätern enterbt wurden? Man kann nicht leugnen, daß seitdem eine Lauheit gegen unsere Notabilitäten eingetreten ist. Sowohl diejenigen, deren Schülerschaft sie nicht duldeten, als jene Andern, denen ihre Weigerung und Inconsequenz zu Gute kam, beide Partheien gaben dem alten Ruhm wenig Gehör, und man kann sagen, daß diese Erfahrung den Meisten an's Leben gegangen ist.

Schleiermacher's innere Kraft schien unzerstörbar, und doch waren namentlich für ihn die Ereignisse seit der Julirevolution Todesstöße. Wie felsenhart Schleiermacher's Charakter war, so reichte seine Kraft doch nur aus, sich selbst zu beherrschen. Die Begegnisse zerrütteten ihn, nicht, weil er sich dem Schmerz unmännlich hingab, sondern weil er ihn fühlte,

weil er ihn nicht wegleugnen konnte, eben so wenig, wie jene theologischen Begriffe, an die er nicht glaubte und die zu widerlegen er doch so viel weitläufige Dialektik ausspann.

Wer mit Schleiermacher je in Berührung gekommen ist, wird immer bereit sein, zuerst von seinem centripetalen, unverrückten Verstande*) zu sprechen. Um sein ganzes Wesen hatte sich die logische Folgerichtigkeit wie eine Rinde gelegt; es war eine zerstörerische, entmuthigende Kraft, die von ihm ausging. Wie es aber bei Menschen seiner Natur eine immer wiederkehrende Erscheinung ist, so hatte er bei aller logischen Isolirung doch ein moralisches Bedürfniß der Hingebung, das vielleicht nie fordernd, verlangend bei ihm zum Vorschein gekommen ist, wol aber in den geheimen Saiten seines Wesens wiedertönte. Wer ihn in den drei letzten Jahren seines Lebens zu beobachten Gelegenheit hatte, wird eine oft in ihm hervorquellende Weiche bezeugen können, ein Unterliegen, eine Unmacht, gegen den Schmerz anzukämpfen, die Mitleid erregte. Ein häuslicher Unglücksfall gab zu dieser Stimmung die erste Veranlassung oder, um mich richtiger auszudrücken, der Tod seines einzigen Sohnes riß die Schleusen fort, die noch die Gefühle und Selbstgeständnisse eines, vielleicht wußt' er selbst nicht wie, gebrochenen Daseins zurückdämmten. Es war eine treue Gemeinde, die er noch zu elektrisiren vermochte und vor deren Oeffentlichkeit er seitdem mit dem Gefühl einer gewissen Verklärung und eines Bedürfnisses der innersten Mittheilung getreten ist. Seine zahlreichen Zuhörer, die Elite der Bildung Berlins, hatten ihm bei seinem häuslichen Mißgeschick eine Theilnahme bewiesen, die ihn ebenso vernichtete, wie sie ihm wohl that. Zum ersten Mal in seinem Leben, in diesem platonischen Kunstwerk weise berechnender Abwägung seiner Daseinsmomente, hatte er sich gestehen müssen, daß er des Trostes bedurfte, weil der künstliche Bau einer stolzen Vergangenheit morsch zusammenbrach. Schleiermacher predigte seitdem in seiner Kirche mit rührender Ergebung. Die Anlage seiner meisterhaften Vorträge war zwar ihrem Schematismus nach dieselbe geblieben,

*) Steffens war ein centrifugaler Charakter.

aber Ton, Haltung, die Auflösung seiner dialektischen Räthsel war verändert. Man wollte es nicht glauben, konnte sich aber jeden Sonntag davon überzeugen, daß Schleiermacher die Kanzel nicht mehr ohne Thränen verließ.

Wir geben zu, daß der Verlust seines Sohnes und die Ahnung seines eigenen Todes zu einer solchen Stimmung viel beitrugen, möchten aber Denen nicht beipflichten, die sie außerdem zum größten Theil aus einer Wendung seiner theologischen Studien und Resultate erklärt finden wollen. Es ist wahr, daß ihn die Nothwendigkeit, seinen hartnäckig gegen die Dom-Agende geführten Kampf fallen zu lassen, ferner die kurz vor der Juliusrevolution vorgefallene Hallesche Denunciation, welche die Einmischung des Staats in den Streit der Kirche rief, ja vielleicht selbst die erneute Ausgabe seines Systems der christlichen Glaubenslehre mit all den kritischen Ungelegenheiten, die in Deutschland die Erscheinung eines neuen Buches zu begleiten pflegen, unangenehm berührten. Es ist wahr, daß ihn die theologische Partheiung, die Appellation an die Laien, die rücksichtslose Absonderung in rationalistische und supernaturale Systeme und das Drängen der Umstände, sich auf irgend eine Seite hingeben zu sollen, in trübe Stimmung versetzte. Allein wir glauben an keine Inconsequenz theologischer Meinungen bei einem Gelehrten, der in seinen ersten Schriften, in seiner ersten Begrüßung des deutschen Publikums schon all' die Keime ahnen ließ, welche später zu so bewundernswürdiger Vollendung gediehen, und noch weniger bei einem Philosophen, in dessen dialektischen Principien sich keine Momente der Ruhe und der starren, dogmatischen Abschließung finden. Die auffallend dringliche Anempfehlung eines lebendigen und doch resignirenden, die Welt opfernden Christenthums, die wir in Schleiermacher's letzter Kanzelwirksamkeit finden, hatte einen tiefern Grund und hing mit den Bemerkungen zusammen, die unsere Worte des Gedächtnisses eröffneten.

Die Begebenheiten der drei letzten Jahre paßten nicht in die Berechnung, die auch Schleiermacher von seinem Leben gemacht hatte. Es störte ihn, wenn man ihm öffentliche Zumuthungen machte; er wollte von den Partheien nicht citirt

sein und widerrief sogar öffentlich eine Nachricht, welche ein französisches Blatt über seine politische Meinung gegeben hatte, mit witzigen aber matten Worten in der preußischen Staatszeitung. All' die früheren officiellen Mißverhältnisse waren in der That gehoben, seine Regierung hatte Vertrauen zu ihm, Schleiermacher wurde bei Hofe gern gesehen und seines Königs Huld verlieh ihm in einem Orden eine überraschende Auszeichnung. Schleiermacher hatte die Wendung, welche die jüngste Aufregung nehmen würde, kaum geahnt; er stand den Tendenzen des Tags mit offenem Bekenntniß gegenüber. Allen seinen öffentlichen Vorträgen gab er von jetzt an eine Richtung, die sich entschieden gegen das Drohende, Nächste, wandte. Er mag nicht so weit gegangen sein, wie Niebuhr, der eine neue Barbarei fürchtete, aber Schleiermacher sah ein, daß die Zeit *nichts mehr für ihn that*. Die Impulse, die das öffentliche Leben erhielt, kamen von einer Seite her, die mit *seinen* ideellen Bestrebungen in keiner Verbindung mehr stand. Das Terrain hatte sich verändert, die Fragen waren auf eine für ihn verbrecherische Spitze getrieben, alle Voraussetzungen, unter denen ein Mann wie Schleiermacher noch hätte wirken können, waren in der Hast des Augenblicks eingestürzt. Niebuhr fürchtete, man würde keine Achtung mehr vor den Forschungen der Gelehrsamkeit haben: Schleiermacher fürchtete, man würde in Kurzem nach den Tugenden des menschlichen Herzens, Liebe, Vertrauen, Treue vergebens fragen. Dies ist der Schmerz, der den Verstorbenen in seinem letzten Lebensjahre verfolgte. Darum klammerte er sich an das Christenthum, darum weinte er, wenn er den zweiten Theil seiner Vorträge beendet hatte und zur Schlußfolgerung und Exhortation an seine Zuhörer überging. Er fragte nicht geradezu, wo bleibt *Plato*, wo sind *Sokrates* und *Christus*? Wo bleiben die Thatsachen des Herzens? Wo die Hoffnungen der Zukunft? Denn er wußte wohl, daß das Leben mit der Idee niemals in unmittelbarer Berührung steht. Aber die Brücken, die vom Einen in das Andere führten, die sah er überall wie abgerissen. Er verzweifelte, an den übermüthigen Interessen des Augenblicks einen Gesichtspunkt zu entdecken, der eine Aussicht

in die höheren Regionen der Humanität öffnete. Da resignirte er, schloß Auge und Ohr und flehte seine Gemeinde mit Thränen an, nichts zu thun, als zu resigniren und gleich ihm Aug' und Ohr zu schließen. Seine Rede gewann in solchen Augenblicken hinreißenden Zauber. Er ließ Alles, womit die Theologie seit Jahrhunderten den Namen Christi umhüllt hat, zur Seite liegen und trat mit fast schwärmerischer Zuversicht der unmittelbaren Erscheinung des Erlösers immer näher, bis der Theologe (und so ging seine Hingebung in ein dogmatisches Bedürfniß über) in des Gottmenschen Leibhaftigkeit, Persönlichkeit, in der ganzen Wirklichkeit, wie ihn Thomas nach der Auferstehung sah, schwelgen konnte. Schleiermacher stand auf dem Punkte, Alles aufzugeben, wenn er nur noch Christus als Person rettete.

Ich kann hier nicht unterlassen, noch einen besondern, tiefen, zerstörenden Eindruck zu erwähnen, den auf Schleiermacher eine traurige Erfahrung der Tagesgeschichte machte. Wie er sich überredete, daß die Welt nun bald nur noch von materiellen Interessen würde bewegt werden, so schien ihm auch die Cholera geradezu eine Consequenz dieser Richtung, ein Einbruch tellurischer Kräfte, eine dämonische Plage, welche im unmittelbaren Gefolge der siegenden unmoralischen, materiellen Tendenzen gehe. Man kann wol sagen, daß Wenige das grenzenlose Unglück der Cholera so tief empfunden haben, als Schleiermacher, den seine Stellung als christlicher Lehrer zwang, auf den so peinlichen Gedanken der in Berlin und Preußen wüthenden Seuche öfters einzugehen. Sein Idealismus konnte Alles ertragen, Krieg, Noth, andere Uebel, gegen welche sich die Menschheit zu wappnen versteht; aber die Cholera, dieser schmutzige, ekle Tod, die allgemeine Hülflosigkeit selbst der Gelehrten, mit der man sie erwartete, der pestartige Anhauch, der auf alles uns Umgebende und Belebende von ihr überging, dies dünkte ihm eine fast höhnische Reaction der Materie gegen die Idee, eine Consequenz des Zeitgeistes und seiner leichtsinnigen Orgien. Von dieser schmerzhaft-krankhaften Ueberzeugung waren seine öffentlichen Vorträge durchdrungen. Er vermochte dem mächtigen Unbehagen, das auf seine saubere, reinliche Seele eindrang, nicht mehr Widerstand zu leisten

und fand nur Trost in jenem letzten Grunde, dessen wir schon Erwähnung gethan. Es war dann zuweilen eine lächelnde, seinen Thränen sich entringende Hoffnung, wie vielleicht die Summe des hereinbrechenden Materialismus, eben die „Seuche", die Menschen wieder zu Liebe und Eintracht zurückführen könnte, daß sie sich untereinander Beistand leisteten und Einer dem Andern wieder Opfer der Liebe brächte. Dies ist ein Beispiel seiner letzten Dialektik. Männer dagegen, die noch den Muth besaßen, jeder Erscheinung des Lebens in's Auge zu sehen, die in der einbrechenden Aufregung ein Gesetz der Nothwendigkeit fanden und in allen Ausschweifungen der Leidenschaft nur die Zufälligkeit der Gährung — die Vertreter der Lebenslust, des freudigen Vertrauens, des Siegesjubels der Jugend, diese hielten sich seitdem von Schleiermacher, dem zerstoßenen Rohre, entfernt. Seine Hülflosigkeit hörte auf zu rühren, da er ihr sein Leben und sein thätiges Christenthum opferte. Kaum vernarbte Wunden brachen in seiner Nähe wieder auf. So wirkte er, der einst so Starke, zuletzt ermattend, erschlaffend.

Zum Schluß erklären wir, wohl den Widerspruch zu kennen, der gegen diese Darstellung Schleiermacher's von seinen Schülern, seinen Umgebungen, seinen Gemeindegliedern erhoben werden könnte und erhoben ist. Allein es war uns nicht darum zu thun, die unvergeßlichen hohen Tugenden und Vorzüge des Trefflichen, eine allgemeine, unangefochtene Anerkennung, die dem Gelehrten, dem Lehrer, dem Redner gebührte, hier wiederzugeben, sondern ihn als ein Glied der sich immer mehr lösenden Kette unserer großen Männer zu betrachten, als einen öffentlichen Charakter, der zu wenig Stubenmensch war, um sich in seine wissenschaftlichen Gebäude zurückzuziehen, sondern der mit der Zeit fortlebte, ja selbst auf sie eingewirkt hatte. Wenn spätere Zeiten sich auf Schleiermacher berufen, so ist es wichtig, die verschiedenen Gesichtspunkte zu kennen, unter welchen derselbe aufgefaßt werden muß.

Rahel, Bettina, Charlotte Stieglitz.
1835.

Wer einst die organische Entwicklung der neuen deutschen Literatur zeichnen will, darf den Sieg nicht verschweigen, den drei durch Gedanken, durch ein Gedicht und durch eine That ausgezeichnete Frauen über die Gemüther gewannen. Mit Rahel zeichnete sich die höhere Empfänglichkeit, bis zu welcher es weibliche Wesen bringen können, gegen die Folie der gewöhnlichen Frauenbildung ab. Bettina warf auf das Antlitz zahlloser Frauen den rosigen Abglanz einer freieren Anschauung der Menschen und Dinge, so daß sie wieder etwas Dreistes, Großherziges, Naives zu denken und zu sagen wagten. Charlotte Stieglitz endlich ließ in diese heitern Gemälde einen dunkeln Schlagschatten fallen und zeigte, wie groß die Opfer werden können und werden müssen, wenn man aus dem gewöhnlichen Kreise des Handelns und Fühlens heraustritt und von dem verbotenen Baume der modernen Erkenntniß kostet. Wie durch eine göttliche Verabredung ergänzen sich diese drei Gestalten: drei Parzen, die den Faden der neuern Literatur und einer ernstern Ausgleichung der Bildung mit dem, was die Gesellschaft vertragen kann, anlegten, spannen, abschnitten.

Um zunächst das Aeußerlichste zu erwähnen, so gaben Varnhagen's von Ense mannigfache Veröffentlichungen über Persönlichkeiten und deren stillen oder geräuschvolleren Verkehr eine verführerische Anschauung des Bildungsprocesses früherer Literaturphasen. Man konnte in den vielfachen Briefen und feinen Charakteristiken den Gang verfolgen, welchen die Literatur in's Leben und das Leben wieder in die Literatur nimmt. So viel Geheimnisse, als hier gelüftet wurden, gaben eben so viel Bildern, die Varnhagen von Ense um sich zauberte, einen magischen Reiz. Man sah das Große in seinen ersten kleinen Anfängen, man sah das Berühmte im einfachen Haus=

kleide, man konnte die Wirkungen verfolgen, die oft scheinbar unbeachtet gebliebene Schriften auf das Urtheil geistreicher Menschen in der Stille hervorbrachten. Eine Parallele der Anfänge, aus den die romantische Schule hervorging, war mit dem gegenwärtigen Werden und Gebären einer neuen Literatur bald gezogen. Man übertrug die Zeichen des Alten auf das Neue, verglich die Symptome der Vergangenheit mit der Gegenwart und schöpfte Muth, einer feindlichen Abneigung der öffentlichen Thatsachen und den eingewurzelten Vorurtheilen der überwiegenden Anschauungsweisen, Systeme und Bildungen die Spitze zu bieten, auf eine Zukunft der Gewöhnung und Versöhnung hoffend. Ein frommes Vertrauen ermuthigte so die Einen, steigerte sich aber bei den Andern zu einer Zuversicht, die sie ihre Kräfte höher anschlagen ließ, als ihnen, der Erfolg lehrte es, hätte erlaubt sein sollen.

Weit mächtiger wirkte indessen der Gedankeninhalt der Briefe und Tagebücher, die Varnhagen von seiner Gattin herausgab. Die Neuerungslust, die sich auf sittliche Ueberlieferungen geworfen hatte und, seitdem die Franzosen durch ähnliche Erscheinungen beschäftigt wurden, in sich selbst fast eine historische Nothwendigkeit entdeckte, las aus den Briefen der Rahel eine zartkeimende Saat neuer titanischer Ahnungen heraus, die ihre grünen Köpfchen verstohlen über die Fläche des Ueberlieferten hinausstreckte. Noch nie hat es politische Umwälzungen gegeben ohne Angriffe auf die gleichzeitigen moralischen, gesellschaftlichen und religiösen Begriffe. So wie die Reformation sociale Utopismen hervorrief, so wurde noch jede Revolution von einem Zittern begleitet, das sich Allem, was überhaupt in Sitte und Gesetz feststeht, mittheilte. Jeder große Prophet kam in die Verlegenheit, von einem schwärmerischen Anhänger politisch gedeutet zu werden; jeder Held der Geschichte, der mit Riesenkraft alte Formen zertrümmerte, kam in die Lage, sittliche Stimmungen, die ihm zunächst nicht angehörten, als Verbündete neben sich zu dulden. Nur ein Rigorist des Widerspruchs kann ableugnen, daß die durch die Julirevolution geweckte schwankende Bewegung des Zeitgeistes und namentlich die schnelle Bändigung desselben,

die eine Menge zurückgestauter, im vollen Laufe begriffener Gewässer voraussetzt, sich nicht auch andern Fragen, als den politischen, hätte mittheilen müssen. Wie innig Rahel's Nachlaß mit dieser Erscheinung zusammenhängt, beweist das Urtheil, das man unbestreitbar über ihre Andeutungen fällen muß, und zugleich die Berichtigung, die nothwendig doch wieder der übertriebenen Vorstellung vom Werthe derselben zu geben ist. Daß Rahel so Bedenkliches philosophirt hat, scheint mir lediglich die Folge einer gemüthlichen Mißstimmung, eines freudenlosen Blickes in die nächsten Umgebungen und einer allzuschwärmerischen Vorstellung von dem zu sein, was in Zeit und Raum von ihr entfernt lag. Sie quälte sich entweder selbst oder wurde gequält. Da der Geist der Frauen nie schöpferisch wird, so kann ihre höchste Bildung immer nur eine unglaubliche Steigerung der Empfänglichkeit sein. Wie oft erstaunt' ich, das Wesen der mir als geistreich angerühmten Frauen nur in dieser gewandten Beweglichkeit zu finden, mit der sie jeder möglichen Wendung einer Frage, jeder halben und kaum gebornen Idee nachspringen und zu dem Unreellsten ihre scharfsinnigen Consequenzen ziehen. Ich sprach einst Bettina und fand, daß sie mit Sonnenstrahlen spinnt, daß sie aus Klängen Häuser baut. So war auch Rahel nur groß im Anknüpfen, Ausspinnen, Ausbauen dessen, was die Schöpfungskraft der Männer bei Seite liegen läßt. Sie lebte in einer Gedankenatomistik, wo sie in jedem der fast unsichtbaren Molecules eine Kugel sah und Menschen darauf, Flüsse und Seen und Staaten und neue Sitten. Männer würden so negative Gespräche, wie man mit geistreichen Frauen führen kann, unter sich immer abbrechen. Der Idealismus der Männer hat eine reelle Grundlage, eine positive Beziehung. Sie nehmen nicht, wie Frauen zu thun pflegen, das letzte Wort, das man spricht, und machen gleich daraus ein Thema zu einer neuen Frage, und so in's Unendliche fort. Und bei Rahel kam noch eine vielleicht farblose Draperie des Lebens hinzu, ein aschgraues Einerlei der Ohnmacht, schnelles Verkosten eines Genusses, schneller Ueberdruß und jene Zergliederungssucht seiner Freuden, vor welcher Goethe so gewarnt hat. Aus diesen Grundstoffen und Ver=

anlassungen bildeten sich Rahel's vielbesprochene sociale Neuerungskeime, deren Zusammenhang mit neuern Versuchen und Wagnissen ich auch nur darin finden kann, daß in unserer Zeit dieselbe Unbehaglichkeit, auf unserm Horizonte dasselbe zum Menschen- und Sittenhaß reizende trübe Grau liegt. Was das sogenannte „junge Deutschland" ohne Verabredung und ohne Plan in dieser Richtung zu einer deutlicheren Vorstellung auszubilden gewagt hat, war ebenso Folge einer Verstimmung. Man muß mit Schmerzensbanden an die Welt gefesselt sein, muß sein Herz erst dann begreifen lernen, wenn es gebrochen ist, um zu verstehen, was ich hier sagen will. Und ich kenne Herzen, die mich verstehen.

Der Glaube, daß man durch Literatur auf das Leben, durch Dichtung auf Frauenbildung und überhaupt auf eine idealische Verschönerung des Daseins und fast möchte man sagen, auf die Genialisirung der Herzen wirken könne, wurde durch Bettina's Briefwechsel zu einer zauberhaften Gewißheit erhoben. Sie hatte zu Goethe gesagt: es wär' ihr, als müßte sie immer vor ihm tanzen. Dieser zunächst nur kindlich naive Ausdruck ihrer Liebe zu ihm drückt gerade das ganze eigenthümlich magnetische und fast religiöse Verhältniß ihrer Seelen aus. Goethe wirkte auf sie wie ein kräftiger Bogenstrich auf Sand, dessen Klangfigur sie wurde. Wie die Schlangen, befangen vom Blick des indischen Zauberers, tanzen, so verlor Bettina im Anschauen des Genius ihr Individuum und mußte ihm dies, so fühlte sie's wenigstens, im Cultus schwankender Schönheitsbewegungen opfern. Keine Stelle drückt das Magnetisch-Schöne ihres Verhältnisses zu Goethe, wo Liebe, Anbetung und durch beides hervorgerufene eigene Kunst sich vermählten, bezeichnender aus. Welch eine hehre Ahnung des zwischen dem Genius und der naivsten Empfänglichkeit (Bettina kannte kaum Goethe's Schriften) möglichen Verkehrs mußte diese Erscheinung wecken! Nie schien der Literatur eine Huldigung dargebracht, die schwärmerischer war. Die Schranken der spröden Convenienz fielen, wo ein Genius lächelte. Die Rückhaltsgedanken des im Leben Ueblichen und Hergebrachten entschlummerten unbewußt, wenn das Große und Erhabene sein

Auge aufschlug und die zarte weiße Geisterhand ausstreckte. Ein Verkehr seliger Genien schien hienieden möglich zu werden: die Gesetze waren nur noch Blumengewinde, womit sich Engel scherzend umschlangen. Man konnte glauben an ein Leben im blauen Aetherlicht der Ideenwelt, wo die Brust von irdischen Dünsten nicht mehr beängstigt athmet, sondern wo freie, reine Himmelsluft, wie auf hohen Bergen, den Busen hebt und erweitert. Waren neue Ideen da oder sollten auch nur die alten in's Leben gerufen werden, hier sah man ein Beispiel, einen Versuch, der schon gemacht war. Mußte man ihn, da sich bald kalte anekdotische Ergänzungen in das Verhältniß Goethe's und Bettina's eindrängten, auch mißlungen nennen, so war doch etwas davon übrig geblieben, ein Gedicht.*)

Und wurde dies Gedicht durch die kalte Reaction der Wirklichkeit, als Bettina und Goethe der Poesie, die sie um sich gewoben hatten, nicht mehr gewachsen waren, eine Elegie, so erhob es Charlotte Stieglitz, als sie den Dolch ergriff, zur Tragödie. An diesem traurigen Ereignisse sah man, daß die Wunden, die man sich selbst im ungewissen Drange und Zorne schlug, bis an's Leben gehen konnten. Was man getrieben hatte, war ein Spiel gewesen, dem nun die Laune des Schicksals ein ernsthaftes Ende gab. So gaukelt ein Schmerz in den Worten eines Freundes, der uns mit lächelnder Miene belehrt, und wir wittern nicht, daß sich dahinter Ernst verbirgt. Die Gewitter des Lebens ziehen nicht wie am Himmel herauf, drohend, in finstern Wolken, lange voraus zu berechnen; sondern wolkenlos ist der Tag, die Sonne scheint wie zum Feste und plötzlich zuckt der Blitz durch die im Nu sich verfinsternde Aussicht. Wenn wir, des Endes uns nicht bewußt, einen Anfang wagen, den Gedanken denken ohne System, Stein' auf Steine fügen ohne Riß, Gott auch außerhalb des Himmels zu suchen uns vermessen und mit Dämonen scherzen, ohne die Hölle zu betreten, so fällt doch plötzlich das Gatter in's Thor, wir sind abgeschlossen, ohne Rückkehr, der Verzweiflung preisgegeben, während wir

*) Leider mußte man später sagen: Eine Täuschung.

kaum zu scherzen geschienen hatten. Zweifel und Glauben sind von sich so fern wie Leben und Tod, und doch rinnt nichts leichter ineinander als diese. Das unglückliche Ende jener Frau mochte herbeigeführt sein durch eigene oder ihres Gatten Thorheit, durch Liebe oder durch Erkaltung, durch freiwillige oder gezwungene Entsagung, Entsinnlichung oder Uebergeistigung; darüber ist noch keine Auskunft zu geben; allein entschieden ist, daß man ihrem Tode eine Deutung auf den Kampf der Idee mit der Wirklichkeit gab, daß sie, wenn auch mit eigenen Lebens- und Charakterbeziehungen, ein Opfer jener Conflicte genannt werden konnte, in welche Rahel's verdrießliche und Bettina's überschwängliche Beurtheilung der Menschen und Verhältnisse gerathen mußten. Wie sehr das Alles auf gährende und dichterische Gemüther einwirkte, wird man begreifen, wenn ich gestehe, daß ich den Roman: Wally, die Zweiflerin, nicht geschrieben haben würde, ohne den Tod der Stieglitz. In sternenhellen Winternächten begiebt sich mehr, als wir am Ofen träumen. Man kann edel sein und weiß doch nicht, was noch edler ist. Man hat über die Dinge, die hieher gehören und die ich verschweigen will, mit viel Vernunft, aber mit wenig Wahrheit geurtheilt. Ja es giebt sogar Irrthümer, die schöner sind, als das Richtige.

Seit dem Tode des jungen Jerusalem und dem Morde Sand's ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der eigenhändige Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethe's besäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben. Es sind moderne Culturzustände, die sich hier durchkreuzen, und doch ist der Grabeshügel, der aus ihnen hervorragt, wieder in solchem Grade Original, daß die Phantasie des Dichters lebendiger nicht befruchtet werden kann.

Ein Geistlicher hat an dem winterlichen Grabe dieser armen Frau über ihr Beginnen den Fluch ausgesprochen. Das war wol seines Amtes. Aber wir sind nicht Alle ordinirt und auf das Symbol geschworen. Und doch hörte man rings von ungeheurer Verirrung summen, Nervenschwäche, falscher Lectüre, Alles schlägt sich stolz an seine Brust, die

schon etwas aushalten kann, und kehrt pfiffig die Eingeweide seines Verstandes heraus, um zu zeigen, wie gesund, ohne Verknotung, ohne allen Mangel sie sind. Sie zeigen lachend die Matrikel ihres Lebens, das sie in Gotha bei Arnoldi versichert haben, und furchtsame, aber kühne Philosophen behaupten den alten dummen Satz, daß Selbstmord die unzulänglichste Feigheit verrathe. Wenige nur ahnen es, daß hier eine Culturtragödie aufgeführt wurde und die Heldin des Stücks bis auf den letzten Moment für zurechnungsfähig erklärt werden muß, wenigstens vor einem Tribunal, das vollkommen die Wehen unserer Zeit versteht. Es kommt hier überhaupt nicht auf das Urtheil an, sondern auf die Erklärung.

Das erste Motiv des tragischen Actes ist auch hier die Liebe; es war ein Opfer, das die Frau ihrem Manne brachte. Aber diese Liebe war eine volle, gesättigte; eine Liebe, die sich an großen Thatsachen erwärmt und die allein im Stande ist, Männer zu beglücken. Es war nicht eine allgemeine, durch das Band der Gewohnheit zusammengehaltene Neigung, die sich bei den meisten Frauen zuletzt auf die Thatsache der Kinder wirft und von diesen aus den Mann nur noch mit einem matten, wenn auch treuen Feuer umfängt. Es war noch weniger jene egoistische Liebe der Schönheit, die sich um ihrer selbst willen nur hingiebt, da, wo sie Anbetung findet. Sondern ein anderes Ideal der Liebe lag hier vor, eine objectiv angelegte Liebe, eine Liebe, die sich auf Thatsachen stützt, die für beide Theile des Bandes gemeinschaftliche waren, eine Weltansicht, wechselseitige Zulänglichkeit, auf das Lebensprincip des Wachsthums und des Erkenntnisses. Diese Liebe war erfüllt, sie hatte Staffage. Beide Theile standen sich gleich und Eins durfte für das Andere nicht verantwortlich sein. Ideen vermittelten hier Kuß und Umarmung. Sinnlicher Platonismus waltete; und ich glaube, die jungen Männer des Jahrhunderts werden nicht eher glücklich sein, bis die Liebe nicht überall wieder diesen idealen Charakter angenommen hat, den sie sogar vor vierzig Jahren schon hatte.

Charlotte hatte vor dem Todesstoße noch in Rahel's Briefen gelesen. Rahel würde ihren Gemahl nie haben

so unglücklich machen können, denn sie wollte keine Resultate, wie Charlotte; sie ergab sich nur dialektischen Umtrieben, dem Genuß, die Dinge von einem ihr nicht angebornen Standpunkt anzusehen: Rahel zog, wie Lessing, das Suchen der Wahrheit der Wahrheit selbst vor. Charlotte kannte diese Resignation des Gedankens nicht; sie war kein Zögling der Frivolität, wie Rahel, zu deren Füßen die Mirabeaus und Catilinas des preußischen Staats und der Periode 1806 gesessen hatten.

Rahel war Negation, Brillantfeuer, Skepticismus, innerer Geist. Sie nahm keinen Gedanken auf, wie er ihr gegeben wurde, sondern wühlte sich in ihn hinein und zerbröckelte ihn in eine Menge von Gedankenkörnern, die immer die Form des Geistreichen und ein Drittel von der Physiognomie der Wahrheit hatten. Rahel unterhandelte mit dem Gedanken; sie war kein Weib der That: wie kann sie Selbstmord lehren! Charlotte dagegen war Position, dichterisch, gläubig, immer Seele. Sie beugte sich vor den Riesengedanken der Zeit und der Thatsache, und ihr Geist fing erst da an sich zu entfalten, wo es galt, diese Gedanken zu ordnen. Charlotte war System. Weil sie nicht Alles combiniren konnte, was die Zeit brachte (können wir's denn?), so blieb ihr nichts übrig, als ihr großer, starker Wille. Charlotte konnte sterben auch ohne Rahel.

Wie aber und wodurch Alles auf diese Höhe kam, das wird nur durch Heinrich Stieglitz einzusehen sein; denn wir sagten schon, daß hier nichts ohne die Liebe war. Heinrich Stieglitz, wie man ihn früher in Berlin sah im braunen Rock und Quäkerhut, luftdurchschneidend, in keck berechneter Haltung, ging aus den Bildungselementen hervor, die vorzugsweise die Berliner seit zehn Jahren charakterisirt haben. Ein Jude, getauft, liebte er Hegel, Goethe, die Griechen, die Philologie, die preußische Geschicht eund die deutsche Freiheit, russisches Naturleben, polnische Begeisterung, Alles durcheinander. Nebenbei mußte er auf der königlichen Bibliothek in Berlin mit Bedienten und Dienstmädchen verkehren, die für ihre Herrschaft die entlehnten Bücher holten, über welche er ein

Register führte. Himmel, Erde und Hölle lagen hier ziemlich nahe beieinander. Wo Einheit? Wo Ziel und Ende?

Stieglitz dichtete; man wollte es nicht zugeben, daß er originell war. Natürlich! Es ist ja Alles so öd und trist in Deutschland, die Dinge sind subjective Geschmacksache geworden, und da, wo in der Restaurationszeit Geist, Leben oder meinetwegen auch nur das Aufsehen war und die Tonangabe, überall fand Stieglitz Widerspruch. Er, der mit Hafiz schwelgte und auf den asiatischen Gebirgsrücken gesattelt saß, gerieth in Gefechte mit Saphir. Seine Ideale wurden ihm profanirt. Auch Menzel wies ihn kalt zurück, weil er keine Einseitigkeit antraf. Die Julirevolution brach an und ergriff seine Muse, wie seine Meinung. Da erschienen „Lieder eines Deutschen", den Tiersparti vergötternd und doch von den Repräsentanten des Tiersparti, aus Inconsequenz, wieder nicht recht eigentlich anerkannt. Wo ein Ausweg? Stieglitz liebte die Goethe'sche Poesie und die Freiheit und konnte keine Brücke finden. Er fühlte sich unheimlich in den Systemen, die ihn zunächst umgaben; die Fragen der Welt fanden Eingang in sein empfängliches Herz. Aber auch hier wieder soll Alles Meinung, Wahrheit, die Prosa der Parthei sein. Ist denn wirklich die Freiheit ohne Schönheit? Kann man nicht mehr Dichter für sich sein und doch ein Stolz für die Patrioten, wie es früher war, wo der alte Grenadier sang?

Der unglückliche Dichter ging noch weiter in seiner Verzweiflung. Er saß im Schimmer der nächtlichen Dichterlampe, Ruhe auf der Straße, das weiße Papier, das Leichenhemd der Unsterblichkeit, durstig nach Worten der Unsterblichkeit vor ihm. Im Nebenzimmer schlägt Charlotte zuweilen das Klavier an. Der Dichter hat Thränen im Auge. Denn war ihm eine andere Leiter zum Himmel im Augenblicke sichtbar, als die, die sich aus einem solchen zitternden Tone aufbaute? Wo ist Wahrheit? Wo Licht, Leben, Freiheit? Wo ist Alles, was man haben muß, um — ein großer Dichter zu sein? Das ist's! Wo ist der Haß eines Dante, rechter, tiefer Ghibellinischer Haß? Wo die Blindheit eines Milton? Wo der Bettelstab Homer's? Wo die Situation eines Byron, geschaffen aus eigenem Frevel und aus der ricochettirenden Rache

des Himmels? Wo Wahrheit und ein großes, stachelndes, unglückliches Leben? Ach, nichts als Lüge, heiterer Sonnenschein, reichliches Auskommen und der Bekanntschaft lästiger Besuch! Der arme Heinrich liegt krank an der Miselsucht, wo ist des „Meigers“ Tochter, die sich für ihn opfere?

Ich meine es aufrichtig mit diesen Worten und fühle, welche tragische Wahrheit in ihnen liegt. Sie drücken den Schmerz unserer poetischen Jugend aus, von welcher die altkluge öffentliche Meinung verlangt, daß sie sich zusammenschaaren solle und sich aneinander reihe, um das zu besingen, was die Weltgeschichte dichtet. So fühl' ich wenigstens; vielleicht dachte Stieglitz anders. Vielleicht dachte er an seine Verse und abstrahirte vom Momente; vielleicht dachte er an die Stellung in der Literaturgeschichte und an die Sonderbarkeit, daß gerade Homer, Virgil, Ariost, Petrarca zu ihrer Zeit so viel „gemacht“ haben und Heinrich Stieglitz jetzt gar nichts; vielleicht dachte er nur an die harmlose Persönlichkeit, wie sich diese zu allen Zeiten, unabhängig von den Zeiten, dichterisch ausgesprochen hat: kurz, er fand, daß man eine großartige Staffage seines Schicksals haben müsse, um originell zu sein in der Lyrik, erhaben im Drama, interessant im sogenannten Infanteristenausdruck, in der oratio pedestris, und lechzte nach einem Ereigniß, das sein Inneres revolutioniren sollte!

Thöricht, wenn man Stieglitz den Vorwurf macht, daß er seine Gattin in diesen Strudel hineinriß. Sie mußte doch wahrhaftig wissen, was seine Stirn in Runzeln zog, und mußte theilen, was an seinem Wesen nagte. Sie stand auf der Höhe, sein Unglück zu begreifen. Sie fühlte, daß dem Manne eine Staffage seiner so nüchternen Begeisterung fehlte. Das gewöhnliche Geschwätz der Tanten, die ein Interdict legen auf Annäherungen zwischen ihren Nichten und sogenannten Schöngeistern, Kraftgenies, Demagogen, die Philisterei großer und patriotischer Städte, die ihren Töchtern nur angestellte und officielle Jünglinge zu lieben erlaubt und jedem Manne, der Bücher macht, den Rath giebt, unbeweibt zu bleiben, der lieben Kinder, des Brotes und der Poesie selbst wegen, die ja besser gedeihe ohne bürgerliche Rücksichten

und Witwenkassen; diese ganze Misere kam doch wol nicht in Charlottens erhabene Seele. Es ist falsch, ihr geschwätzigen Robberspielerinnen und Ehefrauen aus der gemäßigten Zone, wenn ihr glaubt, die närrische Doctorin Stieglitz, das beklagenswerthe Wesen, habe sich deshalb — beendigt, wollen wir's nennen, um ihrem Mann Ruhe zu schaffen, ihn aus dem Bereich der vierwöchentlichen Wäsche zu bringen und ihm die Sorgen zu ersparen: was werden wir essen? was werden wir trinken? Daran dachte sie nicht. Nicht Ruhe, sondern Erhebung, titanische Verzweiflung gönnte sie ihrem Manne. Sie gab sich als Opfer hin, nicht um ihn zu heilen, sondern um ihn in tiefe Krankheit zu werfen. Sie wollte seiner Melancholie einen grellen, blutrothen, und ach! nur zu gewissen Grund geben. Sie wollte ihn von der Lüge befreien. Sie gab sich hin dem Tode, jung, liebreizend, mitten im Winter, gleichgültig gegen die Hoffnung des Frühlings, resignirt auf den gewiß für sie noch bestimmt gewesenen langen Faden der Parze, bereit, das Geheimniß des Todes zu erproben, lange, lange vor dem Müssen, resignirt auf jede Freude und Anmuth, die in der Zukunft noch für sie blühen konnte... Die That ist nun geschehen. Das Grab ist stille. Schnee bedeckt den Hügel. Die Neugier ist befriedigt. Was soll man schließen? Ihr nichts: wir Alle nichts. Was soll Heinrich Stieglitz? Armer Ueberlebender! Du bist ein trauriger unglücklicher Rest. Dein Unglück, das nun da ist, ist ohne Energie. Dein Unglück überragt dich! Du bist ihm nicht gewachsen! Was wirst du thun? Die ungeheure That besingen? Gewiß, ein Todtenopfer steht dir an. Dante hätte dieser Anregung nicht bedurft; Goethe auch nicht. Willst du die Thatsache überwinden, sie aufnehmen in dein Blut und unterbringen in den Zusammenhang deiner Gedanken, so mußt du so groß sein, wie Dante und Goethe. Wirst du öffentlich von dem Opfer zehren, das im Geheimen dir die Liebe gebracht hat? Ich beschwöre dich, bring' an das Risiko deiner Verse nicht den gewaltigen Schmerz heran, den du empfindest! In diesem Ganzen liegt zu viel Erhabenheit, daß nicht das Ende eine — Komödie sein müßte. Wahrlich,

Poesie wäre dann hier nichts mehr; das Motiv und die Staffage ist größer, als Das, was sich darauf bauen läßt. Es ist nicht mehr die Welt, in der hier etwas Seltenes vorgegangen ist, sondern ein enger Raum von vier Wänden, eine Bühne von drei Wänden; es ist eine Tragödie. Aber noch ist die Tragödie nicht vollständig. Willst du sie abrunden?

Charlotte Stieglitz ist an zwei Irrthümern gestorben, die beide denselben Gegenstand betrafen und von denen einer den andern ablöste. Im Anfang glaubte sie an die Poesie ihres Mannes, sie wühlte in seinem langen Haare, sie erschrak vor dem Trotz seines Auges, sie dachte sich in Heinrich Stieglitz einen Adler, der auf dem höchsten Gipfel des Parnasses horstete. Alles, was das liebende Mädchen Großes und Stolzes von Männern ahnte, was sie Erhabenes in der handelnden Hälfte des vierfüßigen Begriffes: Mensch voraussetzte, glaubte sie in ihrem Verlobten anzutreffen. Da war kein kühnes Bild, kein prometheisches Gleichniß, das sie nicht auf ihn angewandt hätte. Das war ihr erster Irrthum, sie glaubte sich mit einem Titanen zu vermählen.

Als sie von diesem ersten zurückkam, verfiel sie in den zweiten. Nachdem sie eine schlaffe, ermüdete, selbstquälerische Natur angetroffen hatte, einen Dichter mit verbrauchten Bildern, einen Gelehrten mit klaffenden Wissenslücken, als aus seinem Munde die Vergangenheit statt der Gegenwart, der Orient statt des Vaterlandes, die Goethe'sche Reminiscenz statt des Genies sprach, da gab sie ihn verloren und irrte dahin. Sie glaubte, daß er noch anders werden könnte. Seine Zukunft wollte sie retten, sein Fundament, seine Mitgift der Natur, Alles, wozu er werden konnte unter andern Voraussetzungen, in Griechenland als Verbannter, in der Wüste Sahara als Pilger, in seiner Einbildungskraft und Hypochondrie als ein Thor. Sie wollte ihn retten. Sie wollte ihm die Lüge aus seinen ermatteten Augen wischen, wollte das Einerlei einer ewigen Selbsttäuschung von den vier Wänden nehmen, die ihn umgaben, wollte ihm die classische Wahrheit statt der romantischen Hypothese geben.

Beide Irrthümer würden nie mit dem Tode der Frau

geendet haben, hätten sie nicht in einer und derselben Betrachtung ihr gemeinschaftliches Band gefunden. Diese Betrachtung war religiös christlicher Art. Sie war so viel als Resignation und Opfertod und drückte sich in der männlichen, energischen Frau nicht phantastisch, sondern bürgerlich und wirthschaftlich aus. Ihr erster Schmerz bei ihrem ersten Irrthum war die Nothwendigkeit einer gewissen Existenz gewesen, in welche sie den Geliebten durch ihre Liebe versetzt hatte. Sie ertrug es schwer, daß ein Titan an der Kette gehen, ein Bote des Olymps ein Unterkommen bei der Königlichen Bibliothek suchen mußte. Schmerzhaft dachte sie: mir kleinen, überflüssigen Frau zu Gefallen, um meine Küsse und Umarmungen zu haben, um mir des Jahres zwei neue Kleider auf den Leib zu schaffen, steigt da ein (umgekehrter) Ganymed vom Himmel und notirt als Königlicher Custos Bücher, die man von einer öffentlichen Anstalt entleiht! Damals schon war sie dem Tode näher als dem Leben.

Der Gedanke der Aufopferung wurzelte fest in diesem kleinen holdseligen Kopfe, der so viel Ernst und Muth umschloß. Denn die Frauen sind seltsam. Ihre kleine Welt beherrscht sie ganz. Aufopferung war die Brücke, die vom ersten zum zweiten Irrthum führte. Sie war so fromm und gläubig, daß sie es sich nicht möglich dachte, ein Mißgriff könnte den andern ablösen. Im zweiten müßte sie das Rechte treffen, sann sie: der Faden, der sie durch das Labyrinth führte, sei die Liebe. Wann ich stürbe, dachte sie, würd' ich seine Zukunft erlösen und in sein Dichten und Trachten die Erinnerung eines gräßlichen Moments flechten, wie einen rothen Faden in Schiffstaue. Der Schlüssel seiner Zukunft würde wie in dem Märchen in Blut gefallen sein und kein Versuch ihm gelingen, vom Metall die Spur seiner die Götter versuchenden Trägheit abzuwischen. Tummle dich, Heinrich, in den Wirren der Welt! Verscheuche durch stolze und erhabene Leistungen die üble Nachrede, die mein Tod über deinen Namen bringt! Zeige dich gefaßt, nicht aus Kälte oder Schwäche (die Schwächlinge sind bald beruhigt), sondern aus einem Entschluß, der nachhaltig, der so riesengroß ist, daß er über dein ganzes künftiges Leben einen Versöhnungs-

schatten wirst! So dachte sie und gab sich in einer December-nacht selbst den Tod, um eine Zeit der Zukunft, wo Advent auf jedem Antlitz strahlt und der Kranke des Frühlings harrt.

Die in dem „Denkmal Charlottens" erschienenen Briefe, Bemerkungen und Tagebuchauszüge beurkunden keine Denkerin wie Rahel, keine Dichterin wie Bettina, aber einen starken Willen, eine ungewöhnliche Kraft im Dulden, Bildungsfähigkeit, ein edles Weib. Manches, was aus ihrem Munde kommt, ist artig gesagt: Styl und Urtheil sind scharf ausgeprägt. Man sieht hier eines jener schönen weiblichen Wesen, die uns zum Glück noch oft begegnen: nicht originell, nicht begünstigt von der Natur, etwas ernst, schwer und nachsinnend im Begreifen: nicht einmal besonders arrondirt in den weiten Gebieten des Wissensnöthigen; aber glau und munter sich dafür interessirend, zuweilen gespornt vom edelsten Ehrgeiz, sinnig zuhörend bei ernstem Gespräch und aus tiefster Naivetät zuweilen dialektische Momente spendend, die der Debatte eine neue Wendung geben. Charlotten die Production anzurathen, war jedenfalls ein Mißgriff, der sich aus der Freude entschuldigen läßt, wenn man so viel Liebe, Zartheit, Unschuld für die Literatur hätte erobern und auch von Andern bewundert sehen können.

Der Biograph (Theodor Mundt) ordnete den reichlich vorliegenden Stoff mit umsichtigem Blick und hielt sich in seinem eigenen Urtheil der Gerechtigkeit so nahe, als es persönliche Rücksichten gestatteten. Es muß einst eine Revision der Acten dieses Processes geben, die außerhalb des Mundt'schen Buches liegt. Wir freuen uns nur, daß der Biograph diese weitere Appellation anzuerkennen scheint und nichts vorwegnimmt, was sonst noch dem Einen oder Andern in dieser Sache moralisch angerechnet werden kann. Besonders anziehend ist der sentimentale Schmelz in Mundt's Darstellung, eine elegische Gestrecktheit und poetische Blumenfülle des Styls, die wir überall unnatürlich finden sollten, die aber hier so an ihrer Stelle ist, daß wir sie ungern vermissen würden. Auch des Darstellers Schwelgerei in Schilderung poetischer Beziehungen, in Ausschmückung des Gedankens, die Frau eines Dichters zu

sein, ist etwas, das hier dem kalten, stoischen, pietistischen Urtheil der Menge gegenüber Wirkung hat. Denn es gehört Muth dazu, diesen altklugen Menschen, die sich auf ihre Zufriedenheit und auf sich selbst so viel einbilden und kein einziges Martyrium kennen, als die jeweiligen kleinen Störungen des Optimismus, gegenüber zu trotzen auf Rosen und zarte Gefühlsergüsse, ja selbst auf den preisgegebenen, bemitleideten, bürgerlich mißgeachteten Namen eines Dichters. Oft glaubt man den Biographen für sich selbst streiten zu hören, wo er doch nur von sich die Farben lieh, um Das auszumalen, was Charlotte Glorienhaftes mit Recht in der Dichtkunst, mit Unrecht in ihrem Gatten zu sehen glaubte.

Ein Besuch bei Bettinen.

1837.

Es war an einem kalten, regnerischen Tage des Spätherbstes. „Unter den Linden" in Berlin waren die Bäume von ihrer gelben Last (nur wenn sie grün sind, sind die Blätter dem Baum eine Freude) befreit; auch die Säle der Kunstausstellung, die für den schwindenden Sommer in Berlin immer einen Ersatz an ästhetischen Anschauungen zu geben pflegen, waren schon geschlossen. Mich fröstelte selbst im Ueberzieher. Mit einiger Befangenheit blickte ich zu den Fenstern jener märchenhaften Erscheinung, Bettina Brentano, hinauf, die mitten in dem enggeschnürten Dasein unserer modernen Beziehungen den Muth gehabt hatte, ein K i n d zu bleiben und ihre Empfindungen auszusprechen, ohne die Folien zu bedenken, die heute das Große, Erhabene und Schöne erwägen muß, um für groß, erhaben und schön anerkannt zu werden.

Es ist ein eigenes Gefühl, geistig von einem Namen angeregt, längst schon mit seinen ideellen Beziehungen vertraut zu sein und zu den Phantasieen, die man sich von einer

Erscheinung innerhalb der Kunst oder Wissenschaft gebildet hat, nun das leibhafte Gegenbild in Wirklichkeit zu sehen. Eine Persönlichkeit, die wir uns nur genienhaft denken konnten oder erhaben wie den olympischen Zeus oder phantastisch wie einen Sänger zu Ossian's Zeiten, tritt uns im Frack oder Warschauer Schlafrock oder im weiblichen Negligé mit Haarwickeln entgegen und wir wissen nicht, sollen wir bei der Begrüßung zuerst an Knigge oder an die Stellung denken, die der Begrüßte im Reich der Geister einnimmt. Wir mühen uns lange, bis wir die Vorstellungen, die wir von dem hohen Geiste vorgefaßt hatten, wieder gesammelt haben in den Kreis der bürgerlichen Sphäre, in der wir unsern Angebeteten begrüßen. Wie viel große Denker und Dichter giebt es leider, zwischen deren äußerm Auftreten und ihren geistigen Gebilden eine so unermeßliche Kluft liegt, daß wir in dem Einen kaum das Andere wiedererkennen! Die Wahrheit ihres Genies ist bei ihnen nicht zur Wahrheit des Menschen geworden. Wenn man einen Dichter, der uns oft den Vorhang vom dunkeln Geisterreiche hinwegzog und uns in die Sphären einer Unsterblichkeit hineinblicken ließ, die ihm gewiß genug ist, wenn man ihn z. B. mit einem Jabot sieht, auf dem gelbe Tabacksflecken auf die Gewohnheit eines narkotischen Tropfenfalles schließen lassen; das ginge noch. Aber wenn wir die persönliche Bekanntschaft eines Philosophen, dessen Moralgesetz die Selbstbeherrschung ist, mit einem Wortwechsel anknüpfen, über dessen Gelärm und Gezänk wir ihn betreffen, während ein Hund dazwischenbellt, die Hausfrau eine Terrine zerschlägt und die Kinder schreien, da kann man wol sagen, daß große Menschen wie Landschaften aus einer gewissen Entfernung gesehen werden müssen und daß das Genie immer klein dastünde, würde man seine Geschichte nach den Mittheilungen seines Kammerdieners schreiben.

Bei Bettina hab' ich mich aber nicht getäuscht. Ich dachte mir: Ein Wesen, das in seiner Jugend ein Elfenkind war, kann im Alter nur eine Zauberin, eine Norne werden. Und so traf ich sie. Es lag mir etwas Dämonisches in ihrer Erscheinung; ich fühlte es, daß sie der Natur näher stand, als ich. Ein grauer Schlafrock, ohne Eleganz, umschloß kleine

und behende Glieder. Bettina ist von mittlerem Wuchs, behend, schmächtig, in ihrer Jugend gewiß wie eine Gazelle. Noch hat sie die schönen Augen einer Gazelle, aber auch das Zitternde, Ungewisse des Thierauges, sie ist hierin der Natur näher, als wir, die wir unsere Blicke zügeln und sie nicht vor unsern Gedanken vorausschießen lassen. Schönes, schwarzes, ich möchte sagen, römisch-katholisches Haar verriethen zwei Locken, die vorn über die Stirn heruntergeglitten und das Ansehen eines gebrannten Toupets hatten, das, im Nebel feucht geworden, sich auflöst. Die Kräuselung wollte nicht Stich halten, die beiden Locken hätten eben so gut zwei Zöpfe werden können. Mit unruhiger Behendigkeit lief Bettina in dem fast möbellosen Zimmer von einer Reliquie zur andern; da war Goethe im Kreise seiner Eltern gemalt, da hingen Gypsabgüsse von Schinkel'schen und ihren eigenen Basreliefs, da lagen Mappen mit Cartons und Zeichnungen, ein Flügel stand in der Nähe, und wenn Bettina nicht von einem zum andern hüpfte, um mir etwas zu erklären, so saß sie unruhig auf dem Sopha und zerpflückte während des Sprechens eine Oblate nach der andern, die sie aus einem Kästchen langte. Eine so fiebernde Aufregung! Es ist in ihr Alles Leben — und das Lebenszeichen des Lebens ist Zerstörung. Sie hörte während zwei Stunden, wo ich sie sprach, nicht auf, Oblaten zu zerpflücken.

Diese zwei Stunden einer mir unvergeßlichen Unterhaltung rauschten wie Secunden vorüber. Wir sprachen über Alles und hätten doch, als wir schieden, erst anfangen mögen! Diese Vielseitigkeit, diese Gedankensprünge, diese geistreiche Formgebung im Momente, dieses neckische Spiel mit der Wahrheit oder mit dem Schein derselben — es bezauberte. Als ich aufstand und unten auf der Straße die wunderbaren Eindrücke zusammenhalten wollte, war es mir, als wär' ich aus einem Tropfbade gekommen oder als hätte ich auf einer üppigen Weinranke schwebend gesessen und wäre von allen Seiten her wie aus unsichtbaren Felsenöffnungen mit einem ununterbrochenen Staubregen geneckt worden. Auch so frei und frisch, so gestärkt fühlte ich mich nach diesem geistigen Bade. Ich begriff nun wol, was sie mir selbst mit

jener kleinen Koketterie, die eben zu den Reizen ihrer Erscheinung gehört, erzählte, daß Schleiermacher, wenn dieser in der Akademie hätte über einen philosophischen Gegenstand lesen müssen, ihr sagte: „Bettina, schreib mir über Musik, über Liebe, kurz über das, was ich abzuhandeln habe, einen Bogen voll von Deinem Zeuge auf!“ „Er brauchte es zwar nicht,“ sagte sie; „aber es regte ihn an.“ Und gewiß, die schaffende Gedankenarbeit in vielen Genien wird gesteigerter, schwungreicher, hören sie in der Ferne Musik. Auch Gedanken eines Andern können für unser eigenes Denken geistige Resonanz werden. Schleiermacher kam in die Region, wo er nach einem positiven Resultate strebte, wenn ihm Bettina das, was bei ihm Gedanke werden mußte, als Klang, naive Intuition aussprach.

Worüber ich mit Bettinen verhandelte, darüber ein andermal. Will man ihren Geist genießen, so bemerke ich nur noch dies, daß man sich nichts daraus machen muß, wenn man sich selbst lächerlich erscheint. Sie, eine gaukelnde Sylphide, ist dem bedächtigen Ernst des Mannes immer im Vorsprung. Man berührt eine Frage, will sie ergründen, aber Bettinen ist es nur um einen Blitzstreifen zu thun, der plötzlich darauf fällt, der einen magischen Schimmer auf die Frage gleiten läßt, sie auf einen Augenblick prächtig erleuchtet, als platzte eine Leuchtkugel im Mondenschein — dann ist's aus und wieder Nacht. Der geistvollste Mann ist ihr gegenüber, da sie nicht Stich hält, sondern immer springt und abschweift, ein Pedant. Sie wirft dir ein Paradoxon an den Kopf, du sinnst darüber, willst Aufklärung und wirst von ihr wie ein Bär im Kreise herumgeführt; sie spottet deiner Gründlichkeit; sie ist nur Poet.

Bettina spricht noch immer ihr Frankfurter Deutsch, eine bequeme Sprache, die sich's mit den Endsylben leicht macht, viel unnützes, widerspenstiges Consonantenvolk schnell verschluckt und die Vocale nach Belieben lang oder kurz beim Kragen nimmt. Sie ist damit so resolut wie es gewiß auch die Frau Rath war.

Bettina hat eine Hand, so weiß, zart gepflegt und magnetisch, daß sie nie aufhören wird, Lippen anzuziehen.

Bettinens Königsbuch.
1843.

Nîl divini a me alienum puto.

Wie man nach einem Mittagsmahl, wo man beizende Speisen zu sich genommen, die uns austrocknen und einen brennenden, kaum zu ertragenden Durst erzeugen, einen Trunk des reinsten, erquickendsten Quellwassers die verschmachtende Kehle hinunterschüttet und mit Wollust die gleichsam benetzte Lunge zum Athmen ausdehnt, so erquickt, so erfrischt das neue Königsbuch Bettinens. Im Krystallglase ihrer stylistischen Schönheiten, mit all' den wunderlichen, eingeschliffenen Blumen ihrer gewohnten Darstellungsweise kredenzt die anmuthige Zauberin uns diesmal nicht etwa berauschenden Schaumwein, der uns die Welt im phantastischen Rosenlichte zeigen soll, nicht südliches Rebenblut, durchduftet von den Blüthen des Orients oder gewürzt von zerstoßenen Perlen der Märchenwelt, sondern diesmal nur reine, frische Quellfluth, reines krystallhelles Naß vom Born der Natur, aus der Cisterne der gesunden Vernunft. O welche Labung, dies herrliche, gedankenklare, gesinnungsfrische Buch! Nach so viel tausend gewürzten Speisen, die uns die Philosophie dieser Tage aufgetischt hat, nach dieser täglichen salzigen Häringskost unserer modernen Literatur, nach diesem ewigen Sauerkohl unserer philisterhaften Denk-, Schreib-, Lese- und Lebensmethode ein solches Buch! Ein solcher Trunk aus den Bergen, ein volles Glas, wo die Felsenkühle mit tausend Tropfen die innere Wand beschlägt! All' ihr modernen Rheinweinpoeten und knallenden Champagnersänger, das konntet ihr nicht geben, was Bettina giebt: Labung und Kühlung, Erquickung und Stärkung, Trost für das Vergangene und Muth für das Werdende!

Das neue Königsbuch dieser merkwürdigen Frau ist kein Buch in dem Sinne, daß es wie herbstliches Geblätter eine

Weile rascheln und unterm Winterschnee vergessen sein wird, sondern es ist ein Ereigniß, eine That, die weit über den Begriff eines Buchs hinausfliegt. „Dies Buch gehört dem König", es gehört der Welt. Es gehört der Geschichte an, wie Dante's Komödie, Machiavell's Fürst, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft. Es sagt Dinge, die noch niemand gesagt hat, die aber, weil sie von Millionen gefühlt werden, gesagt werden mußten. Man wird diese Dinge bestreiten, man wird des Frauenmundes, der sie ausspricht, spotten und man bestreitet und spottet schon lustig in den Allgemeinen und gemeinen Zeitungen unserer Tage. Aber bei Erscheinungen dieser Art heißt es, das starke Ende kommt nach. Mit des kühnen Strauß Leben Jesu ging es ebenso. Vor dem wahrhaft Bedeutenden erschrickt man erst, ehe man vor ihm niederfällt.

Wer noch nicht nach den beiden kleinen Bänden gegriffen hat, wer noch schwankt, ob man ein Buch interessant finden soll, das man nicht wie einen Roman in einem Zuge, sondern in den „bekannten sieben Zügen", wie die Studenten sagen, austrinken und in sich aufnehmen muß, dem diene Folgendes als Erläuterung: Das merkwürdige Buch trägt seinen persischen Titel mit vollem Recht. Es ist keine Affectation in diesem Titel. Dies Buch gehört wirklich dem König und mußte so heißen, durfte nicht anders. Es ist ein Brief, ein offener Brief, an den König geschrieben und geradezu an Friedrich Wilhelm IV. Es ist eine Adresse der Zeit, von einem Weibe, einer muthigen Prophetin verfaßt und deshalb von Tausenden von Männerunterschriften bedeckt, weil Bettina hier nur das Organ einer allgemeinen Ansicht, die kühne Vorrednerin ist, die Jeanne d'Arc, die nicht mit ihrem Arme, sondern mit ihrer Begeisterung, mit ihrem Glauben das Vaterland retten will. Traurig genug, daß nur ein Weib das sagen durfte, was jeden Mann hinter Schloß und Riegel würde gebracht haben. In diesem wunderbaren Zusammentreffen von Umständen, in diesem Zufall, daß eine Frau, der man die „Wunderlichkeit" um ihres Genies und ihrer gesellschaftlichen Stellung willen nachsieht, aufsteht und eine Kritik unserer heutigen Politik, eine Kritik

der Religion und der Gesellschaft veröffentlicht, wie sie vor ihr Tausende gedacht, aber nicht Einer so resolut, so heroisch, so reformatorisch-großartig ausgesprochen hat, darin liegt etwas, was göttliche Vorsehung ist. Dem bedrängten Kampfe der Zeit ist ein Engel mit feurigem Schwerte zum Entsatz gekommen. Windet euch, baut Bücher auf Bücher auf, sprecht Anathem über Anathem, die Macht einer Inspiration, die Macht einer Offenbarung, ausgesprochen in einem Weibe, das keine Professur, keine Ehre und irdische Anerkennung haben will, diese Gluth einer Ueberzeugung, die sich wie ein feuriger Strom durch die Lande wälzen wird, ist nicht zu dämpfen, nicht auszulöschen. Den Handschuh für die Freiheit wirft hier die Poesie hin; und die Poesie ist immer ein Ritter, gegen den alle Streiche in die Luft fahren.

Bettina gehört zu denen, die ohne Falsch wie die Tauben, aber auch klug wie die Schlangen sind. Sie redet zunächst nicht zum König von Preußen. Sie malt zwar seine Politik, die Politik seiner Rathgeber, sie malt einen gewissen Minister nach dem Leben, aber, ihrer Poesie und dem „Anstand" gemäß, kleidet sie ihre Polemik in das Gewand der Allegorie. Sie spricht scheinbar von anno 7, scheinbar von Frankfurt am Main und Napoleon, und läßt die Frau Rath, Goethe's Mutter, statt ihrer reden. Sentimentale und Tartüffe-Gemüther, die immer wollen, daß man die Sachen von den Personen trennt uud deren steter Jammer die „Indiscretionen" sind, werden es schreckhaft finden, wie man der in geweihter christlicher Erde auf dem Frankfurter Friedhof schlummernden Frau Rath die Verantwortung so himmelstürmender Gedanken, wie ihr Bettina in den Mund legt, andichten kann. Wer aber zu Schleiermacher's Füßen gesessen, weiß, welche Rolle Sokrates in Platon's Dialogen spielt. Xenophon, der vom Sokrates auch berichtet hat, mag den anregenden Lehrer nur die Dinge reden lassen, die er wirklich gesprochen, Plato aber machte aus Sokrates einen Begriff, eine poetische Individualität, wie sie der Dramatiker schafft. Sokrates spricht beim Plato, was Plato will. Und Sokrates wird dafür im Jenseits nicht mit Plato zürnen. Der Vater ist verantwortlich für den Sohn, der Staat für den Bürger (Bettina führt

diese Pflicht mit besonderer Vorliebe aus), der Lehrer für den Schüler. Von großen Menschen bleiben die Genien nachwirkend und leben fort in dem, was aus ihrem Geist geboren wird. Und so ist auch jenes Dämonion, jene höhere Weihe und plötzliche Offenbarung, die der Frau Rath innewohnte, wie dem Sokrates, nicht mit ihr verweht und verflogen, sondern hat mit geisterhaften Fittichen erst ihren Sohn Wolfgang umrauscht und umrauscht noch jetzt Bettinen, die es wagen darf, den kühnen Heldengeist jener Frau mitten unter den Truggespenstern des Tages zu citiren und sie von den Grimms, von Ranke und Humboldt reden zu lassen, als wenn sie vom Pfarrer Stein und vom Bürgermeister von Holzhausen redete.

Der erste Band des Königsbuches ist der Religion, der zweite dem Staate gewidmet. Die Beweisführung in beiden ist die des ursprünglichsten Radicalismus. Ein Geist, gefesselt seit Jahrhunderten an Vorurtheil, Lug und Trug, ein Genius, niedergehalten von tausend Rücksichten der Selbsttäuschung und Denkohnmacht, scheint sich hier zu erheben, wie Pegasus aus dem Joche auffliegt mit seinen geflügelten Hufen, der Bahn der Sonnenrosse zu. Wie die rosenfingerige Eos streut Bettina Morgenröthe aus. Sie hat die Tafel eines neuen Gesetzes in ihren kühnen Händen, noch sind sie leer; aber nicht ein Wort der Lügen, die darauf standen und die sie mit dem Hauche ihres Mundes von ihnen tilgte, wird künftig wieder auf ihnen stehen dürfen. Sie giebt Negation, aber in der Negation die vollste Positivität des freien Menschengeistes. Diese Freiheit ist keine indische. Sie ist kein Behagen, keine träumerische Wollust in sich selbst, sondern ringende, kämpfende Freiheit, griechische Freiheit, wie sich diese in der Palästra, in der Akademie, auf den olympischen Spielen erprobte. Auch diese Freiheit baut, aber nicht lichtscheue Kapellen im Waldesdunkel, sondern freischwebende Warten und Tempel auf den luftigen Bergeshöhen. Die blinkende Axt bahnt den Weg durch Gestrüpp und Genist nicht in's blinde, wilde Ungefähr hinein, sondern nach einem erhabenen, edlen Plan, nach einem Grundriß, der das All umfaßt, Gotteswürde und Menschenwohl. Sie ist conservativ diese Polemik im höchsten, majestätischen Styl; denn was verdiente mehr

conservirt zu werden, als die Natur, die Vernunft und der freie Geist!

Die übliche, salarirte, verdammende und seligsprechende Theologie unserer Zeit wird über den ersten Band ihr schwarzes Kleid zerreißen und siebenmal Wehe! rufen. Dieser erste Band steht vom christlichen Standpunkte auf dem Fundament einer absoluten Glaubensunfähigkeit. Bettina weist hier jede Vermittlung zwischen der Vernunft und dem Dogma ab. Kein mystisches Blinzeln mehr mit den geheimnißvollen Möglichkeiten der Nachtseite des Lebens, keine Deutung mehr, keine Allegorie, sondern die einfache Frage: Kann Wein Wasser, kann Wasser Wein werden? Man sage nicht, daß sich Bettina durch diese absolute Negation des Christenthums ganz aus den Voraussetzungen der modernen Welt herauseskamotirt. Ein Blick auf unsere Zeit und ihre wissenschaftlichen Kämpfe lehrt, daß für die Freiheit schon unendlich viel gewonnen wäre, könnten wir nur auf der Hälfte des Weges, den Bettina schon zurücklegte, Hütten und Zelte bauen, geschweige Kirchen im Sinne dieser Hälfte.

Eingreifender aber noch und unmittelbarer wirkend ist der zweite Band. Man hat diese Parthie des Buches communistisch genannt. Man höre, was er enthält, und erstaune über dies sonderbare Neuwort: Communismus. Ist die heißeste, glühendste Menschenliebe Communismus, dann steht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird.

Dieser zweite Band ist den Verbrechern und den Armen gewidmet. Man hat schon drucken lassen, Bettina wolle die Verbrecher zu Märtyrern stempeln und zöge die Diebe den ehrlichen Leuten vor. Das letzte ist kindisch, das erste ist wahr. Man schreibt so viel Bände über die Gefängnisse, über die Verbrecher, über die Straftheorieen, man stiftet auch Besserungsanstalten, und doch bleibt es unwiderleglich, daß die wahre Politik, die Politik im Lichte unserer Zeit, die sein sollte, den Verbrechen zuvorzukommen. Mögen wir nun an die ursprünglich gute oder ursprünglich böse Menschennatur glauben, so haben wir doch wenigstens von unserer Erziehung und Bildung einen so hohen Begriff, daß wir von ihrer Anwendung auf die Menschennatur Wunder vorauszusetzen

pflegen. Warum verrichten wir diese Wunder so selten? Warum mißlingen sie so oft? Unsere gewöhnlichen Quacksalbereien müssen doch wol nicht ausreichen, um die immer garstiger werdenden Schäden der Gesellschaft zu heilen. Die alte Leier von den Volksschulen u. s. w. ist ganz verstimmt, sie lockt keinen Hund mehr vom Ofen, geschweige daß sie bezaubere und Menschen zu Menschen mache. Der Cholera gegenüber war es mit aller Medicin aus. Da schuf man neue Spitäler, neue Quarantainen, neue Gesundheitsdistricte und behielt vom Alten nichts mehr, als höchstens die sonst so verachteten Hausmittel. Nun, die moralische Cholera ist da: jeder Winter z. B. in Berlin bringt die sittliche Brechruhr, nicht etwa sporadisch, sondern so allgemein, daß die Gefängnisse keinen Platz haben. Man vermehrt die Zahl der Nachtwächter und Gensdarmen, die Bürger treten zusammen und bilden unter sich eine Sicherheitsgarde. Einer sperrt sich ab gegen den Andern und der Störer dieses atomistischen Staates wird unschädlich gemacht. Wenn eine solche Politik von der Noth des nächsten Augenblicks geboten wird, so muß man sie gelten lassen; erhebt man aber ihren praktischen Werth zur theoretischen, dauernden Bedeutung, so fragt man billig, ist die christliche Welt darum achtzehnhundert Jahre alt geworden? Giebt es keinen Ausweg, die Verbrechen schon im Keime zu ersticken? Ist der Staat immer und ewig nur ein Conglomerat von Egoismus, wo sich nur Der lauter, rein und glücklich erhält, den gleich bei der Wiege die holde Gunst des Zufalls angelächelt hat?

Neulich hat ein Geistlicher an einem vielbesprochenen Grabe ein herrliches Wort gesagt. Die Leiche des im Duell gefallenen Herrn von Göler in Karlsruhe wurde bestattet und der Geistliche, der keinen Beruf hatte, dieser Leiche so zu schmeicheln, wie es die Zeitungen gethan hatten, äußerte in seiner würdigen Rede, als er vom Duell sprach: Er müßte für das Christenthum erröthen, wenn er bedächte, daß der milde Geist der Christuslehre noch so wenig in die Menschheit eingedrungen sei, um nicht Vorkommnisse, wie jenen Streit, für immer unmöglich zu machen. Er sagte: Erröthen! Der Geistliche, ein frommer Diener des Wortes, erröthete für die

geringe Wirkung seiner Lehre. Erröthet wol ein Beamter für den Staat, der ihn besoldet, ein Minister für die Lappalien, die er in seinem Portefeuille einschließt, erröthen unsere Richter — für die Verbrecher? Nein. Höchstens der arme Knecht zittert, der die Delinquenten abthut. Was nennen sie denn noch im neunzehnten Jahrhundert Politik? Was conserviren unsere großen Staatsmänner als sich? Wie ist es möglich, daß durch diese Politik der Bureaukratie, der Edicte, der Verbote, der Allianzen, Paraden, Gleichgewichtsinteressen, Fürstenbegegnungen u. s. w. ein Lichtstrahl jener wahrhaft conservativen Politik dringen kann, die vor allen Dingen den Menschen dem Menschen bewahrt? Bettina erhebt sich, wenn sie auf dieses Gebiet kommt, zur Seherin, zur Prophetin. Sie richtet an den König, dem sie ihr Buch gewidmet hat, so hinreißende, feurige Apostrophen, daß es rührend ist, wenn man sich sagen müßte, der Brief ist unsterblich, aber er wird seine irdische Adresse verfehlen.

Wer im zweiten Bande jede Behauptung der Frau Rath wörtlich verstehen wollte, bewiese nur, daß er zu den Langweiligen gehört. Kein Langweiliger hat Sinn für den Humor. Humoristisch ist aber ein großer Theil der sittlichen Revolutionen zu verstehen, welche die kühne Opponentin mit den Verbrechern zu stiften vorschlägt. Es ist ihr wahrhaftig nicht darum zu thun, einen Räuberhauptmann zum Feldherrn, einen Schinderhannes zum Kriegsminister zu machen, sondern sie beklagt in greller, ihr eigenthümlicher Ausdrucksweise, daß das Capital von Muth, Schlauheit, Standhaftigkeit, das von den Verbrechern consumirt wird, nicht auf edlere und dem Gesammtwohl nützliche Zwecke verwandt wird. Die Dialektik dieser Beweisführungen ist theils Ueberzeugung, theils Neckerei. Es ist durchaus ein Platonisch-Sokratischer Geist, der die kunstvollen Gespräche belebt, mit dem Scharfsinn und dem hohen Fluge der Divination zugleich gepaart, jene Sokratische Ironie, die scherzend die schon gefangenen Vögel der Gegenparthei wieder flattern läßt, um sie nach kurzer Freiheit wieder auf's Neue einzufangen. Fast im schäumenden Uebermaß dieser Ironie sind die „Gespräche mit einer französischen Atzel" geschrieben. Hier ist selbst die Frau Rath die überflügelte.

Der schwarze Vogel auf dem Ofen mit seinen klugen Augen, seiner kecken Federhaube auf dem Kopfe, scheint ein verzauberter Höllenbote zu sein. Der kleine Spitzbube wettert und schimpft, wie ein Kapuziner, der nicht dem Himmel, sondern dem Teufel dient. Er möchte, daß die Welt des Teufels wäre und schwätzt die Dinge, die oben stehen, kopfüber nach unten und umgekehrt. Es wird nicht an Leuten fehlen, welche die Elster beim Wort nehmen und die wilden Plaudereien als baare Blasphemie an die geistlich-weltliche Hermandad denunciren werden. Bettina wäre mit der phantastischen Lyrik ihrer Seele humoristisch genug, für die Atzel aufzutreten und sie zu vertheidigen, wie einst auf einem Concil sogar die Heuschrecken ihren Anwalt fanden. Verschluckte einst eine Ratte eine Hostie und verrichtete Wunder, warum soll der Teufel nicht in eine Atzel fahren? Die Polemik, welche die evangelische Kirchenzeitung gegen diese Atzel eröffnen wird, wird komisch sein.

Das ausgezeichnete Werk behandelt aber zu ernste Fragen, als daß es komisch schließen dürfte. Es schließt mit dem Septimenaccord des tiefsten Schmerzes, es schließt erschütternd, herzzerreißend, tragisch. Wessen Auge über dieser Schilderung des Elends im Berliner Voigtlande verweilen kann, ohne in Thränen zu schwimmen, der muß ein Herz von Marmelstein haben. Bettina theilt die Aufzeichnungen eines edlen Menschen mit, der in dem sogenannten Berliner Voigtlande die von der Armuth bewohnten Häuser durchwanderte, an die Thüren pochte, eintrat und sich nach den Lebensumständen, die hier zusammengepfercht sind, erkundigte. Die Namen sind genannt, die Thüren bezeichnet, hier hört jede Fiction auf. Tausende von Menschen leben hier in Hunger und Kummer, schlafen auf Stroh, stündlich gewärtig, ausgepfändet und auf die Straße geworfen zu werden mit Greisen und Säuglingen, im ewigen Kampf, entweder zu hungern oder zu betteln oder aus Verzweiflung zu stehlen, gehetzt von der Polizei und verlassen von jener Behörde, die ihr nächster Schutz und Schirm sein sollte, der städtischen Armendirection. Für die Mittheilung dieses Gemäldes verdient Bettina den Dank jedes fühlenden Herzens. Jede Thräne dieses Bildes

wiegt die kostbarsten Brillanten einer stylistischen Phantasie auf; dieser echte, lebenswahre Murillo steht höher als jede idealische Transfiguration. Es kriecht Ungeziefer durch diese Farben, aber die Farben sind echt und der Fürst, dem sie ihr Buch widmete, hat in dem Augenblick, als er diese Schilderung las, sicher einen Hofball abbestellt, sicher die Zurüstungen eines glänzenden, nur Staub aufwühlenden Manövers auf die Hälfte des angesetzten Etats reducirt. Denn nicht die Armuth allein durchschneidet hier unser Herz, nein, auch die Schilderung der Tugenden, die noch in der Verzweiflung dieser Menschen nicht erstorben sind, die Schilderung einer hochherzigen Anhänglichkeit an das Vaterland und den Fürsten, die sich selbst in diesen Lumpen noch erhalten hat. Eine arme Bettlerin überbrachte der Ordenscommission fünf Orden, die ihr verstorbener Mann im Freiheitskriege erworben. Die Ordenscommission gab ihr ein für alle Mal fünf Thaler (kaum den äußern Werth der Decorationen) und nun hungert sie. Wenn auch die hohen freisinnigen Philosopheme der kühnen Frau, die dieses Werk geschrieben, von den Menschen, die sie in dem P f a r r e r und dem B ü r g e r m e i s t e r treffend charakterisirt hat, verworfen werden, von diesem A n h a n g kann man nicht glauben, daß er spurlos vorübergehen wird. Nicht nur, daß die Berliner Armendirection, eines der unpopulärsten Institute der Residenz, einer gründlichen Reorganisation unterworfen werden muß, auch die höhere, den ganzen Staat umfassende, ja ich nenne sie die c o m m u n i s t i s c h e Frage: was soll geschehen, um den Menschen dem Menschen zu retten, das Band der Bruderliebe wieder anzuknüpfen und einer unheilschwangern, furchtbar drohenden Zukunft vorzubeugen? Diese Frage wird um Antwort drängen und die Antwort wird nicht in Phrasen, nicht in Almosen, sondern in durchgreifenden Schöpfungen bestehen müssen. Und der edlen Frau, welche diese Frage dicht an den Stufen des Throns aufwirft, auf dem Parkett der eximirten Gesellschaft, unter Luxus, sybaritischer Indolenz und transcendentaler, nichtsnutziger Nasen- und Bonzenweisheit, dieser edlen Frau steht der bescheidene Feldblumenkranz eines solchen Verdienstes prangender, als

weiland ihre schönsten Blumenkronen aus der Periode ihrer romantischen Naturmystik.

Mit beklommener Erwartung sehen alle die, welche von dem Buche ergriffen wurden, auf den, dem es gewidmet ist. Numa Pompilius hatte seine Egeria, eine geheimnißvolle Sibylle, die ihm die Weisheit lehrte, mit der er Rom aus einem Räuberstaate zu einem geordneten Gemeinwesen erhob. Der König von Preußen wird Bettinen nicht zu seinem ersten Minister machen, aber er hat ihr Buch in der Handschrift durchblättert, hat die Widmung gestattet und es mit seinen tausend censurwidrigen Freiheiten vorweg gegen die Verfolgung der Polizei in Schutz genommen. So darf Deutschland und Preußen insbesondere hoffen, daß von der mächtigen Beredtsamkeit einer Feuerseele, die hier im Namen der Zeit, wie eine Prophetin am Wege, ihn angesprochen, wenn nicht ein begeisternder Funke, der zur That zündet, doch eine warme Erregung, welche Schonung und Duldung übt, in ihm zurückgeblieben ist.

Wilhelm Schadow.

1837.

Leicht aufgefaßt ist ein Künstler in seiner Stellung zur Geschichte der Kunst. An seinen Tonschöpfungen, an seinen Gemälden ist bald erkannt, was er zum Fortgange der Musik und Malerei beitrug, seine Leistungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur verstanden zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken sie das Verständniß und schmeicheln sich dem Urtheil mit sinnlicher Gewalt ein.

Allein dennoch hätte man Unrecht, sich diesem ersten Eindruck gänzlich hinzugeben und aus des Künstlers einzelnen, ja aus allen seinen Schöpfungen nach dem bestimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe seines Geistes zu ermessen. Die Bestimmung des Hauches, der in einer Künstler=

seele weht, ist mehr als die Kritik seiner Productionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den spätergebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, daß der Künstler selten noch von dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition getragen wird, sondern eine Masse von Rücksichten, Reflexionen, Vergleichungen und trockenen logischen Begriffen zu verbinden hat. Sein geistiges Auge kann da oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt sein, und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, bleibt doch der Uebergang zur reproductiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegen, die zu luftig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke, angemessen seinem Ursprunge und Bilde verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit mehr nach dem Ideal, als der alte gethan. Dieses schnelle, rücksichtslose Ergreifen des begeisterten Momentes, dieses sorglose, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies factische, immer im Bereich seiner Kunst sich fühlende, genügsame Selbstbewußtsein gab der alten Kunst ein so sicheres, gediegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger stetige anhaltende Kunstintuition besaßen, als sich in ihren unsterblichen Leistungen ausspricht, und daß sie als Künstler und Individuen vielleicht weit tiefer standen, als jener gewaltige Gott, der sie zu Augenblicken ergriff und der sie nie verließ, so lange sie daran arbeiteten, einer seiner Eingebungen das schöne sinnliche Gewand zu geben. All' die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all' die sinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architektonik und Musik des Mittelalters in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtsein der alten Meister unterlegen zu wollen, das würde Vision und keine Geschichte sein. Raphael kann diese Fülle von Kunstphilosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dies jetzt, wo alle Kunst an Vorwegnahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtsein über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstracten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat, wenn er aus Zeitverhältnissen, theoretischen, mit der erlernten Technik eingesogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden nicht blos über das, was die eigenen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, die man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und die oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thront, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voll olympischer Jupiter, voll Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das dennoch davon sich hörbar verkörpert.

Woran liegt dies? An den Heterogeneitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings bessern neuern Gedeihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweckbestimmung verdankt. Die Literatur, die Religion, ja sogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwicklung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst *unterhandelt* mit denen, die nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr niederzufallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weitverzweigt. Nicht blos

besteht er darin, daß der politische Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebsten noch ehe sie geschaffen sind; Vandalismus ist auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künstler nicht blos von Personen und Tendenzen ausgehen, sondern überhaupt alle, die er nicht aus sich selbst an sich macht. Die Verhältnisse sind vandalisch, ja oft sind es die Zwecke, die sich bei gepriesenen Kunstvereinen eingeschlichen haben. Die ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die jonische Durchsichtigkeit des Alterthums. Ein Künstler ist weit mehr ein Geschöpf des Studiums, der Abstraction, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von sich sagt: ich setze mich selbst. Dies sich Setzen und sogleich Negiren, dies Umschlagen, Suchen, Streben, diese Wandelbarkeit, die unzertrennlich ist von einer Zeit, wo die subjectiven Zweifel mit den objectiven Haltlosigkeiten in den meisten Existenzen Hand in Hand gehen, diese stetige Metamorphose macht es unmöglich, daß sich der Künstler mit ruhig lächelndem, seiner Superiorität über die Materie sich bewußtem Auge rings um sich her die Kreise seines Wirkens und Schaffens zieht und allmälig zu einer intensiven Vollkommenheit gelangt, einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgiebt, sondern nur eine höher und höher gesteigerte Potenz ist.

Was ist auch an Raphael und Tizian das eigentlich Charakteristische und Beischmäckige ihrer Schönheit im Guten wie im Bösen anders, als dies classische Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Position, diese Sorglosigkeit über das, was unsern jetzigen Künstlern so große Mühe macht, die Sorglosigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal rasch gefaßten Entschlusses zur außerordentlichsten Höhe? Wir schildern hier etwas, was unsern jetzigen Künstlern unmöglich zu erreichen ist. Denn gerade die Kritik würde es sein, die ihre Beharrlichkeit nicht zu schätzen wüßte und sie fortwährend in Unruhe versetzen würde. Die Kritik ist heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künstler.

Bei keinem neuern Künstler möchten diese einleitenden Bemerkungen so angemessen sein, als bei Wilhelm Scha-

dow. Wenige tragen in ihrer Brust ein so verzehrendes Feuer und wenige streuen nur so die bloße Asche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phasen der modernen Kunstbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu seinem jetzigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plastik seines Vaters, die marmorne Festigkeit eines gesunden körnigen und solidmassiven Styles, sein erstes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte sagen jener Vorstellung ergeben ist, als ließen sich unsichtbar bewirkte geisterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von seines Vaters übereinander geschlagenen, allgemein als allzu husarenmäßig bezeichneten Beinen des alten Zieten auf dem Wilhelmsplatze in Berlin an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fischerknaben der Schadow'schen Schule, welch' eine weite Strecke! Berlins sandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! Dazwischen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow stürzte sich in das äußerste Extrem der neuern Kunstgeschichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fiesole, durch inbrünstiges Gebet dem Pinsel Wunderkraft zu geben; und nun von diesem Aeußersten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetischen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt, nur gut — das ist eine Metamorphose, so consequent, so richtig, und doch von so ungeheurem Umfange, daß man in der Grundstimmung des Schadow'schen Gemüthes gewiß auf eine schmerzliche Empfindlichkeit und sehnsüchtige, bald weiche, bald starrherzige Resignation schließen muß. Ein solches Künstlerleben kann keine außerordentlichen Productionen aufweisen, aber die werthvollsten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit lassen sich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an einem gebrochenen Herzen gescheitert sein; aber der Meister wohnt doch in der klopfenden, wild und mild beweg=

ten Brust. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht vor dem immer verklärten geistigen Auge des Genies, wenn auch dem Raphael wirklich die Hand gefehlt haben sollte, eine einzige seiner großen Vorstellungen auf die Leinwand zu bannen.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger versprochen, als er später leistete. Er war mehr empfänglicher, als ausströmender Natur, zum Maler eben so sehr geboren, wie sein verstorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls Zeichnensfähigkeit, die Anschauung Carstens'scher Cartons, ein vom Vater geschultes praktisches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künstlerischen Bewußtseins und namentlich gerade in praktischen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es sind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwicklungen Hand in Hand gegangen, die technische und die poetische. Er konnte ein Gleichgewicht zwischen beiden nicht herstellen. Er konnte sich nicht im vollen Vertrauen auf sein Schöpfungsvermögen allein dem Streben nach Manier, das damals alle Künstler beseelte, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewissen Fond von zeichnender Technik besitzt und von jeher besessen hat und all' seine Fortschreitung immer nur auf den Inhalt, die Idee seines Malens beschränkte. Schadow schwankte vom Inhalt zur Form, warf sich wieder, von der Form, von der Schule losgelassen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunstschwärmer von der äußersten Rechten, trieb dies lange Zeit mit und sank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, so daß jetzt bei Schadow und seiner Schule weniger von dem Was? als dem Wie? seiner Gemälde gesprochen wird.

In Rom traf der junge Künstler einen Kreis von Kunstgenossen, der von den entgegengesetztesten Anfängen ausging und sich doch in einer und derselben Richtung vereinigte. Die romantische Tendenz der deutschen Literatur hatte sich, ausgegangen zum größten Theile von der Malerei, in ihren Ursprung wieder zurückbegeben. Die Künstler schlossen mit dem Alterthum, das sie zeichnen gelehrt hatte, auch dem allmälig verflogenen antiquarischen Enthusiasmus der Winkelmann=

Mengs-Tischbein'schen Periode ab und vertieften sich in die Dämmerung des Mittelalters, die allmälig durch gelehrte und enthusiastische Lichtstreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor seine barbarische Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, Religion, des Heldengeistes, ja sogar von Phantasten für das goldene Zeitalter der Künste und Wissenschaften gehalten. Namentlich hatte die romantische deutsche Dichterschule einen so wonnevollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erstehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß sich Sitten, Vorstellungen, Tendenzen, ja sogar die Sprache der Deutschen darnach zu modeln anfing und die schwärmerische Regung dem Auslande mittheilte. Der Katholicismus bildete den Mittelpunkt dieser Neuerung. Der bildende Künstler kam auf das Dogma der Inspiration zurück und ließ sich, statt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte sich begeistern ließ, jetzt von der Musik begeistern. Zu lauschen in der Peterskirche den zitternden ausgehaltenen Klängen des Miserere, sich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Visionen, das hinter dem Weihrauchdufte schon in bunten Strahlenbrechungen sich anzukündigen schien — diesen Eindrücken widerstanden die strebenden jungen Männer nicht und fingen an, katholisch zu malen, einige sogar, wie Schadow selbst, katholisch zu werden. Wie man in Rom selbst katholisch werden kann, werden die nie begreifen, die sehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom protestantisch wurde.

Die römischen Thorheiten haben wenigstens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunstjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewisse gläubige Ueberzeugung in die Auffassung und Darstellung der gewählten Gegenstände kam. Der bloße Dilettantismus, den ich sogar in Goethe's Kunstansichten finde, kann Großartiges nicht schaffen. Alles Große ist die Frucht der Begeisterung. Erfüllt von ihrem Gegenstande, verwachsen mit allen Beziehungen desselben, trugen die neuern Künstler, die damals in Rom zusammentrafen, den Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand und erreichten dadurch eine Frische und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Gestal-

tung des Lebens und der Wirklichkeit, die nach dem Vorgange der italienischen Schule nicht wieder möglich geschienen hatte. Die Gestalten schienen verklärt vom warmen Odem des Gemüthes. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zutraf, nicht entnehmen, was der Künstler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, seine Idee, sein Eifer schien an das Gemälde, wenn es auch technisch mißlungen war, festgebannt zu sein und wirkte versöhnend oder peinlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunst entstehen, der auch nicht ausgeblieben ist und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten sich leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abstractionen verwandeln, wozu man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, später nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'sche Schule vom Begriff der Erhabenheit des alten Heldenthums so erfüllt, daß die Gestalten, die dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, die sich sogar in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, so bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem andern Orte*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit macht.

---

*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarth's Kupferstichen.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordnen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf den heimathlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand anlegt, wirkt und schafft, und zwar nach einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen wußte.

Anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt dieselbe Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste rege zu machen, die für Poesie, Beredtsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst leidlich verbreitet war. Das Terrain war zu groß, als daß es Schadow hätte beherrschen können. Ja die Theilnahme, die er für die römischen Kunstoffenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Anderen, die Alle, Jeder in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, die kritisch-skeptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein

guter Lehrer zu sein. Er hat zu viel Selbstständigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier seines eigenen Wesens aufranken zu lassen. Schadow's Empfänglichkeit, die Unentschlossenheit seiner Principien, die skeptische Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachlässigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit seiner Lage unzufrieden ist oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes spukt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Besuch der Akademie aus. Sein Meister will ihn nur an diesem Tage missen. Die Fortschritte sind so, daß auch der Meister erstaunt, den Knieriem fallen läßt und die Mittwochs- und Samstags-Nachmittage noch um so eher frei giebt, als aus dem Handwerk doch nichts mehr Gescheidtes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lectüre, geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht und daran auf's Neue sich verjüngt. Er wärmt sich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, die er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Wir haben hier die Carrière vieler neuern berühmten Künstler gezeichnet.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Bendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stickmustern, Tabacksdosen und Bilderbogen zum Ausmalen für Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfer Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß *sie* das Bindende sei, die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt der ungezwungenste zu sein scheint.

Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Goethe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigene Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dies eine beinahe musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht blos mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens insofern gegen sie machen kann, als sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt sein sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens festhalten zu wollen, den sie selbst für die lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgeben. Wie aber die Münchner Schule viel zu sehr der Plastik nachgiebt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heideland, Tannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer, alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen, und mehr in ihren Schwärmereien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer sein sollte, als die Schwärmerei, zu leben wissen. So scheinen sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach Wahrheit und Schönheit zu seh-

nen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conception des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessing's trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde störte mich von je der Schmerz, der der erste Eindruck ist, den es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhland's Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer blos so oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Bendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da, wo das Gemälde sogar in die epigrammatische Kürze des Schlosses am Meer von Uhland übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Princip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schmachten und Düfteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem, was sich den Sinnen zärtlich einschmeichelt. Die Düsseldorfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde auszugießen. Das ist unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es giebt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten von der Plastik) ausgedrückt werden können und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde, wenn nicht zu den Noten Worte gehörten. Solche dämmernde, luftgestaltete Momente sind Goethe's Fischerknabe, Erlkönig, Bürger's Leonore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun blos in Verse bringen oder malen oder in Musik setzen, nie eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch Zuthaten von Seiten der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche nothwendige Thätigkeit stört aber beim

Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Mißdeutung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die düsseldorfsche Schule, tappend in jenen Erlkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtsein über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trauriges produciren. Erst ein trauerndes Königspaar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurchgehen, bis, um ein berlinisches Sprichwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Lohgerbern gleichen werden, denen die Felle, die goldnen Vließe ihres Ideals, weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremias auf denen von Jerusalem — das alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erfassen, weil Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerstörung um ihn her, das Meer und Roms Morgenröthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatralisches Stück, eine Schilderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Das wahrhaft Tragische in einer solchen Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wiederzugeben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Fratze herum. Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus. Die Münchner Romantik kann man nur mit jener heidelbergischen Periode unserer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görres, Brentano, Arnim eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, das wir Veranlassung haben werden, in der Skizze über Herrn von Raumer näher anzudeuten.

Ich schließe diese Bemerkungen mit dem Wunsche, es

möchte ein begabter Kopf auftreten und Lessing's Laokoon neu für unsere Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gähren, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und blos Antheilnehmenden. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe auf's Neue die Grenzen gezogen werden, die der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat.

Friedrich von Raumer.

1837.

Herr von Raumer pflegt auf der Berliner Universität seine Vorlesungen in jenem Zimmer zu halten, wo die jungen Theologen ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es weht immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns Studenten dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger local als persönlich beginnen und habe vom Ort nur gesprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft vom Localen abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine Allgemeine Geschichte, ohne Heft, ein kleiner schmächtiger Mann, mit einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische Gourmandise, die auf den Zügen liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden und ist unter sehr herzlichen Bewillkommnungen seiner Zuhörer allmälig auf den Katheder gestiegen, wo er die vergangene Lection zu recapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumer's Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt andeutete. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation; allein es fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an jener Vollsaftigkeit, die zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gusikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekommt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Uebungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten in's Zwanzigste, manchmal auch wol vom Hundertsten in's Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinander nestelnd, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, seinen Vergleichungen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen zieht, dieser oft sehr kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reductionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keineswegs aber schreiben kann. Herrn von Raumer's Cursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehrungsquelle, die jungen Männern auf der Universität erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumer's Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle seine Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter einer Beamtenmeinung giebt. Die Einen halten die Geschichte für eine große Anekdote und kramen in ihr mit der Neugier Alles wissen zu wollen. So der treffliche Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. So die

Philosophen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt und die Geschichte nur deshalb macht, um gewisse Abstractionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht dadurch, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Facta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform heruntererzählt und das Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben, die Republiken und Despotieen waren zu allen Zeiten gleich was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft, die Uebervölkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert u. s. w. Kurz, Herr von Raumer geht von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederhole sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Moral, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu brauchen pflegt und die ihm oft das Ansehen geben, als schilderte er die Geschichte nur, um die Thatsachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verletzt damit die Selbstständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen für seine ideellen Lieblingsneigungen.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen und hat das Unglück gehabt, die Authenticität seiner Forschungen, seiner Quellenstudien bezweifelt zu sehen. Seine Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellenbeiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar

das Lob des Geschmacks und der Eleganz, auch das Zugeständniß einer feinen Urtheilsgabe nicht ausschloß, doch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machte, der für einen Mann des Katheders empfindlich ist. Herr von Raumer trägt selbst die Schuld an diesem wahrscheinlich falschen Vorwurf. Seine Behendigkeit, sein praktischer Blick, seine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, seine Apropos und vor Allem eine gewisse Administrationsphysiognomie des Interesses geben ihm das Ansehen des Dilettantismus, dessen guter Eigenschaften er sich ja auch mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer in Paris Kritiken an Madame Crelinger schreibt, sollte man noch nicht so eilig schließen, könnte er dort keine lateinischen Manuscripte eingesehen haben. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Schlosser ist hier nur der, jener kennt die Schauspielerinnen unserer Zeit und dieser diejenigen, die im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrte sind in ihrer Art Petitmaitres, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unserer Zeit zu schreiben, Schlosser studirt über die Moden, die schon eine Antiquität geworden sind.

Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugestehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Räsonnirende Statistik möchte man den Vorzug Herrn von Raumer's nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuer. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, für die Nationalökonomie und überhaupt für die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein geometrisches Gesetz entdecken kann, da findet er ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classificiren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abstecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Dar=

stellung derselben die logischen Lichter aufzusetzen. Die Constructionshistoriker manipuliren die Geschichte, als säßen sie im sausenden Webstuhle der Zeit. Sie machen die Geschichte nach, wie sie der Weltgeist selbst gemacht hat. In anderem Sinne möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe sein Handwerk als Weberei; er schürzt hie und da einen Knoten, schlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen seiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer lustig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende ist und einmal in Paris oder in London wieder Neues gesponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder als „England im Jahre 1835" im Buchhandel zu erscheinen. Herr von Raumer zeigt sich dem Publikum im Zustande des Avant, Pendant und Après seiner Studien. Seine Rastlosigkeit gestattet ihm, sich öffentlich in seiner schriftstellerischen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit diese Mittheilungslust, die sich bis auf rohe Materialien erstreckt, übel genommen. Allein hätte man sich eingestanden, daß Herrn von Raumer's wahrer Kern die räsonnirende Statistik ist, so würde man finden, daß zwischen seinen ausgearbeiteten Geschichtswerken und den Materialien dazu ein sehr unschuldiger, natürlicher Uebergang stattfindet.

Herr von Raumer begann seine Laufbahn im Cabinet des Fürsten Hardenberg. Eine unbegrenzte Liebe zu den historischen Wissenschaften vermochte ihn, seine Stellung aufzugeben und eine Breslauer Professur anzunehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben angedeutete administrative Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo diese ehrenwerthe Provinzialhauptstadt, als gewesener Herd der preußischen Nationalbewaffnung, einen Aufschwung erhalten hatte, dem zuerst die Universität und der Turnergeist, später das Theater und die Literatur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhalfen. Eine gewisse ästhetische Frivolität kann man der letzten Epoche der damaligen Breslauer Blüthenperiode nicht absprechen. Es

waren mancherlei gesellige, besonders theatralische Elemente, die gerade damals, wie überall in der Restaurationszeit, einen erheiternden Zusammenstoß in Schlesien feierten. Herr von Raumer nahm mit schalkischer Laune an dieser Stimmung Theil und mischte etwas Liberalismus, etwas Statistik und Hohenstaufenschwärmerei zu solcher lebluſtigen Existenz hinzu. Will man einen sprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, so lese man seine Reise nach Venedig, ein Buch, das theils von Machiavell, theils von Adam Smith, theils von Thümmel geschrieben sein könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige italienische Gegenden und Wirthshausscenen beschrieben, zum großen Theil aber Witze, und mitunter ganz gute, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmälig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, worin die ledernen Hosen des Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tieck- und Solger'sche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein anderer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige sich zur Erhabenheit gruppirende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete bei vielen deutschen Gelehrten. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde geschwärmt, viel Tragödien begannen

sich zu dichten; selbst bis in die moskowitischen Wälder, wo damals noch Raupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Enthusiasmus versetzen wollte; denn die Geschichte ist seine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion steht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, sondern nur kleine Erfahrungssätze, kleine Maximen, kleine Analogieen durchspricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, so muß es von einem andern Gebiete kommen. Herr von Raumer ist Supernaturalist, in der Religion zum kleinern Theil, zum überwiegenden in der Aesthetik. Er nimmt an, daß es gewisse versperrte Grenzen des Gedankens giebt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewisse, doch Wahrscheinliche heraustasten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, so ist es diese fröhliche und an ihm beinahe anomale mystische Kopfhängerei. Er kann fünfundfünfzig Minuten hintereinander scherzen und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewisse Glasur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Mystikern zu sehen gewohnt ist. Herr von Raumer spricht dann gewöhnlich von der Gründung der Christuslehre, vom heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Assisi oder von der Solger'schen Ironie, welche letztere ihm der Ausdruck dieses Kampfes zwischen dem klugen und muntern Verstande und einer angebornen Herzenssehnsucht ist, eines Kampfes, dessen Schlachtfelder oft genug in seinem Innern liegen.

Das Gemisch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutschland mehre Stufen erlebt. Die erste war die, auf welcher Görres noch in München steht und auf welcher sich sein Sohn mit dem Grafen Pocci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem sie kindisch-kindlich mit dem Heiligen spielen, Bilderbücher für alte Leute machen, Poesieen, wo die Unbe-

holfenheit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wiedergegeben wird. Derjenige, der denn doch in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-märkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Dieser war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es störte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie fett und vom Kamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tieck nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigene Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herrn von Raumer's eigenthümlicher Gemüthsbeschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Ansehen zu geben. Diese Ironie hat Herrn von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von entschiedenen Partheigängern ihm so heftig, (und, wenn man dabei noch gar verlangt, jede Originalität solle sich vom Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen,) fast unbillig vorgeworfen ist.

Zunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß jener trockene gesunde Verstand es war, der Herrn von Raumer trieb, sich bei der durch die Julirevolution geweckten politischen Discussion nach Kräften einzumischen. Er gab seine Entwicklung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus und war vielleicht nur durch die erste Abfassung und durch die Scheu, die jeder freie Mann vor seiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widersprechenden, Unbestimmten, des zweifelhaft Gelassenen eine große Parthie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen ist diese Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die ein-

zelnen Theile der Darstellung stehen in keinem systematischen Zusammenhange, die Entwicklung hat die Form des Fragmentarischen und Beiläufigen und geht selten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, die sich unter der Hand der Geschichte bildeten, doch statuiren muß, ohne darum Hegelianer zu sein. Herr von Raumer hat überhaupt in dieser Schrift seine große Hinneigung zum Formellen und Unwesentlichen an den Tag gelegt, er hat sich wieder den Vorwurf müssen gefallen lassen, von den Einen, daß er auf die Wissenschaft, von den Andern, daß er sogar auf die Wahrheit dilettire. Er hat die Ueberzeugung fast immer als eine Geschmackssache dargestellt und nicht verbergen können, wie sehr die geistreiche Motivirung, die Form und der oft nur sprachliche Ausdruck der verschiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf sein Urtheil einfließen. Es herrscht weniger eine stricte Philosophie in dem Werke, als ein Maßstab, der vom Theater, von der Kunst, von der Literatur überhaupt auf eine Branche der letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand hier weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer könnte eine bestimmte Meinung eben gefaßt haben und in dem Momente widerspräche der Verfasser von the Beauteful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraussetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen seiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer gemildert. Es giebt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wol das Gefühl der Isolirung, das Herrn von Raumer in seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und hie und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch

nur die geringste Concession ohne Klausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, die der Fanatismus für sich in Anspruch nehmen könnte. Andere Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegel'sche Schule, die juristisch-pietistischen Faust- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen Antheilnahme an der hoffentlich nur provisorischen Censuranstalt erstreckten. Dazu kommt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Tieck'schen Talentes, der Mangel aller Ironie in unserer ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spaßes und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Partheiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeußerlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protestation gegen Verhältnisse, die ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederholte, an sämmtliche deutsche Zeitungsredactionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reiste er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil hervorzuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklame bedeuten? Sollte sie ihn vor der englischen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher" genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten" hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie unter freisinnigen Verhältnissen hätte geschehen können? Ich glaube das Letztere, ich glaube an die Verstimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wol der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte.

Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen „verstorbenen“ Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick erreichen, wo er sich entschloß, nie wieder nach England zurückzukehren. Auch Herr von Raumer suchte das high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung in's Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leichter zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfüralleseinteressirer zur Beachtung darboten, und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von John Russel im Parlamente citirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem kothigen Humor, den die Engländer Kritik zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadels: Du kommst nach England als ein Bewunderer deiner heimathlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionair spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Opposition nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, die bei gewissen Leuten in Berlin doch heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unserer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche offene Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus aus unfähig, fremde Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheilen.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, das ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner raisonni=

renden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drurylane gegeben und wie viel Oxhoft Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrst. Austin hier übersetzt hat, konnten sich die Engländer überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind und daß selbst Männer, die über die Kunst und schöne Literatur sprechen, doch den Viehbestand einer Nation und die Mastungsmethode der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Untersuchungen halten. Finden sich diese Fragen zufällig in der Reise des Herrn von Raumer nicht gelöst, so kann man die Versicherung geben, daß er darüber Notizen mit Freuden würde empfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Raumer, in der unnützen Besorgniß, für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft langweiligen Begriff von Gelehrsamkeit hat. Seine statistisch-archivalischen Expositionen sind selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht durch welche Selbsttäuschung, beilegt. Seine Documente über Friedrich den Großen sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersuchungen über Maria und Elisabeth erschöpfen sich in spitzfindigen und langweiligen Distinctionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umstürzen werden. Kein Mensch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verse mache, aber jedermann fühlt sich durch eine Autorschaft erheitert, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statistik der englischen Essigfabriken sprechen wird. Diese flackernde, irrlichternde Rührigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu isoliren und zu einer persönlichen Grille zu stempeln, der gerade den Beruf zu haben scheint, sich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheil desselben als ein stets mit gleicher Klarheit sichtbarer Leitstern zu dienen.

Möchte der Zweck dieser Skizze nicht verkannt werden! Sie soll einestheils die Person selbst, der sie gilt, veranlassen, sich den Bestrebungen und Verhältnissen der Nation enger

und aufrichtiger anzuschließen; anderntheils aber auch die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancher Seite her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat.

Georg Büchner.
1837.

Um den Ton zu verstehen, worin dieser Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter gehalten ist, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hervorgerufen und durch das Band der Ideale zusammengehalten wurde. Man wechselt Briefe und Zusprüche, tauscht seine Zukunft aus, schüttet sich einander ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen in den Schooß; man spricht sich in trüben Stunden Muth zu, malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht, gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und giebt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte; ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr. Da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andere rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglimmenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, das Echo der Verfolgungen in den Zeitungen durchkreuzt. Man ergreift sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, strebende, muthige, sogar schon seit Monaten, hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Nachwuchsregister unserer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt — schon seit Monden verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir erworben hatte und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen. Es war eine Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte. Noch glaubte ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schooß der Erde. Ich sah ihn seine Waffenrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Ich kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Todtenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunftsträumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, das man noch von sich bewahrheiten und bewähren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen. Junger Kämpe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein löſten; vielleicht lächeltest du schon über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß Alles eitel sei, daß auch die Irrthümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorber schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit wie bunte Farben sich in Vergängliches auflösen. Vielleicht vermißtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schuldig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidene Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen, die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die, die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unserer neuern schönen Literatur etwas stürmischen Jahres, war es, als ich einen gesellig verbundenen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden

bei mir sah. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literatenart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisirt werden sollten. J. Jacoby war's.*) Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete: „Mein Herr! Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend giebt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es giebt zwar Leute, welche behaupten, man sollte sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todtschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Nothanker zu machen, um ihn von dem Wrack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten. — Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden;

*) Siehe „Rückblicke auf mein Leben" (Berlin, Hofmann) S. 142.

doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen. — Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren. — Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern. G. Büchner."

Dieser Brief, den ich abdrucke, um sogleich ein Bild des Charakters zu geben, dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, vermöglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affectation und das unmotivirte Elend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: Danton's Tod. Man sah es der Production an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgehetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, wie im Fluge, an die Wand zu schreiben.

Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch jenem nicht, nur blos Gesinnungen und Ueberschweifungen hinzuzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden hellen und muntern Worte. Danton's Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die

Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dies oder das stände grade so im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Kaum hatte Georg Büchner einen Bescheid, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick befürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, die in so vielen Familien die Ruhe untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn nur Verdacht oder eine erwiesene Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Parthie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andere eine Plage, war für ihn Wohlthat. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe stelle und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürgerlichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: la bourse ou la vie!

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchner's sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton, da solche Dinge, wie sie Büchner hingeworfen, Ausdrücke, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte Sanscülottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, mit Rosen bekränzt, aber nackt. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner studirte Medicin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in das sie durch Krankheit gerathen; ja, die Krank-

heiten des Leichtsinns mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus Feld- und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermüthige Satyre. Um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, ergriff ich selbst dies Amt und beschnitt die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Vorcensur. Da fühlt' ich wohl, wie gerade der Abfall des Buches, der unsern Sitten und Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, der individuellste, eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spitzen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aushelfende dumme Redensarten, die hinzuzusetzen waren, krumm gebogen. Der echte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürftiger Rest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich: „Straßburg. Verehrtester! Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben. Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten für die femme libre oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münster eine Jacobinermütze aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr giebt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa Constrictor zusammenflechten.

Mein Danton ist vorläufig ein seidenes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Danton's. Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbenpalette, von der er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte. Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionaire Phraseologie reißt ihn hin, dafür nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen steigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter Anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionaire Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sieben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen Danton nach Verdienst im Phönix gewürdigt. Büchner's Bescheidenheit schmollte, daß ich ihn zu hoch gestellt: er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andere Folge, die für unsere Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anschein nach von der dortigen jeune Allemagne herrührte und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apostaten, wofür nun schon Büchner galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden.

Es war zu gleicher Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verfasser ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob, und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchner's Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verkriechen!" Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchner's wahrer Freund wäre, und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Aufsatzes auftauchen. Wer hätte nicht in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist, und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belästigt wird und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grunde die Last abzuschütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdammten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anklammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so ziemlich in mein Leiden gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Todsünde absolvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität."

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersetzte in der Serie von Victor Hugo's übertragenen Werken die Tudor und Borgia mit dichterischer Verwandtschaft mit dem Original. Einen seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugo's mit feinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch V. Hugo durchnagen" solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen", A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitzte". Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die darmstädtschen Polizeidiener seine Musen gewesen", so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Reinhold Lenz im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Goethe's erfahren haben, Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchner's spätere Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz, als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medicin verlassen und sich auf die abstracte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum): „Straßburg. Lieber Freund! War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doctorhut aufzusetzen. Was war da zu machen? Sie sind in Frankfurt und unangefochten? Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstockel (Straßburger Gasthaus) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen,

fielen mir in die Hände. Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzel's Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen. Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält? Uebrigens, um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht gerade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell. Wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen. Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die giebt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unsere Zeit braucht Eisen und Brot — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann. — Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts in's Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts

Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirge, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal, und die alten Sagen sind so originell und heimlich, und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum ersten Mal das Gebirge durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach bekannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache. — Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände, und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders. — Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetwegen! Wenn man sich einbilden könnte, die Löcher in unsern Hosen seien Palastfenster, so könnte man schon wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich."

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Theil ist älter, als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Züricher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner und starb.

Beweisen nicht schon diese von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch' reichen Geist mit ihm unsere Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutsame Form zu kleiden. Er hatte die Rede und den Gedanken in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten *seltenen* Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird

als ein Beleg von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchem sich all' die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, endigen sollten. Zu dem Trotze, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebenslust zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Schein die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnte ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Wind nicht verweht werden! Könnte ich in künftigen Darstellungen unserer Zeit, wie sie war, rang, litt, hoffte, wenigstens den Namen Georg Büchner in der Zahl derjenigen, die durch ihr Leben und ihre Arbeiten die Entwicklung unserer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldenem Schein erhalten!

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchner's von der Hand seiner Verlobten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonce und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Dann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und doch voll künstlerischen und poetischen Werthes sind.

Herwegh sagt von ihm in einem größeren schönen Gedichte:

> Ein unvollendet Lied sinkt er in's Grab,
> Der Verse schönsten nimmt er mit hinab.

Tzschoppe.
1840.

Nicht von Jean Paul's unsterblichem Schoppe soll dies Blättchen reden, sondern von dem verstorbenen Herrn von Tzschoppe, weiland königl. preußischem wirklichen Geheimen Oberregierungsrathe und Präsidenten des Obercensurcollegiums in Berlin. — Ob wol die Leser ein Gefühl verstehen werden, das ich ihnen zuerst beschreiben will? — Wandelnd im Lichte seiner Gedanken, sich anschmiegend an Gott und das göttliche Leben der Geschichte, bewegt vom Drang des innersten Herzens und in sich frei geworden, frei vom fesselnden Buchstaben des Gesetzes, frei von den trüben Beklemmungen des irdischen Dunstkreises, demüthigt plötzlich unsern Stolz, entmuthigt unsern Glauben die kläglichste Anforderung des irdischen Daseins. Einem Schmetterlinge nachjagend, verirren wir uns in einen Blumenhag, aus dem uns ein Büttel vertreibt. Auf der Landstraße schlendernd und still für uns mit dem Weltgeist redend, fährt uns die Wegepolizei mit einem Verlangen nach unserm Passe an. Die redlichsten Wünsche werden verdächtigt, die Keime und Blüthen des in uns wachsenden Dranges nach geistiger Bewährung werden mit roher Hand abgeknickt. Man kann von den Citronen und Orangen Italiens schwärmen, von Roms Größe und Neapels Schönheiten, und die Polizei untersagt dir, hinzureisen. Man nennt das die Civilisation und die moderne gesittete Gesellschaft.

Mit Gefühlen dieser Art habe ich mehrere Male in der Behrenstraße zu Berlin vor dem Casinogebäude, wo Herr von Tzschoppe wohnte, gestanden. Die Umstände machten es mir zur unumgänglichen Bedingung, wenn ich in Berlin unangefochten bleiben wollte, den Chef des gesammten allgemein literarischen Verdächtigungswesens zu besuchen. Wehmüthig schlenderte ich unter den Linden, um mir den Muth zu holen,

bei Herrn von Tzschoppe einzutreten. Es empörten sich die heiligsten Empfindungen gegen diese klägliche und demüthigende Begrüßung, ich lächelte die Rebellen meines Herzens nieder, bat Gott, sich die Leiden freier Seelen in seinem Buche der ewigen Ausgleichung aufzuschreiben, und trat die Stiegen hinauf zu dem allmächtigen Polizeiwart der Literatur, von dem jetzt die preußischen Blätter eingestehen, daß er sich in Wahnsinn aufgelöst hat, in Wahnsinn gestorben ist.

Ich mußte Herrn von Tzschoppe zweimal sehen. Das erste Mal war er soeben geadelt worden. Es ist dies jetzt sechs Jahre her. Das zweite Mal stand er auf dem Zenith seines Glücks oder war schon im Sinken begriffen. Dies war kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelm's III.

Herr von Tzschoppe war ein kleiner, noch jugendlich thuender Mann, Blondkopf, mit angenehmem Aeußern. Er sprach viel und lebhaft. Sein Dialekt gehörte der schlesisch-sächsischen Mischung an, er sprach, wie man in der Niederlausitz spricht, mehr singend als sprechend. Weit entfernt, die Gegenstände zu berühren, wegen deren man ihn besuchte, sprang er auf hundert entfernt liegende Dinge über. Statt mich über die Bedrängnisse, die man meiner literarischen Thätigkeit setzte, zu beruhigen, sprach er von Norwegen und den Romanen Henrik Steffens', die ihm mißfielen. Von Steffens sprang er auf Bernadotte, von Bernadotte auf den Bremer Walfischfang, und entließ mich mit dem Gefühl, mich in dieser Art von einem geistreichen, schlauen und durchtriebenen Kopfe — mystificirt zu sehen. Der Erfolg bewies, daß das, was ich für Witz gehalten hatte, schon die Anfänge der Geistesschwäche waren.

Beim zweiten Besuche hätte ich seine Krankheit voraussagen können. Herr von Tzschoppe schien mir liebenswürdiger geworden, aber es ist schlimm, wenn man, um dies zu sein, erst wahnsinnig werden muß. Statt mit mir über die fortgesetzten Bedrückungen der Presse zu reden, führte mich Herr von Tzschoppe in seine Bibliothek, zog eine hebräische Bibel hervor und sagte: „Sie müssen mir das Zeugniß geben, daß ich gebildet bin; denn ich kann sogar hebräisch!“ Dabei bestieg er eine Leiter und kletterte an einen Bücherschrank

hinauf, aus welchem er ein altes Heft vergilbter Papiere holte, die mir Se. Excellenz mit Emphase und den Worten überreichte: „Sehen Sie da, hier haben Sie meine hebräischen Präparationen.“ Nicht genug, mich auf so komische Art mit den Anfängen seiner Bildung bekannt gemacht zu haben, rühmte er die Gelehrsamkeit seines Vaters, eines Senators in der lausitzischen Stadt Görlitz, und zeigte mir eine Menge von Handschriften, die sich auf die Geschichte von Görlitz bezogen. Der arme, gewiß schon gestörte Mann hatte die Absicht, Geschichtschreiber von Görlitz zu werden. Kaum hatte er diesen Gegenstand erschöpft, so trieb ihn eine ängstliche Hast, wieder in ein anderes Gebiet der Mittheilung überzuspringen. Er führte mich von Schrank zu Schrank, um mir seine kostbaren Ausgaben alter Classiker zu zeigen. Besonders verweilte er bei den Glossarien, Wörterbüchern, bei großen Sammelwerken, und knüpfte an jeden dieser Folianten die curiosesten Details aus seiner Studienzeit. Endlich schien ihn wieder ein Vernichtungsgedanke zu überkommen. Es fiel ihm seine inquisitorische Stellung ein, und mit einer Miene, die mir Angst machte, fragte er: „Wissen Sie, wie Alba ausgesehen hat?“ Ich wußte ja, daß Alba sein Held war. Er stieg wieder die Leiter hinauf und holte mir einen alten Holzschnitt, der das bekannte Portrait des niederländischen Würgers wiedergab. „Welche Größe in diesen Zügen!“ Herr von Tzschoppe verlor sich in die tiefste und andächtigste Betrachtung seines historisch-politischen Ideals. Endlich, um mir noch zum Schluß einen Begriff von seiner Allmacht zu geben, zeigte er auf eine geschlossene Mappe, die soeben ein Kanzleibote gebracht hatte. „Wissen Sie, was hierin enthalten ist?“ Schon erschöpft von dieser sonderbarsten aller Audienzen, schwieg ich mit leidender Erwartung. Der neue Bücher-Alba öffnete und zeigte mir eine Liste aller der Personen, die den Abend vorher unentgeldlich im königlichen Theater gewesen. Obgleich diese Liste nur zur finanziellen Controle angefertigt war, so wehte es mich doch schauerlich und geheimpolizeilich an, ich mußte an die Schicksalsfäden der Inquisition und die dunkeln, verhängnißvollen Register der Santa casa denken. Mit der charakteristischen Bemerkung: „Ich war es, der Pro-

fessor Raupach als Theaterdichter angestellt hat!" entließ mich Herr von Tzschoppe. Ich wußte nicht, was diese Bemerkung sollte, verstand die Audienz nicht und war innerlich so vernichtet und gekränkt, daß ich nach dieser verkehrten, lieblosen Unterhaltung über den Lauf der Welt, über Erdenloos und Menschenschicksal, über mein eignes Dasein, über Himmel und Erde hätte verzweifeln mögen.

Ich theile diese Charakterzüge nicht der bloßen Curiosität wegen mit. Ich frage: Wie war es möglich, einen Mann, der so unverkennbare Spuren von Wahnwitz verrieth, über das geistige Leben und den geistigen Tod von Dichtern und Publicisten entscheiden zu lassen? Ich frage, da zwei Dinge entschieden sind, einmal der Wahnsinn dieses armen Mannes und zweitens die unumschränkte Herrschaft, die derselbe zehn Jahre lang über die preußische Preßgesetzgebung ausübte, ich frage: ob diejenigen Autoren, die durch Herrn von Tzschoppe gekränkt wurden, nicht die gerechtesten Ansprüche auf Genugthuung haben? Es ist jetzt viel für die Presse geschehen aber noch nicht Alles.

Karl Immermann.
1838.

In einem seiner Werke, „die Epigonen", spricht Karl Immermann von einer Literatur der Einsamen, der er sich nur noch zu widmen getraue und deren Beifall ihn seine Impopularität vergessen ließe.

Wie persönlich auch das Motiv dieses Ausspruches sein möge, so ist doch zuverlässig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, welche Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht vorhanden ist, sondern überall und Jedem fehlt, da ein Subject derselben für die Literatur überhaupt gar nicht existirt. Eine Literatur mit nationaler Acclamation liegt außer dem Bereiche dessen, was wenigstens für jetzt noch in Deutschland

möglich ist. Die Unmöglichkeit liegt in den Umständen, vor allen Dingen in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und schlagenden Literatur nicht zu bedürfen scheint. Denn wäre sie ein Bedürfniß, sie würde vorhanden sein. Das achtzehnte Jahrhundert und sein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen; beide Zeiträume strebten dahin, die Sphäre des Thatsächlichen zu überschreiten und statt der alten eine neue Welt zu finden. Unsere Zeit dagegen, geboren aus dem Transscendentalismus, drängt in die alten Gleise zurück und will Wirklichkeit, während man früher nur von der Wahrheit sprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue ist Constitution. Wenn sich in unserer Zeit alle Interessen drängen, um an die Reihe und an das Ihrige zu kommen, so wird nur die einzige Literatur vergebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was sie einst gewesen ist. Und in der Hauptsache haftet die Gegenwart — am vergangenen classischen Zeitalter.

So richtig demnach im Allgemeinen Immermann's Ausspruch ist, so ist er es doch nicht mehr, wenn er demselben eine Beziehung auf ihn selbst giebt. Immermann wird eine gewisse geistige Regsamkeit, die in Deutschand nur durch die unglücklichsten Umstände gänzlich fehlen könnte, nicht ableugnen können, er wird sogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verschiedenen Jahresläuften in diesem Betracht zugeben müssen. Immermann hat Recht, wenn er der Restaurationsperiode eine größere ästhetische Mündigeit zuspricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß seine eigenen Actien (und auf diese scheint es ihm doch anzukommen) gewiß seit der Julirevolution günstiger gestellt sind, als sie es früher waren.

Wie trat Immermann auf? Seiner selbst sich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann sogleich mit einer Manier, die aus seiner Stimmung entsprang, und diese Stimmung war ohne Grundsätze, war die Folge einer Menge mehr oder minder starker Antipathieen. Immermann's dualistische Natur sprach sich besonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und sogar lächerlich war, daß er romantisirte, daß er Shakespeare nachahmte, und doch nichts so sehr

haßte, als die Romantik und die Shakespearemanie. Durch diesen Zwiespalt verlor seine erste Poesie ihr gläubiges Colorit, sie war das Product einer Bestrebung, die sich selbst ironisirte. Sie ist es sogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Ton, in seiner Haltung, in seinem Hasse gegen die Illusionen und der bedachtsamen Berechnung seiner Poesie so viel Aehnlichkeit mit Goethe hat, und daß wieder — Immermann diesen vor Allen mit Mißgunst und Haß verfolgt!

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beschäftigt, so schien es, als sollten nun seine historischen Dramen eine größere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb aus, oder der Dichter unterstützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Alexis waren wahrlich keine Unterstützungen Friedrich's und Hofer's. Von Merlin klagt der Verfasser der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das liebste unter allen seinen Kindern gewesen wäre, von Merlin, den niemand gelesen hat, lesen wird, und ich füge hinzu, den niemand lesen kann: sollte der Widerwille auch nur daher kommen, daß für die Nichtkenner der Sage ein Bruchstück derselben zu wenig war, für die Kenner derselben aber des Geborgten viel zu viel; man sah in dieser Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegorische Deutung. Ebenso ist Alexis eine kalte, moskowitische Production. Die classificirende Kürze derselben wirkt, wie jede Affectation, frostig; das Originelle ist hier nur noch wunderlich.

Mit dem „Reise-Journal“ endlich floß das Maaß der Impopularität über, und doch begann von hier aus die poetische Erscheinung Immermann's mit specieller Rücksicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den sie der romantischen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es ist wunderbar, während sich Immermann durch die politischen Anzüglichkeiten und vornehmen Lästerungen in jenem Buche vor einer Klasse der Nation den letzten Rest gab, versuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freisinnigsten sind und am

wenigsten auf Formen sehen, für eine Merkwürdigkeit auszugeben, brachten ihn unter einen neuen Gesichtspunkt und thaten dies mit so glücklichem Erfolge, daß Immermann Unrecht hat, von einer Literatur der Einsamen in dem Sinne zu sprechen, als müßte er unter den Deutschen auf Anerkennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß sein, und wir eilen, das Publikum auf die Erscheinung der Epigonen aufmerksam zu machen. Sie entfalten ein buntes und anziehendes Gemälde von scharfsinnig-combinirten Verwicklungen, geben Charaktere von täuschender Wahrheit, geben zuletzt einen Charakter, der der interessanteste von allen ist, den des Verfassers selbst.

Der Held des Romans, Herrmann, ist vortrefflich gezeichnet; gleichgültig durch sich selbst, interessant durch seine Begegnisse. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim, Alles steht da wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon, seine Frau und die Andern sind keine Schattenbilder, Flämmchen, eine Mignonszuthat, ist unwahr, doch nicht störend. Die Fabel ist spannend und richtig angelegt, die Situationen haben mehr als Coulissenwahrheit, das Detail ist zuweilen etwas geschwätzig im ersten und zweiten Theil, Schlaglichter sind sparsam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen Freiwilligen), oder gemischt aus Plus und Minus (z. B. der alte Diener), überhaupt walten in dieser Sphäre etwas zu starke Romaningredienzien; dagegen giebt es zahllose Lichtpunkte, von welchen keiner so glänzend, wie die am Schluß befindlichen Briefe des verstorbenen Grafen, ein Meisterstück, wenn man den hier überraschend richtig getroffenen Jubel- und Freundschaftston des enthusiastischen achtzehnten Jahrhunderts zu würdigen versteht. Die künftige Frau des Helden ist in ihrer beschränkten Nüchternheit der einzige Mißton. Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Höcker aus. Man wird selten einer Diction von soviel Schönheit begegnen, wie sie hier Immermann entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt sind, den eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus. Es fehlt noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren wollten, die originelle, trotzige, polemische, oft ärgernißgebende,

immer aber höchst aufrichtige Weltansicht des Verfassers. Um dies kurz abzuthun: Burschen- und Deutschthum kommen schlimm weg. Auf den neuern Liberalismus kommt zufällig nicht die Rede; dagegen entwickelt sich an Stellen des Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über die Verhältnisse eines großen Staates, dem der Verfasser im Uebrigen zugethan ist, daß man für ihn besorgt werden möchte. Die Thorheiten der nördlichen Hauptstadt werden bitter gegeißelt. Man konnte sich auf Widersprüche von dorther gefaßt machen, die um so nachdrücklicher sein durften, da Immermann Fragen berührt, die über die Privatsphäre in die öffentliche hinüberstreifen. Vieles ist persönlich und fast immer ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im ersten Bande, wie er leibt und lebt, auf. Manche andere persönliche Beziehung ist leicht erkennbar, wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente: Verstand und Phantasie. Es sind zwei Pole, denen seine Productionen zusteuern; die Differenz derselben fehlt oft, zuweilen ist sie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es ist wol der Mühe werth, sich eine so eigenthümliche Complication klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illusionen, Baco würde sagen, mit „Idolen", eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an sich selbst halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausspänne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie seiner selbst, er möchte Productionen geben ohne Ironie; aber primitive Gefühle, Zärtlichkeiten, aprioristisches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen, steht ihm nicht. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das seine Fäden ausstreckte und tastete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; sondern seine liebsten Gefühle sind die rückschlagenden, die wehmüthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entschlüssen auf der Ferse zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier schon die Wirkung. Die Ursache ist Immermann's helles, klares Auge, sein stolzer, freisinniger Kopf, seine Mißachtung aller Schwebelei und tastenden Idealistik. Dazu kommt eine unleugbare dichterische Prädestination, eine bestimmte thetische Schöpfungs-

kraft, nicht blos in der Abfassung, sondern auch der Auffassung, in der Einbildungskraft, die rege und erfinderisch bei Immermann ist, zur Genüge bewiesen durch sein Talent für die Naivetät des Mährchens. So gährt in diesem Manne ein ganz eigenes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poesie und dabei eine ihn niemals verlassende schnurgerade Verständigkeit. Den ersten bildete er an sich aus und schrieb und schrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm selten war, als hätte er sich durch eine seiner Schriften ausgesprochen. Er liebt Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in diesem einzigen Werke sich in der That ausgesprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Last von sich abgeschüttelt. Und diesem Merlin fehlt doch die Wirkung einer solchen Ueberzeugung. Das ist erklärlich; weil Merlin ohne Poesie und Gemüth ist, weil er nur eine abgegebene Erklärung ist. Merlin ist nicht so dualistisch, wie Immermann's Natur. Wär' er dies, so müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verstandes und des Herzens zu entspringen pflegen. Erst die Epigonen erreichen das, was Immermann erstrebt und sprechen auch darum so an. Hier treten verschiedene Charaktere auf, wo der eine Verständige die Meinung des andern Gefühligen widerlegen kann, hier erzeugen sich wehmüthige, und jedenfalls immer klare und bestimmte Contraste. Der Dichter fühlt sich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leser. Es fehlt an den alten Mißlichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles ist auch nur da, um dem nächsten Reiz zur Poesie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das sind Dinge, die Immermann selbst schon mißlungen und unausgegohren scheinen, indem er sie aufsetzt: es sind Früchte einer nebulosen Einbildungskraft, wo der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgesprochen hat. Aber der Arzt, der Priester, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das sind Gestalten, in welchen er seine Seele ausgehaucht hat, wo sich Kopf und Herz begegnen, in denen poetische und ergreifende Dialektik webt.

Dies ist der Charakter der Immermann'schen Poesie. Man nehme nun die Factoren, aus denen sie besteht, so hat

man das Bedeutsame seiner Raisonnements, diese anregenden Meinungsabgaben, die in den Epigonen mit den Erlebnissen abwechseln. Der durchgreifende Ton aller der geistreichen, dem Roman einverleibten Betrachtungen ist Unbehaglichkeit, eine Mißstimmung, ohne Hypochondrie zu sein, ein Gefühl, daß es anders sein sollte in zahllosen Dingen, als es ist, kurz ein malcontentes stilles Brüten, dem leider so bald nicht Genüge kommen kann und wird und wo es schon ein großes Glück ist, wenigstens für die Poesie davon einige bleibende Vortheile zu ziehen.

Karl Immermann in Hamburg.
1840.

Es war ein trüber Novembermorgen des Jahres 1838. Man muß Hamburgs November kennen, um zu wissen, wie grau der Himmel umdüstert, wie vom Nebel jedes Haus angefeuchtet, wie unwegsam jede Straße der Stadt und vollends wie jeder Weg vor dem Thore gleichsam aufgelockert war — Alles düster und nur heiter der Abend, wenn die Lichter einen künstlichen Tag schaffen, mit dem man erst zu leben und aufzuathmen beginnt.

Ich blätterte im ersten Bande des Münchhausen von Immermann und las mit Behagen ein Begleitungsschreiben des Autors mit Zugeständnissen, die dem Jüngern vom Aeltern unerwartet kamen. In demselben Augenblick brachte der Lohnbediente des Streit'schen Hotels eine Visitenkarte: „Dr. Immermann, Landgerichtsrath aus Düsseldorf."

Eine Stunde später begrüßte mich der Angemeldete selbst. Eine stattliche Figur im grünen Reiseüberrock, eine Gestalt, die ich schon hätte kennen müssen, da sie oft beschrieben worden war. Abweichend von der hergebrachten Schilderung war eine gewisse bürgerliche Nachlässigkeit, ein etwas provinzieller

Pli der Haltung, die auffallend weiche, fast weichliche deutsche Aussprache im Magdeburger Dialekt mit regelmäßigem J statt G, ein allerdings plastisch geformter Kopf, aber mit etwas blassen, schlaffen Zügen, und ein Auge, dessen Ausdruck bald in Hoheit und Strenge, bald in scheinbarer Harmlosigkeit, zuweilen, wenn sich die Brauen etwas zusammenzogen, in beinahe dämonischer Unheimlichkeit spielte. Das Immermann'sche Wesen, das in seinen Schriften vor uns liegt, prägte sich in diesen Augen ab. Sie zogen an und schreckten ab. Bald waren sie goethisch würdevoll, bald wie ein Frühlingslied sanft, bald plötzlich hoffmännisch spukend und so unheimlich, daß man bei dem klar denkenden, begeisterten, immer erregten Manne zu seinem Herzen, seinem Gemüth den Glauben verlor. Sah man fort und blickte wieder hin, so war die dunkle Wolke verschwunden. Durch diese persönliche Begrüßung wurde mir Vieles in dem Wesen des so ausgezeichneten Mannes verständlich.

Es ist nicht zu vermeiden, daß erste Begegnungen zwischen Schriftstellern aus jüngerer Periode mit denen einer ältern etwas Gespanntes haben. Immermann gehörte zu den Autoren, die mehr als ein Anderer Neigung zu einer literarischen Aristokratie hatten. Wenn sich nur die Geister und Talente darnach gefunden hätten, er würde mit ihnen eine literarische Adelskette geschlossen haben, gegen welche wir Jüngern nicht hätten aufkommen können. Indessen überraschte ihn die sonderbare Erscheinung, daß die jüngere Literatur, die so viel Namen mit rücksichtslosem Ueberzeugungseifer angegriffen hatte, an ihm Freude und Interesse zeigte. Dieser kräftige Geist stand isolirt, sein Verhalten zur Gegenwart war zum größten Theil polemisch, seine Ansichten über unsere Zeit verlangten Widerspruch, aber man konnte sich ihm von vielen Seiten nähern, da er vor den andern, wenn auch nicht anregend, doch beziehungsreich war. Er gestand mir, von meiner Analyse seiner „Epigonen", wie er sich ausdrückte, „erschüttert" worden zu sein. Es gäbe in der That, wie ich es entwickelt hätte, in ihm zwei Naturen: eine rein poetische und eine rein verständige, eine romantische und eine praktische. Die letzte zöge ihn, nur das

auszusprechen, was wahr ist, und da er das Schöne nur in der Form des Romantischen kannte, so mußte er in einem beständigen Kampfe mit sich selbst liegen; denn das Romantisch-Schöne ist nicht das Wahre, sondern die schöne Täuschung. So war das Dichterische bei ihm immer nur Ansatz, eine Illusion des Augenblicks, die sogleich wieder von einer ernüchterten Regung seines freien, unabhängigkeitsfrohen Verstandes abgelöst wurde. Die wahre Theorie ist die, daß der Verstand ein integrirender Bestandtheil des echten Dichters sein soll, der nur da zu einem Dualismus sichtlich heraustreten kann, wo sich die dichterische Kraft nur auf der romantischen Stufe hält. Bei Immermann war dies der Fall, der nicht aus Goethe, sondern aus Tieck, Arnim, Brentano, der Shakespearomanie zur Dichtung kam. Wenn man diese allerdings achtbaren Stufen des poetischen Bewußtseins nicht überwunden hat, so wird man sich auch stets in einer so unbehaglichen Stimmung betreffen, wie Immermann von sich eingestand. Wer, wie er, heute für Merlin und die Schlacht bei Ronceval schwärmte und morgen über Gemeindeverfassung, Julirevolution und praktische Reform des Theaters mit dem klarsten Verstande sprach, den Adel schön fand und doch wieder Witz genug besaß, ihn lächerlich zu machen, mit Görres, unbedingt hingegeben, in seinen „Volksbüchern" blätterte und den Athanasius verdammte, der konnte nicht zur Einheit seines Dichterbewußtseins kommen und hätte höchstens vielleicht im Drama Dauerndes leisten können, wenn sein Gemüth Milde, sein Herz Entäußerung genug besessen hätte.

Ueber diese Fragen, über sein nothwendiges Auslaufen in den satyrischen Roman (humoristisch ist doch wol Münchhausen nicht), über den fernern Inhalt dieses damals noch nicht ganz erschienenen Buches und einiges Praktische, das zur Orientirung auf dem Hamburger Terrain gehörte, tauschten wir die ersten Verständigungen aus. Immermann sprach besonnen und mit fertigem Styl. Ahnen ließ er nichts, sondern was er gab, sollte gerade das Ganze und nichts Anderes sein. Uebrigens ängstigte mich fast das Entgegenkommen des berühmten Mannes. Er hatte mich im Münchhausen durchgehechelt und erst später gelesen, wie ich ihn in seinen „Epi-

gonen" verstanden; dies machte ihm so viel Kummer und preßte ihm so viel milde Worte ab, daß ich unter seinen Beschwichtigungen mehr litt, als er. Ich kann wol sagen, daß diese schöne Menschlichkeit an einem gefeierten Manne mich gerührt hat, bis ich die beklommene Stimmung damit unterbrach: „Wir dürfen uns in Deutschland über so wenig Menschen lustig machen, daß wir Schriftsteller es uns schon nachsehen müssen, wenn wir es über einander thun."

Für den Abend hatte Lebrün einige Kunstfreunde eingeladen, die der vortreffliche Künstler, Mitdirector des Stadttheaters, auf sein Zimmer durch Krankheit gebannt, nach dem Theater bei sich zum Nachtessen erwartete. Man gab Kabale und Liebe. Immermann schenkte der Vorstellung, wie sich dies von seiner Liebhaberei für das Theater erwarten ließ, die größte Aufmerksamkeit. Schäfer und Schmidt sprachen ihn als Reste „der alten Schule" an. An dem Darsteller des Ferdinand, Baumeister, vermißte er Zartheit der Zeichnung. Hoppé, der bei ihm in Düsseldorf begonnen hatte, hier für das erste Fach engagirt zu finden, überraschte ihn. Bei Lebrün fand er Gelegenheit, vom Theater zu sprechen. Seine Ansichten kamen ungefähr darauf hinaus: „Ich glaube, daß dem Schauspielwesen nur durch größern Fleiß der Darsteller oder würdigeren Eifer ihrer Directoren zu helfen ist. Selbst dem Talente muß von einer leitenden Hand die Bahn gewiesen werden. Ich habe es in Düsseldorf versucht, es doch mit einer verhältnißmäßig mangelhaften Truppe bis zu Mustervorstellungen zu bringen, die wir auf den größten Bühnen hätten vorzuführen wagen dürfen. Freilich gelangten wir dahin nur durch den angestrengtesten Fleiß, den wir auf die Proben verwandten. Noch in der Nacht konnte man uns, nach der abendlichen Vorstellung, auf den Brettern antreffen, um z. B. Tieck's Blaubart einzustudiren, mit dem ich den Versuch machen wollte, ob auch wol in diesem Genre etwas darstellbar wäre. Schmerzlich berührt bin ich, so oft ich an die Düsseldorfer Bühne denke, nicht an das, was sie war, sondern was sie unter günstigeren Umständen hätte werden können. Wir hatten ein gebildetes Publikum, das uns theilweise entgegenkam; die Maler übernah-

men Vieles für unsern scenischen Apparat unentgeldlich zu schaffen, was man anderwärts hätte theuer bezahlen müssen und dafür doch nicht so gut gehabt hätte. Ich wollte die Concurrenz der Oper aushalten, ich wollte dem Repertoir einen zwar nicht pedantischen und gelehrten Charakter geben, es aber wählen und Ephemeren des Tages von ihm entfernt halten. Daß dabei die Kasse Ausfälle erlitt, stand zu erwarten. Daß die Actionäre meinem Wirken sich widersetzten, verdenke ich ihnen nicht. Wol aber trage ich es bitter denen nach, die ich in Berlin um Hülfe anrief. Ich bat, man sollte das Theater zum Königlichen erheben. Hätten die Rheinprovinzen nicht eine solche Freundlichkeit verdient? Düsseldorf war der passendste Ort für eine solche Kunstanstalt, die den Rheinlanden Muster und Vorgang hätte sein können; aber der König schlug mein Gesuch ab. Dieses Königstädter Theater in Berlin mit seinen Gemeinheiten erhalten sie! Ich gestehe, daß das Theater bei mir Leidenschaft ist und daß ich trotz des unglücklichen Ausgangs meiner Verwaltung die Jahre der Mühe und Sorge, die ich auf die Düsseldorfer Bühne verwandte, zu den schönsten meines Lebens zähle; die Schauspieler liebten mich, und diese Liebe machte mich glücklich. Um so betrübter ist es für mich, daß ich, meiner Ehre wegen, verschwören mußte, je wieder das dortige Theater zu besuchen. Ich kümmere mich nicht mehr um das Repertoir, lasse mir erzählen und hoffe, wenn ich nach Köln versetzt werden sollte, dort nachzuholen, was ich versäume. Es ist meine Absicht, eine Reihe von Erinnerungen aus meinem Leben herauszugeben und mich in diesen ausführlich auch über die für mich so denkwürdige Düsseldorfer Theaterperiode auszusprechen."

Von den anwesenden Gästen (Prätzel, J. R. Lenz, Maler Kitzerow u. A.) trug jeder zur Belebung des Gesprächs bei. Lebrün öffnete einen Schatz von Theateranekdoten und wußte Vieles beim rechten Namen zu nennen, was die Andern nur andeutungsweise kannten. Bei jeder dramaturgischen Frage traf er praktisch den Nagel auf den Kopf. Die Skizze, die Immermann im Franck'schen Taschenbuche dramatischer Originalien über Grabbe geliefert hatte, brachte das Gespräch

auf diesen wunderlichen elektrischen Geist, der eine Weile am Horizonte unserer Literatur leuchtete und dann in grauen, leeren Dunst verpuffte. Immermann hatte sich Grabbe's in Düsseldorf angenommen und war dafür von Einigen, z. B. Duller, mit üblen Anschuldigungen belohnt worden. Er sagte: „Was sollt' ich mit dem abenteuerlichen Mann thun? Mit ihm in die Oerter gehen, wo er sich an physischen Uebersättigungen gefiel, in die Trinkstuben und anderwärts hin, das konnt' ich nicht. Ihn zu geistiger Production anzuregen, unterließ ich nie; doch erwiderte er, daß ich ihm mechanische Beschäftigungen geben sollte. Er wollte Abschriften machen. Und weil ich wol einsah, daß er vielleicht dabei sein zerstreutes Wesen noch am leichtesten sammeln könnte, so ließ ich ihn Rollen und Noten abschreiben. Auf irgend eine Weise, wenn er nicht verhungern wollte, mußt' er sich doch durch die Welt bringen. Ihn ganz und gar zu ernähren, erlaubten meine Mittel nicht. Und kein Buchhändler war geneigt, einem so zerfahrenen Manne, der nichts producirte, Vorschüsse zu geben." Ich kann bestätigen, daß Immermann mit wärmster Theilnahme von dem unglücklichen Manne sprach, dessen Untergang er seinen häuslichen Verhältnissen und schlechter Gesellschaft zuschrieb. Selbst die radicale Herzlosigkeit, die sich in Grabbe's genialisirenden Producten, meiner Meinung nach, unverkennbar ausspricht, feige Hinterlist und die Tücke eines eitlen Herzens, die Grabbe's Detmolder Bekannte nicht leugnen können, all' diese Einwürfe, die ich gegen das ganze Gebahren dieses Mannes machte, wollte er nicht gelten lassen, sondern nahm ihn als einen Verzogenen und früh durch seine Verhältnisse Verdorbenen in Schutz. Die Entstellung seiner Beziehungen zu ihm war ihm verdrießlich und er drohte mit großer Heftigkeit, dagegen nächstens anzugehen.

Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft. Lenz, der wackere Künstler, nahm von Immermann, als wir uns schon dem Jungfernstieg näherten, mit einer Verehrung Abschied, die dem Dichter wohlthat. Lenz schien diese Wärme in die Darstellung des Opfers des Schweigens mithinübergenommen zu haben, wo er später den alten Herzog

mit einer Begeisterung spielte, die diese Rolle zu einer seiner besten Leistungen macht. „Diese ältern Schauspieler," sagte Immermann, „sind darum, trotz ihrer Wunderlichkeiten, so sehr zu verehren, weil sie für ihre Kunst schwärmen und sich noch im spätesten Alter ein junges Herz bewahren."

Der Mond war aufgegangen. Das Laub der entblätterten Bäume raschelte im kühlen Nachtwinde. Magische Lichter blitzten über die sanftgeschaukelte Wogenmasse des Alsterbassins. Die Pyramide des Petrithurms ragte geisterhaft in den glänzenden Sternenhimmel. Die Pavillons und Hallen auf der berühmten Promenade Hamburgs waren geschlossen, rings Alles still und bezaubernd, denn man muß wissen, daß in Hamburg die Nächte schöner als die Tage sind. Wir wollten uns noch nicht trennen und wandelten die entlaubten Alleen auf und ab. Wie hätten wir ahnen können, daß der Engel des Todes dem begeisterten Manne, der von großen Entwürfen träumte, schon so dicht auf der Ferse nachschlich! Eben war Immermann im Begriff, ein Verhältniß, das bisher seine Freiheit gehemmt hatte, abzuschütteln. Jugendlich gestimmt dachte er an Vermählung mit der Jugend. Er wollte häuslich, als Charakter, als Dichter, neue Entpuppungen feiern, er hatte wieder Vertrauen zu sich und seiner Zeit gewonnen. Wer kennt nicht diese entfesselte Schwärmerei eines poetischen Gemüths, wenn der Mond am Himmel steht und man nur das nachhallende Echo unserer Schritte in den einsamen Straßen hört! Wie mancher Freundschaftsbund ist in diesen Weihestunden geschlossen; wie Viele, die sich am Tage flohen, haben sich in einer solchen Nacht verstanden, ergründet, versöhnt und umarmt! Die edelsten Bündnisse sind die, zu deren Zeugen man die Sterne wählt.

Immermann wünschte sich von Hamburg eine genauere Kenntniß zu verschaffen. Der Hafen mit seinen Anknüpfungen an ferne Länder und Meere beschäftigte ihn viel. Dem norddeutschen Wesen innigst zugethan, erfreute ihn jede neue Erfahrung, die er hier im Gebiet der Sitte, des Verkehrs, der Lebenseinrichtung machte. Er knüpfte eine alte buchhändlerische Beziehung wieder an, besuchte die Lenker unseres Theaters, sah Wienbarg, dessen Monographie über Helgoland er eben

gelesen hatte, und sprach zuletzt auch den Wunsch aus, Hamburg auch in seinen Unsitten kennen zu lernen. Es ist eine Erfahrung, die man in Hamburg macht. Jeder Fremde, der Hamburger besucht, zwingt sie, sein Cicerone durch die „Salons" zu werden. Da soll man Vormittags Klopstock's Grab in Ottensen und des Abends die Orgien des Hamburger Berges zeigen. So ist es aber mit der Phantasie eines Dichters! Sie malt sich kleine Brockenberge gleich zu Chimborassos aus. Immermann verlangte in den „vier Löwen" und bei Peter Ahrens die Courtille der Pariser Vorstädte zu sehen. Er fand den Ton und das Benehmen weit anständiger, als er sich gedacht hatte. Zuletzt widerte ihn das Treiben an und er riß sich davon mit einem Ekel los, der seinem sittlichen Ernste Ehre machte.

Ermüdet von der Monotonie der empfangenen Eindrücke, die für den folgenden Tag angesetzte Abreise bedauernd, suchten wir einen stillen Ort, um noch einige Stunden in heiterm Gedankenaustausch beisammenbleiben zu können. Die Wächter hatten schon lange die elfte Stunde abgerufen. Am Gänsemarkt, in dem kleinen Kellerstübchen der berühmten Firma Lorentz, waren wir ungestört. Eine Batterie von Austern pflanzten wir vor uns auf und besannen uns nicht lange, da man zu Austern entweder Porter oder Rheinwein trinkt, die grünen Römer mit dem Saft der vaterländischen Rebe zu füllen. Die Zunge wurde frei, das Herz erwärmte sich. Wir sprachen von Deutschlands Glück und Zukunft.

Es ist ein eigenes Schicksal unseres Volks, daß wir vom Vaterland nicht reden können, ohne uns zu streiten. Wenn Immermann von geistigen Interessen sprach, war er Revolutionair; so oft er auf Deutschlands politische Lage kam, war er preußischer Beamter und ehemaliger Freiwilliger. So steckte er auch jetzt die schwarz und weiße Cocarde auf und sagte: „Ich bin Franzosenfeind." Ich antwortete: „Franzosen oder nicht. Ich bleibe dabei, daß Sie sich in Ihrem Reisejournal nicht so über die deutschen Interessen ausgesprochen haben, wie es ein Freigesinnter sollte. Sie bereisten Süddeutschland und fanden die constitutionellen Bestrebungen desselben lächerlich. Ich kann Ihnen sagen, daß Itzstein, Paul Pfizer, Jordan Männer von deutschem Schrot und Korn sind.

Sie haben sich durch Ihr „Reisejournal" außerordentlich geschadet. Möglich, daß Sie damals von daher, wo Sie jetzt selbst verzweifeln, bessern Wind erwarteten." — „Der mich vielleicht selbst flotter machen sollte? Nein" — sagte er — „es ist mir angeboren, ich kann mich von den Begriffen nicht trennen, mit denen ich groß geworden bin. Nur im Socialen, Literarischen, Artistischen bin ich gezwungen, den merkwürdigen Umschwung der neuern Ideen anzuerkennen, und so kann ich Ihnen sagen, beschäftigt mich gerade nichts so sehr, als das verpönte Gebiet, auf dem sich die neuere Literatur bei uns bewegt. Es ist meine Absicht, selbst an diesen Discussionen Theil zu nehmen, mag man nun auch die Autoren, die sich darauf einlassen, mit dem Namen des jungen oder des alten Deutschland bezeichnen."

Das „Reisejournal" gab uns noch vielen Stoff zum Streit. Ich wollte durchaus geltend machen, daß er jetzt selbst über die darin enthaltene einseitige Auffassung der neuern politischen Entwicklung hinaus wäre. Er stemmte sich bis auf's äußerste, um sich von dem Vorwurf einer Inconsequenz freizuhalten. Was sollt' ich opponiren? Er fuhr fort: „Das Princip, das diese Neuerungen in der Literatur hervorrief, war unbedingt ein nothwendiges. Freilich wird es Einem schwer gemacht, es immer in seinen jetzigen Trägern anzuerkennen. Heine ist ein drolliger Kauz, aber ein heilloser Flunkerer, dem man nichts glauben kann, und dessen neuere Sachen ich nicht mehr gelesen habe. Freiligrath zieht mich durch seine Originalität an. Es ist doch etwas Neues in seiner Art und Manches in seinen Versen echt poetisch. Varnhagen diplomatisirt auch mit dem Zeitgeiste, weil er seine Rechnung dabei findet. Er war als Schriftsteller nie etwas, hat sich immer so mit fortpoussirt und ich möchte ihn, wie Friedrich der Große einen Marquis in seiner Umgebung, so den Marquis Peu à Peu der gegenwärtigen deutschen Autoren nennen. Seine Brief- und Nachlaßverletzungen grenzen an's Unglaubliche. Von Laube habe ich nichts, als seine drolligen Lobpreisungen des Fürsten Pückler gelesen. Mundt ist ein interessantes Talent; allein bei der freundlichsten Gesinnung, die ich für ihn hege, muß man doch über

die nichtssagende Oberflächlichkeit, mit der er ein paar Romane zusammengeschrieben hat, statt seiner erröthen.“ Besonders, gestand er, rege ihn in den neuern Versuchen Alles an, was die Natur und die Bestimmung des Weibes beträfe. Es wäre zwar leicht, diese Erörterungen nach der lächerlichen Seite hin zu wenden, allein das könne nicht hindern, daß ihr relativer Werth dadurch geschmälert werde. Es schien mir fast, als wenn ihn die Bekanntschaft mit irgend einer exceptionellen weiblichen Natur so begeistert von einer Frage reden ließ, bei der man auf jedem Schritt in die Gefahr geräth, aus einem tiefsinnigen Denker um die Breite eines Haares ein Phantast zu werden. Er versprach, in seinen „Memorabilien“ auf Alles, was in diesem Gebiet von uns durchgesprochen wurde, zurückzukommen.

Es war nahe an ein Uhr. Der Mond schien nicht so hell, als in der vergangenen Nacht. Trübe Wolken verschleierten ihn, die Alster war in Nebel gehüllt. Wir nahmen Abschied ohne Scene. Es entfuhr uns kein: „Es hat mich gefreut“ — keine der hergebrachten Schlußfiguren, womit wir persönliche Begegnungen abzurunden pflegen. Wir dankten nicht für die wechselseitige Aufmerksamkeit. Wol aber blieb die Hand des Jüngern länger in der Hand des Aeltern, als bei der Bewillkommnung am Tage vorher. Ein warmer Druck, ein letztes Begegnen des Auges, ein scharfer Ostwind, der grelle Ruf des Wächters vom Petrithurm: ein Uhr! „Auf Wiedersehen denn?“ — „Auf Wiedersehen!“ Ich hörte nur noch fernhin sein nachdrückliches Klopfen an der verschlossenen Hausthür des Hotels. Wiedergesehen haben wir uns nicht.

Immermann wurde zu früh vom Schauplatz irdischen Wirkens hinweggenommen. Erst jetzt fing er an, in seiner Zeit feste Wurzeln zu fassen, erst jetzt, wo er die positiven Versuche in der Dichtkunst aufgegeben hatte und, auf sein eigenes Wesen sich beschränkend, im Roman, dem heitern und ernsten, so glückliche Erfolge feierte. Was ihm fehlte, um „populär“ zu werden, hätte er sich wol geben können, aber er hätte wieder dadurch seine Kraft vermindern und das, was er besaß, verrücken müssen. Immermann war Egoist,

so lange ihm die Anerkennung fehlte. Als er diese fand, löste sich sein Gemüth auf, zugleich auch seine Existenz; er starb. Es giebt Naturen, die an ihrem Wesen nichts ändern dürfen, ohne nicht zugleich ihren ganzen Bau zu zerstören. Und doch sollen wir da, wo wir an uns auf Lücken stoßen, ändern, ausfüllen und selbst auf Lebensgefahr bessern, denn auch der Tod ist eine Pflicht, die wir den Göttern zu leisten haben, und Sterben vielleicht unser schönster Beruf.*)

Immermann's „Opfer des Schweigens".

Dies zarte sinnige Gedicht, ein Trauerspiel, ging dreimal über die Hamburger Bühne und zog seiner mannigfachen Schönheiten wegen ebenso an, wie es die darin handelnden Schauspieler zu einer Darstellung reizte, die dem geistreichen und poetischen Vorwurfe nachzueifern strebte. Immermann hat noch nie in seinen Dramen so viel Zartheit und Weiche entwickelt, wie in diesem „Opfer des Schweigens". Tiefsinnige Dialektik vermählte sich bei Stellen, die allerdings eher die Frucht der Combination sind, mit einer ausgezeichnet dichterischen Sprache.

Wenn man Einwendungen machen will, so müßten sie den Nerv des ganzen Stückes treffen, der in einer einzigen Scene, in einem einzigen Stillschweigen liegt, einem Moment, der, im dritten Act auftretend, dort entweder zu früh oder zu spät kommt; zu früh, wenn derselbe die Katastrophe, zu spät, wenn er die Anlage des Knotens bilden soll. Um diese eine Scene gruppirt sich der übrige Inhalt des Stückes mit einer größern Freiheit und Unbestimmtheit, als im Drama den Scenen und handelnden Personen gestattet ist. Die Con=

---

*) Spätere Anmerkung. Die Herausgeber des Immermann'schen Nachlasses und Lebens (Berlin, W. Hertz) scheinen obigen Bericht nicht gekannt zu haben.

turen der Charakteristik sind nicht scharf umrissen, die Factoren des Ganzen sind zu willenlos und objectiv für jene eine Scene und deren Folgen. Zu wenig ist selbst Ghismonda entwickelt! Ihr Charakter ist nur mit einigen Fäden angesponnen, die etwa auf ein im modernen Sinne freies Weib hinauslaufen, auf ein Weib, das ohne Liebe aus Convenienz heirathet und darüber philosophirt, und das doch nur halb entwickelt und in ihrer ganzen Erscheinung unausgesprochen dasteht.

So nothwendig im dritten Act für die Idee des ganzen Stücks die Entsagung ist, so hat diese doch etwas den Verlauf Herabstimmendes, Undramatisches, mehr Novellistisches, Begebenheitliches. Sie hat dies aber auch nur deshalb, weil sie in ihrer Charakteristik nicht scharf und prägnant genug angelegt ist und ihre Beziehung zu Manfred mit nicht soviel Entschlossenheit (wenigstens im zweiten Acte) schon hervortritt, die uns die Entsagung später als ganz aus Ghismondens System, ihren Maximen, oder richtiger aus ihrem Charakter fließend vorgeführt hätte.

Die eigenthümliche Oekonomie des Stückes, durch welche die letzte Scene des dritten Actes zur Sonne wurde, um welche sich alle übrigen Scenen und Acte nur wie schöne, aber dämmernde Sterne drehen, macht auch, daß leider dem, was die Nibelungen die Klage nennen, ein unverhältnißmäßig großer Spielraum gelassen wurde. Die Empörung im fünften Act war zu matt angelegt, als daß sie ein wirksamer Hebel der Spannung sein konnte. Die beiden letzten Acte werden ganz von dem Unglück Ghismondens und der beiden Väter absorbirt; ja der vierte Act ist nichts, als eine überbrachte Nachricht, eine Declamation, ein lebendes Bild, so wie im zweiten Act lebende Bilder aufgeführt wurden. Der Leichnam Guiscardo's wird leider eine allzulang mitspielende Person. Er verwest vor unsern Augen und gehört noch immer, unbegraben, mit zum Stück. Das ist eine Freiheit, deren Unstatthaftigkeit der Dichter selbst gefühlt hat, indem er Dagobert sich lediglich auf die Forderung beschränken läßt, er wolle seines Sohnes Leiche haben. Und endlich ist doch auch wieder die Art, wie Dagobert den Tod seines Sohnes

aufnimmt, ebenso eine Beleidigung für unser Freiheitsgefühl, wie unnatürlich. Dieser alte Degen sollte sich auf nichts beschränken, als vom Fürsten das todte Opfer, den Leichnam, zu verlangen? Er sollte nur noch da sein, um ein loyales Trauerspiel von Vasallen- und Unterthanentreue aufzuführen? Nein, diese letzte Wendung der Dinge kränkte uns, wie auf der Bühne jede Absichtlichkeit, jede Schmeichelei, jede Hintansetzung der freien edlen Menschenwürde, für welche die Bühnenbretter geschaffen wurden. Dagobert konnte den Herzog schützen; aber er mußte den Aufrührern sagen: Was ihr rächen wollt, ist mein Sohn; geht; ich werde für meinen Sohn zu handeln, wenigstens zu reden wissen! Er redet bei Immermann nicht einmal für ihn, sondern sagt mit Resignation: Hin ist hin; gieb mir wenigstens die Leiche! Hier hätte sich der Affect steigern und das Pathos des Stückes noch zum letzten Male zusammenraffen müssen. Dagobert hätte sich später beruhigen können, als er den Fürsten leiden und Ghismonda todt neben seinem todten Sohne sah; das hätte wirksame Steigerungen gegeben und zu gleicher Zeit unserm Gefühl wohlgethan, unserm Stolz, der nicht Kinder an Landesfürsten zur Verwahrung bringt und gleichgültig nur die Leiche haben will, wenn sie der Souverain ermordete.

Die genialste Stelle des Stückes ist die Selbstentwaffnung des Fürsten. Dies ist ein Zug von Shakespeare. Sinnig ist auch die correspondirende Beziehung zwischen der Endymionscene und dem später wirklich am Himmel stehenden Monde, und so manches Andere, besonders in geistreichen Wendungen und Sprüchen.

Varnhagen von Ense.

1837.

Man wird die von Varnhagen von Ense herausgegebene Galerie von Bildnissen aus Rahel's

Umgang und Briefwechsel gewiß nur mit einem anfangs ungünstigen Gefühl in die Hand nehmen. Auch die Vorrede, womit der Herausgeber diese Memoiren einleitet, begünstigt die Geneigtheit des Lesers nicht; denn es ist nicht so richtig damit, wie Varnhagen über die Scheu der Zeitgenossen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens spricht. Im Gegentheil, diese Scheu hat ihre Begründung, und wenn sie widerlegt werden soll, bedarf es dazu einleuchtender und dringender Motive. Varnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemisiren, sondern die Gründe angeben, warum sich diesmal eine Ausnahme gestatten ließ. Wir danken ihm für eine planlose Umackerung des Privatlebens, wo aller verborgene Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dies Verfahren von keinem für die Kunst, Wissenschaft, Philosophie erheblichen Gesichtspunkte ausgehen sollte. Rahel war ein Phänomen. Das mag sein. Aber diese Bildnißgalerie trägt nicht dazu bei, sie als jenes Phänomen zu erklären. Es ist darin von jener geistvollen Frau wenig und im Wensentlichen fast gar nicht die Rede. Das Interesse soll sich auf Personen des obscursten Namens lenken, Landedelleute, die mit Rahel in Briefwechsel standen, einige gute Freundinnen, Offiziere und Künstler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, die dem größern Publikum bekannt sind. Kurz das unmotivirte Interesse, das wir an diesen Personen nehmen sollen, ist uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erst einigermaßen durch das Buch selbst.

Die biographischen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Gentz sind dankenswerth. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei diesen in einer Freimüthigkeit, die den Verfasser hier plötzlich und auf genialische Weise überkommt. Prinz Louis richtet an Rahel einige Briefe über den Charakter seiner Geliebten, die von einer so schönen Gesinnung, von einer so empfundenen Zerknirschung dictirt sind, daß sie manches Herz zu Thränen rühren müssen. Ein Fürst von edelster Disposition, ausgestattet mit seltenen Gaben des Geistes, zugänglich allen ungemeinen Ideen, aber ohne Stoff für seine glühende Thatkraft und sich selbst ver-

zehrend, sein Gutes sogar verzehrend, ein Charakter so heterogener Zusammensetzung, wie man im Alterthum Alcibiades schilderte — so war Prinz Louis. Aber seine Briefe an Rahel schließen uns noch mehr auf, ein Herz, das uns rührt, weil es der Resignation fähig ist, eine Empfindung, für die man nur Worte hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beschreibt, Lächeln durch Thränen, das rosige, scheinbar hoffnungsvolle Antlitz eines Wesens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über seine Geliebte! Nicht daß er sie anklagt, sich selbst verwundet er mit seinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, schreibt er, aber sie hätte es so tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, sinken lassen, daß sie über jeden edlen Anflug ihrer Gesinnung „erröthe, als müßte sie sich dessen schämen"; auf der Tugend sich zu überraschen, setzte sie in Verlegenheit; etwas Gutes zu sagen, schiene ihr schon so viel, als etwas Unpassendes sagen! An diese Klagen knüpfte sich die Entsagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, so aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, selbst wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen Staatsgehülfen Gentz (Staatsmann kann man den geistreichen Herrn doch wol nicht nennen) macht einen elegischen Eindruck. Also dies war jene conservative Philosophie und Beredtsamkeit, die dem Geiste der Zeit die Spitze bot? Was Varnhagen erzählt, ist neu, gewiß echt; das hatten nur Wenige wissen können, und gut ist es, daß es jetzt Alle wissen. Dem Talent des Verstorbenen alle Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu hoch anschlägt; seinem Charakter Mitleid! Dies war kein Mann; dies war ein Kind, ein verzogenes, naschhaftes, furchtsames, sogar — vor Bärten furchtsames, spielerisches Kind, ein Kind mit tausend Bedürfnissen, nicht bös, aber reizbar und in den meisten Dingen unerträglich. Varnhagen schlägt Gentz's Talent hoch an und sagt doch selbst, es habe zwischen dem Tiefsinn und dem Witz mitten inne geschwebt. Aber ein Talent, das weder das Eine noch das

Andere von diesen beiden Grenzen ist, was kann es bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verstorbene dazu tüchtig gewesen sein. Phraseologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorsprung, daß die Adoption der englischen Politik, die Anerkennung Smith's für seine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ sich dafür bezahlen und konnte sich auf die Länge nur durch dasjenige halten, was zwischen dem Tiefsinne und dem Witze in der Mitte liegt: Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dies in seinem Inhalt lag; er war glänzend sogar, aber von Fett; wer kann leugnen, daß die berühmten Perioden dieses Mannes schwülstiger und sogar schwerfälliger Natur sind? Was dieser Mann seinen Styl nannte, ist kein Styl mehr, seitdem sich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geschichte geändert hat.

Die übrigen Bildnisse des Buches sind, einige Frauen ausgenommen, stark aufgetragen, vielleicht durch sich selbst, durch die Zeit. Nicht Geschichte ist es, was sich hier darbietet, Leben durch die Geschichte, in ihr und bei einigen stärkern Seelen über die Geschichte hinaus. Es ist die interessanteste und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Mensch als Mensch, als ein Wesen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie stieg, als Unzähliges sich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menschen überraschte und die Menschen nicht absorbiren konnte? Dies zu sagen, ist der Zweck der Geschichtsphilosophie; denn der Zweck der Geschichte, den diese Philosophie bestimmen will, ist der Mensch und sein individuelles Leben, nicht die That oder ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensschlüsse, neue Philosophieen, nicht in der Politik und Wissenschaft, sondern im Boudoir, in der bürgerlichen, menschlichen Existenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage sehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, auch mache und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Göttersöhne regnete? Ich darf, um den Wunsch zu bezeichnen, nur auf seine Befriedigung verweisen, die denkwürdigen Details, die diese Bildnißgalerie

über die interessirte Passivität in der Geschichte veröffentlicht. Hier zieht sich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht historisch einseitiger sein können; hier tritt man hinter die Coulissen der Tragödien und sieht die Mienen genauer an, die man machte, als Cäsar fiel und Christus starb. Nur aber Gebildeten ist dieser Reiz des Buches verständlich. Man muß sich für das Meiste die eigenen Commentare machen und Maßstäbe besitzen, um nach dem Mitgetheilten verwandte und angrenzende Verhältnisse messen zu können.

Dies ist jedoch Alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteristik; und diese schließt sich an Immermann's Epigonen an. Wie unlieb es den Verfassern sein mag, ich kann nicht verschweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher malcontent ist. Und diese Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, sondern in Verhältnissen, die persönlich scheinen. Immermann kämpft mit erdichteten Personen, Varnhagen mit wirklichen, wie es scheint, gegen seine Umgebungen. Jener läßt die Phantasie, dieser die Vergangenheit sprechen. Beide streben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieser nach einer, die er in gewissen Verhältnissen verloren zu haben scheint. So bedenklich es ist: diese Stimmungen müssen genauer bezeichnet werden, sie dürfen sich nicht so feige verstecken. Diese Bildnißgalerie ist ein polemisches Buch, und die Widersprüche, die sich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweisen, daß man gut verstanden hat, was Varnhagen von Ense mit seinen Rahelreliquien zu verstehen geben will. Wir wollen muthiger sein als der Verfasser.

Was will der Herausgeber mit seinen Bildnissen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein das, sondern indirect klagt er die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszusetzen? Das ist eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthsel, das man sich selbst lösen soll. Immermann hat sich schon deutlicher ausgedrückt; er sagt: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden." Nun ist dies wol zunächst kein Unglück; es wird aber erst eines, wenn die Regierenden glauben,

den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Wort, wenn etwas fehlte, so wär' es dies, daß die Autoritäten nach unten hin streben; und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz, sie beschützt die Wissenschaft und die Kunst, aber sie macht sie nicht zu ihren Verbündeten; sie verräth nirgends, daß sie keine andern Rechtssätze vertheidigen wolle, als die sie von der Freiheit und der Philosophie entnahm. Es fehlt unserer historischen Existenz seit länger als zwei Decennien die schöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man scheint dasjenige, was man besitzt, nur erhalten zu wollen. Die Literatur ist zurückgesetzt und seit lange auf Unthätigkeit verwiesen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß sie ohnmächtiger Schein werden und sich auf hermaphroditische Weise selbst befruchten. Ich klage niemanden an: es mag in den Verhältnissen liegen und niemand mag daran mehr Schuld tragen, als die Literatnr selbst.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man all' die Punkte bezeichnen, wogegen Varnhagen's Mißstimmung gerichtet zu sein scheint. Da würden politische, religiöse, literarische, conversationelle Fragen aufgeworfen werden müssen. Wir wollen nur als deutlich in seinem Buche ausgesprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Furcht vor der Oeffentlichkeit empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne seiner Gegner neue und größere, als früher, begeht. Er leidet unter dieser Verstocktheit, welche, den Werth der Zeiten nicht begreifend, auf ihre Archive ein siebenfaches Siegel legen möchte und echt aristokratisch es für eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn man von den Großeltern sagt, daß sie menschlich dachten und empfanden und größer noch, als wir. Wenn Varnhagen für seinen entgegengesetzten Standpunkt nicht ganz gerechtfertigt dastehen sollte, so wäre dies nur aus

dem Grunde, weil er seine Absichten nicht recht offen bezeichnet und nur in einer redseligen Mittheilungslust befangen scheint, die niemand begreifen kann, der nicht weiß, was dahinter verborgen ist. Wenn Varnhagen behauptet, man solle sich nicht vor Vergangenem fürchten, so ist das nicht genug. Er muß sagen, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wolle, daß er in dem Neuen etwas vermisse, worauf er uns durch die Erinnerung an das Alte aufmerksam machen möchte. Wir fordern Varnhagen auf, gegen seine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu sein, und die Gelegenheit der Angriffe auf sein neues Buch dahin zu benutzen, daß er so offen wie Immermann sein Verhältniß zur Tageslage ausspricht. Er denke sich einen Staatsmann, der etwa sagte: „Ach, was Schriftsteller! Wir brauchen keine Schriftsteller!“ Und gegen diesen richte er, was er zu sagen hat, und was ihm gewiß auf der Zunge brennt!*)

Henrik Steffens.

1838.

Hier ist ein Mann offen mit seinem Urtheil über die Zeit herausgetreten, aber mit dem schlimmsten, das sich denken läßt. Der Deutsch-Däne Steffens, Professor an der Universität zu Berlin, hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben: „Die Revolution.“ Im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus bekämpft er alle Erscheinungen der neuern Geschichte, die beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorschub leisten. Er faßt alles das, was ihm am Zeitgeist zuwider ist, unter dem Namen Revolution zusammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis

*) Spätere Anmerkung. Varnhagen von Ense ist seinem System treu geblieben. Er wollte nur nach seinem Tode freimüthig sein.

auf — das Junge Deutschland herab. Seine Personen leben glücklicherweise nur so lange, als er ihrer bedarf, um sie diese verschiedenen Abstufungen durchmachen zu lassen.

Dieser Roman, um es kurz zu sagen, ist die gehässigste Zuträgerei, die uns das Ketzermachen der neuesten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unschuldigste in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um so lieber einen größern Raum gestatten, als sich hier eine Gelegenheit bietet, etwas zur Verständigung für Verständige zu sagen.

Vergebens suche ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der sich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Gesichtspunkt bezeichnen will, aus welchem diese Steffens'sche „Revolution" zu verstehen ist. Eine Menge Gedankenfäden laufen ineinander; Historisches, Individuelles drängt sich massenweise. Es ist unmöglich, man kann einem so losen Product, wie dieser Roman ist, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Lassen wir also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beschränken wir uns auf die nächsten, an das Vorliegende unmittelbar sich anknüpfenden Gedanken.

Steffens hat den Ruhm eines originellen Gelehrten, der durch gewandte Rede und ein sanguinisches Temperament in der Geologie, seinem Fach, nicht blos Berge in ihrer Construction schildern, sondern selbst welche versetzen kann. Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung sprechend, auf philosophische Gegenstände abschweifen konnte; während es bei dem Philosophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn dieser von philosophischen Gegenständen auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Steffens, bar aller Systematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen, von phantastischen Anschauungen zu seinen Ueberzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wissen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entsagen, sodaß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus diesem Getümmel endlich durch das reine lutherische Christenthum erlöst hat. Seit längerer Zeit hat sich der geistliche Lichtstrahl als eine ewige Lampe in seinem Herzen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne

Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu sein“; ich gönne ihm das Glück „der kleinen stillen Gemeinde“.

Steffens' Entwicklung ist also keine des Gelehrten; (als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleistet) sondern die eines öffentlichen Charakters. Mit einem productiven Talent einer= und einer originellen persönlichen Beweglichkeit andrerseits begabt, warf er sich in die verschiedensten Fächer, Mineralogie, Philosophie, Politik und Novelle, und leistete nirgend etwas, das eine nachhaltige objective Wirksamkeit gehabt hätte, wol aber immer etwas, das uns seine Persönlichkeit in einer interessanten Metamorphose wiedererkennen ließ. Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir versuchen, seinen unruhigen persönlichen Charakter zu fesseln und aus seinen Schriften mehr das Sub= als das Object festzuhalten.

Steffens gehört zu jenen Charakteren, die vom Manne nur die Gestalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menschen macht, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erscheinung dieses Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, sondern nur ein unbeholfener Dichter ist, wieder. Sein Gemüth ist hingebend, schwärmerisch; aber auch eben so reizbar, leidenschaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, ist Steffens leicht verletzt, was ihn selbst betrifft. Eigensinnig an einer Meinung haftend, wenn sie ihm ausgeredet werden soll, wirft er sie gern selbst weg, wenn ihn seine Laune dazu treibt. Unmäßig in Versicherungen seiner Anhänglichkeit, ist er eben so excentrisch in seiner Abneigung. Die Fluth der Versprechungen schwemmt die Proben und Leistungen hinweg. Was er an sich selbst fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick des Auges schon kann ihm Verdacht erregen. Dies Geberden ist gescheidt, originell, aber Frauenzimmernatur.

So hat sich Steffens in seinen früheren Schriften bewährt; so tritt er wieder in der „Revolution“ auf. Er hat so viel Herbes, Verletzendes in diesem Buche gehäuft, er hat so viel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, ausgesäet, daß er sich beherrschen sollte und nicht zürnen,

wenn wir den Grund dafür nicht in der objectiven Wahrheit, sondern in den Irrthümern seines Gemüths suchen. Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm diese „Revolution" von persönlichem Interesse in Rücksicht auf seinen Charakter ist. Wie oft verwandelt sich nicht diese Novelle in eine Confession, die erdichtete Figur in seine eigene, die Anklage in eine Apologie! Steffens schrieb dies Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu lassen, aber seine Hände in Unschuld zu waschen. Er schildert eine schauderhafte Welt, von der er nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß sie für's Erste nicht gebessert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß dabei wissen, daß Steffens früher zur politischen Opposition gehört hat. Wenn die literarische Jugend Deutschlands sich „in einer confusen Mischung von Philosophie und Poesie" gefällt, so verdankt sie es zum großen Theile den Schriften von Steffens, sie verdankt es dem malcontenten Geist, der in Allem herrscht, was der Deutsch-Däne früher geschrieben. Woraus hätt' ich wol und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Positiven, dies halbe Politisiren und halbe Philosophiren, diese Protestation des Gemüthes gegen das System, dies Grübeln, Parallelisiren, Hin- und Herüberschweifen ohne Rast und Ruhe, ohne Lust am Buchstaben, an der Schranke, kurz diese eigenthümliche Bildung, die wir Alle bis zum Jahre 1830 auf den Universitäten entweder empfingen oder durch die Lectüre der Schriften von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Steffens fühlt dies jetzt, jede Zeile seines Romans verräth das gedrückte Gewissen; und dennoch — warum in der Protestation gegen die falsche Anwendung dessen, was man bei ihm erlernt hat, so viel Trivialität? Doch ich vergesse, daß ich den ästhetischen Werth seines Buches erst später abschätzen will.

Was ist die Revolution? Steffens ist gescheidt genug, einzusehen, daß der Irrthum meist eine mißverstandene Wahrheit ist. Die Revolution ist ein Verbrechen. Aber sie hat ein Princip, das über das Criminalgesetz hinausliegt und mit welchem die Philosophie und die Staatsweisheit sich mit Vor-

sicht abfinden müssen. Von dieser seiner Ueberzeugung läßt Steffens nicht einen Lichtschimmer durchblicken. Er faßt die Revolution schlechthin als die Negation, als die Lust Tumulte zu erregen, zu plündern, aus dem Letzten der Erste zu werden. Die Revolution ist ihm Demagogie und diese wieder eine rein abgeschlossene Tendenz, eine Leidenschaft, ein Laster a priori. Steffens sieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er schildert das Verschwören, das Barrikadiren, die Mittel der Revolution; von ihrem Zweck sagt er wenig oder nicht mehr, als daß ihr Zweck schon in den Mitteln läge, daß die entfesselten Galeerensklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Ist das die Revolution? Ohne Zweifel. Aber nur von einer Seite betrachtet. Wo sind die Irrthümer, die sie begleiten; wo die Phantastereien, die ohne Zittern Königsmörder das Schaffot besteigen lassen; wo die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecherischen Wahlverwandtschaft stehen; wo die Nüancen der politischen und moralischen Ueberzeugungen, die von der Demagogie vervehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufsicht gestellt werden? Wo ist hier ein einziger Repräsentant der vernünftigen Freiheit, des besonnenen Fortschrittes, ein Vertreter der verfassungsmäßigen Monarchie gezeichnet? Wo ist Tiefe der Auffassung? Feinheit der Charakteristik? Ja, wo ist Sinn und Verstand in diesem kindisch-leidenschaftlichen Gemälde der Revolution?

Ein Hauptgrund, warum Steffens die Revolution als Banditenjubel hinstellt, ist die Furcht, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Ansicht, deren man selbst verdächtig ist, recht zu übertreiben, so schützt man sich schon. Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionaire zu zehn Jahren verurtheilt sind. Er beweise mir, daß es solche Bluthunde sind, wie sein „wissenschaftlich gebildeter" Adrian. Er examinire sie, wie sie ihrer Verbrechen schuldig wurden, verfolge ihre Bildung, sehe den Titel des Buches an, das sie sich von der Güte des Festungscommandanten ausbaten! Es ist: „Die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens." Diese Collision muß sich Steffens möglich gedacht haben; denn um sich ihre Ver-

legenheit zu ersparen, schuf er in dem Roman die Figur Theodor's. Dieser Theodor ist Steffens selbst. Theodor mischt sich unter die Revolutionaire, ißt und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er spricht gegen Tyrannei und Aberglauben „im feinern, höhern Sinne“; er hat die Phraseologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz, Theodor ist mitten in der Revolution und erstaunt doch über die Zumuthungen, die ihm nun diese zu machen wagt. Als er sich später bei einflußreichen Leuten über seine Unbesonnenheit anklagt, meint er, und dies mit Steffens' voller Zustimmung: die Dummen verstanden meine „zarte Ironie“ nicht! Also zarte Ironie war alles das, was Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geschrieben hat; zarte Ironie war seine Schrift über Preßfreiheit; zarte Ironie seine „gegenwärtige Zeit“, die den herrschenden Staat in einem seiner schwierigsten Momente so feindlich zu bedienen wußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anschließung an jene Schlesischen Sectirer, die sich einer schönen Frucht der religiösen Zeitstimmung, der Union, nicht fügen wollen? Nun freilich; dann haben wir uns in den Steffens'schen Intentionen geirrt und begreifen den Enthusiasmus, wie sich der reuige Theodor auf das Fach der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Professor mangelhaften historischen Kenntnissen aufhalten, die dem Werke zu Grunde liegen. In dieser Rücksicht ist Alles darin aus der Phantasie, Nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezstaat von einigen Quadratmeilen, sind an und für sich eher lächerlich, als schreckhaft. Aber wie spricht Steffens über Politik; wie spricht er über die französische Revolution! Er hat die Glocken läuten hören; wo sie hängen, wie sie hängen, aus welchem Guß sie sind, darüber findet man bei ihm keine Auskunft. Doch, abgesehen von diesen kindisch-mangelhaften Vorstellungen über Thatsachen und Ereignisse, die auch vielleicht in einer unten noch zu erwähnenden ästhetischen Oekonomie ihren Grund haben können; so ist vordem in der Auffassung seines Stoffes und in der Durchführung desselben bei Steffens höchst

bemerkenswerth: der Geist einer krebsartig um sich fressenden Verdächtigung. Indem Steffens in seinem Buche Alles, selbst die Natur, und Jeden, selbst die unbedeutendsten Persönlichkeiten, mit der Revolution in Verbindung bringt, läßt er das Maß von Schuld, welches dieser oder jener an ihr haben könnte, immer ein abscheuliches Geheimniß sein. Keine neue Person tritt auf, ohne dem Autor, dem Leser und den edlen jungen Polizeiassessoren, welche die Helden des Romans sind, sogleich den Verdacht einzuflößen, sie möchten mit der Revolution unter einer Decke spielen. Der Verfasser ist darin so unbesonnen, daß er seine Figuren deshalb sogar ohne Abrundung schließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. wird deutlich genug gemunkelt, daß auch er im Trüben fische, und zuletzt vergißt dies der mißtrauische Autor. Die Dichtung ist eine Macht. Sie kann in gewissem Sinne verwirklichen, was sie nur geträumt hat. Steffens benutzt diese Macht auf unedle Weise. Möchte die Menschheit behütet werden, daß dieser unruhige, reizbare, mißtrauische Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekäme! Seine Phantasie würde die Schatten verlängern, würde die leisesten Umrisse mit schreienden, anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloseste eine böswillige Absicht legen, und überhaupt alles das an Andern sehen, was er seinem revolutionairen Ursprunge gemäß, an sich selbst zu ertappen fürchtete. Männer, wie Steffens, sind zierliche Goldfische in einer Glaskugel. Sie drehen und wenden sich, ergötzen unser Auge durch ihr Farbenspiel; aber was nützen sie, was sollen sie im Ocean! Steffens ist im Grunde nur das, wogegen er sich so sträubt: geistreich. Man weiß, daß er gegen die „Aristokratie der Geistreichen" geschrieben hat, weil er nach Wirklichkeit, nach positiver Bewährung trachte. Allein gerade, was er nicht sein will, das ist er allein, und das, was er gern sein möchte, würde er nur zum Verderb seiner Untergebenen sein. Jede Organisation, die man ihm überlassen würde, trüge den Stempel seiner Reizbarkeit. Steffens möchte Staatsmann sein und ist nichts, als ein geistreicher Mann. Ein Lob, das Andere beglücken würde, kränkt ihn!

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Steffens

die gesammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Bösewicht, einen Königsmörder läßt er nicht blos in dem Gewande, sondern in der That mit dem wissenschaftlichen Apparat eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man an Schleiermacher, oder einen Juristen, dann würde man an süddeutsche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu seinem Collegen, einem Professor der Naturwissenschaften, der, so wie er, nur mit andern Absichten und Mitteln, in die Politik pfuscht. Wenn Adrian ein Landtagsdeputirter wäre oder sich bei politischen Adressen an die Spitze stellte, kurz, wenn er nur ein freisinniger Mann wäre, dann läge in seinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Allein Adrian ist weit mehr; er ist die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutschland, und zuletzt eine Art Fieschi. Minerva schaudert vor dieser Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wissenschaften forschender Mann wird nicht nur Verschwörungen anzetteln, sondern sie sogar durch einen Mord beschließen wollen! Welche Empfehlung — welcher Verrath an den Wissenschaften! Welch' erbärmliche Erfindung für Steffens als Mitglied einer berühmten Universität, welche Beleidigung seiner Collegen! Hat Steffens die klärende Wirkung der Wissenschaften in sich so wenig verspürt, daß er, seinen eigenen Stand verhöhnend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wissenschaft einen Namen hat, und sein Freund, sein College sein könnte? Dies ist die täppische Indiscretion, die wir oben schon an Steffens rügen mußten, dies Verdächteln, dies Ketzermachen. Adrian ist eine Verhöhnung des Gelehrtenstandes und der poetischen Licenz. Wenn im dritten Theile Adrian's wissenschaftliche Vermittelungsstellung zwischen Frankreich und Deutschland mit den grellsten Fingerzeigen geschildert wird; so fragt man sich unwillkürlich: Wer muß das wol sein? Wen mag der Mann meinen? Und dies soll man nie in Dichtungen, zumal, wenn man so unbesonnen ist,

so deutlich Gezeichnete späterhin als Königsmörder aufzuführen.

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch im Uebrigen Adrian verfehlt charakterisirt ist. Adrian ist ein in Sünden aufgewachsener Weltmann; Steffens giebt ihm eine Natur, wie sie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anstellen läßt, sind jedenfalls so sehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein solcher Charakter höchstens sich selbst, aber nicht Andere tödten kann. Ein Graukopf, der sein Lebelang den Talleyrand gespielt hat, der immer nur Andere in's Feuer schickte, um die Kastanien zu holen, der auf beiden Achseln trug und sich nur aus Verzweiflung für die Revolution entscheidet, soll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weißhaar; sollte man einem Professor, der über Anthropologie geschrieben, einen solchen Mißgriff zutrauen! Wann sind Greise als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieser Einzelheit nicht aufhalten, sondern der Erfindung des Verfassers näher treten und fragen: Welchen Werth hat die Historie?

Hätt' ich die voranstehenden Ausstellungen unbewiesen gelassen, so würde ich, wenn ich diese Frage mit: Keinen beantworte, für partheiisch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe ist es, die mich das Geständniß machen läßt, daß diese Novelle von H. Steffens auch zugleich langweilig ist. Tendenz rächt sich immer an der Poesie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetische Interesse erdrückt. Wo nur Absichten zum Vorschein kommen, treten die poetischen Lichter zurück. Ich glaube sogar, daß dieser Roman (warum Steffens nur von einer Novelle spricht!) ohne Plan geschrieben ist. Seine Erfindung ist mühselig zusammengestoppelt; nirgends organische Einheit. Interessant sein sollende Figuren enden wie Fragezeichen. Man weiß nicht, was mit ihnen geschieht. Erst unter der Hand scheint Steffens dieser Wald gewachsen zu sein; da ist kein Licht, kein Weg, da läuft Alles wild durcheinander. Die beiden ersten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem sie mit einer Steffens'schen Beschönigung des vorhergegangenen Unsinns mit den Worten geschlossen haben: „Die wunderbare

Mährchenwelt ist wieder lebendig geworden" *), soll der dritte Band endlich Aufklärung geben. Man hat gesehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Vfs., in entsetzlich feindseligem Rapport stehen. Todtschlag ist der stete Gedanke, womit Edward von dem demagogischen Naturforscher Adrian verfolgt wird; wie wird sich das aufklären? Woher der Haß? Jetzt spinnt uns Steffens eine Geschichte aus, die mit seltner Trivialität und Menschenunkenntniß entworfen ist. Statt von den Ursachen des räthselhaften Hasses zu hören, hören wir nur vom Haß. Adrian und Louvet hassen sich. Warum? Ja, sie hassen sich a priori. Da macht sich's der Dichter sehr leicht. Adrian und Louvet hassen sich schon, da sich beide noch gar nicht gesehen haben! Steffens fühlt diesen Mangel an Psychologie und sucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft- auf Kraftworte, um diesen Haß, der sogar der Angelpunkt der „Revolution" wird, zu motiviren. Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf seine Beute;" sind keine Motive. Steffens suchte durch einen mechanischen Druck seinem Gedichte die Geschlossenheit zu geben, welche nur die Folge einer organisch tiefen Anlage ist.

Eine unbedeutende Familienmisère zieht sich durch die revolutionairen Bestrebungen des Romans hindurch. Es ist sogar der Fall, daß diese kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leser ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung setzt. Die jacobinische Maschine des Buches treibt eine dumme Geschichte um, die sich zur Revolution verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Riekchen — ein großartiger Gegensatz! Schon deshalb, weil die Fabel ohne Werth ist, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekommt unter diesen kleinen Pachters- und Förstersbegegnungen keine Einsicht in die Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Steffens von der Revolution spricht,

---

*) Mit dieser fabelhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle ihre krummen Phantasieen vor dem Verstande gerade machen zu können.

so ist es gerade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Pastor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in diesem Mangel an positiver Erkenntniß der Geschichte überhaupt und seines Stoffes insbesondere mag es auch liegen, wenn das Meiste in diesem Romane sich wie allegorisches Schattenspiel geberdet. Die Figuren, die das Ganze tragen sollen, treten nicht kräftig aus dem Hintergrunde hervor. Ihre Handlungen werden reflektirt; sie geschehen nicht vor unsern Augen. Das poetische Unvermögen verband sich hier mit einer krankhaften Phantasie, welche die Revolution nach Hörensagen schildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Steffens giebt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettelungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Hermanövriren eine Schilderung, die, wenn sie als Factum genommen werden soll, lächerlich ist, wenn sie als Poesie gelten soll, ermüdend wird. Wie Adrian eine leere und gehässige Abstraction ist, so wird auch sein Thun und Treiben wie ein Schattenspiel an der Wand gegaukelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — spann sie hier, löste sie dort, Boten kommen, Briefe gehen, die Partheien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgesprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. s. w. Das ist Alles so leer, so windig, so abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn diese Machinationen nicht körperlich auftreten und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, im Gewande der Poesie, entgegentreten! Ich muß sagen, daß ich bei diesem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Gesticuliren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil es den untersten Grad poetischer Befähigung verräth, auf eine so abstracte Art nur die Themata der Handlung anzugeben und diese nicht selbst zu lösen. Wenn Steffens seine Loyalität durch irgend etwas bewiesen hat, so ist es dies, daß er die Revolution darstellte wie ein Puppenspiel.

Fast alle Stimmen, die über diesen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine Abnahme der Steffens'schen poetischen Kräfte verrathe und daß die Revolution unter An-

derm auch seinen Ruhm als Erzähler vom Throne stoße. Dies ist in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgesehen von dem verfehlten Kunstwerk, sogar in den charakteristischen Zügen, die sonst Steffens' Romane auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraschendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwischen Luisen und Roller ist ein Plagiat aus Immermann's unvergleichlich schönern Epigonen. Die Atmosphäre, die sonst Steffens um kleine pietistische Kreise zu verbreiten wußte, hat sich verdickt. Was daran noch Werth hat, fand sich schon in früheren Productionen des Verfassers. Es ist eine Litanei, die in jedem seiner Romane wiederkehrt. Kleine Exkurse über die Naturwissenschaften, über die Wasserpolypen und dergleichen müssen dem sentimentalen Naturforscher wol gelingen. Was hilft aber die Poesie der Steine und Kräuter, wo die höhere Poesie des Menschen und der Geschichte verfehlt ist! Der Styl zuletzt ist weniger präcis, als sonst. S. 89 des ersten Theils ist sogar eine einzige neugierige Frage anderthalb Seiten lang ausgesponnen! Das gewaltsame Rudern des Verfassers, um in gewisse ihm liebe Phrasen zu kommen, verräth eine Armuth an Ideen, die niemanden auffallen kann, der den Kreis kennt, in welchem sich Steffens seit seiner Breslauer Abdankung einzig und allein zu bewegen pflegt.

Ich könnte hier aufhören, da ich genug gesagt habe, um diese mit so vielem Lärm ausposaunte und seit mehren Jahren schon immer als der Tröster, der da kommen soll, prophezeite „Revolution" zu charakterisiren. Allein selbst auf die Gefahr hin, daß jemand, der das Buch nicht gelesen hat, mein Urtheil nun erst recht für partheiisch halten könnte, fühle ich mich gedrungen, diese Anzeige mit einer Betrachtung zu schließen, die persönlicher Art ist. Es konnte nicht fehlen, daß Steffens in seiner leidenschaftlichen Verdächtigung alles dessen, was sich nur irgend als Zeitgeist in unsern Tagen zu erkennen giebt, auch auf die deutsche Literatur und diejenigen Schriftsteller kommen würde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geschichte der alten schreiben werden. Steffens bezeichnet das Junge Deutschland an mehren Stellen seines Buches als eine

Genossenschaft, die, politisch genommen, eben so gefährlich wie literarisch geschmacklos wäre. Den letzten Vorwurf wollen wir kürzer, den ersten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literarische Nachwuchs Talent hat, giebt Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier sauer und zu Käse geworden. Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den sie für seine Nase hat. Ich will gegen diese Bilder keine Gegenbilder ausspielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache ist aber die, daß Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele seiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er seine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Goethe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Professor war, daß er seine Bildung anders gewonnen hat, als sie jetzt gewonnen wird. Man sagt wol, daß wir, ehe wir sterben, unser Taufwasser ausschwitzen. Steffens verfällt mit Tieck in dieselbe Melancholie, daß sie ausrufen: Wir waren die Genossen großer Männer, wir sind die nächsten Erben ihres Ruhmes, wir sollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht so an uns anknüpfen will, wie wir an Goethe und die Alten angeknüpft haben! Aus diesem unbehaglichen Gefühl entnimmt Tieck seine Almanachnovellen, Steffens seine „Revolutionen"! Würden wir in Tieck und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entnehmen können, dessen Echo nicht schon in ihnen selbst verhallt wäre, würden wir sie zu Mustern unserer Schreibweise wählen und so unbedingt uns ihnen hingeben, wie der Leipziger Magister Johannes Minckwitz dem Grafen Platen, so würden wir nicht nur Talent haben, sondern unsere Milch würde auch nicht Käse geworden sein und die Poesieen Heine's würden nicht nach Knoblauch stinken. Daß sich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf eigenen Füßen etwas zu improvisiren, beweist ihre Hingebung an Goethe, beweist ihr Versuch, der Hegel'schen Philosophie Methode und Consequenz zu entlehnen, beweist ihre Opposition gegen die Versuche Wolfgang Menzel's, eine Bildsäule im Walhalla unseres Ruhmes nach der andern zu zertrümmern. Nur an Tieck und Steffens knüpft sich

nichts an. Das kann somit nur beweisen, daß beide selbst nur in sich und für sich Werth haben, daß sie Personen und Dilettanten sind, keine Thatsachen und keine Meister.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geschaffen hat, glaube ich herzlich gern; denn niemand kann unzufriedener mit sich selbst sein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß erstens diese fragliche Literatur den Beruf hat, künftige schönere Entwicklungen vorzubereiten, daß sie die unumgänglichen, durch Preßbeschränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu schleifenden Uebergangsdardanellen aus dem Schwarzen in das Marmormeer sind; zweitens, daß sie weit Gediegeneres schon geleistet haben, als die Schriftsteller der Restaurationsperiode, daß sie wenigstens mehr, als die Tromlitz, Müllner, Houwald, ja selbst mehr als die Michael Beer, Schenk, L. Robert u. s. w. ahnen ließen, was eine sich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch persönlichen Reiz erfrischte Literatur ist — wer wollte so unverbesserlich stabil sein, daß er das leugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen ist, daß sich die deutsche Literatur nur noch als Lyrik aussprechen sollte, daß also die Namen, die wir jährlich in unserm Musenalmanach finden, die Rückert, Uhland, Pfizer, Lenau u. s. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Mischgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyrische Gedicht; dann wird man die Fraction, welche wir oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. Gentz, noch Gelehrte, wie erst kürzlich Karl Hase in Jena, noch feine Geschmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftstellerwelt angehören, wie Varnhagen von Ense. Nur Tieck und Steffens glauben versichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Parnasses die Thore öffnen werden.

Inzwischen mag Steffens' ästhetischer Widerwille auf sich beruhen! Ein Anderes ist es mit dem Vorwurf der Demagogie, den er mir und meinen Freunden macht, mit dieser erbärmlichen Rolle, die er den „sich später zum Jungen Deutschland wendenden" Journalisten Wolf spielen und mit den

unsinnigen Theorieen, die er von diesem Narren in extenso vortragen läßt. Wüßte Steffens die schwierigen Verhältnisse, welche uns hindern, seine Anklagen aufzunehmen und sie ausführlich zu widerlegen, so würde er sie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berücksichtigt er nicht einmal die Personen, sondern nur die Dinge, die ihm so gefährlich erscheinen, die Theorieen, zu deren Apostel er seinen Journalisten Wolf macht. Denn die demagogische Rolle, die dieser Narr spielt, wird ihm doch, da sie eine Erfindung von ihm ist, nicht so wichtig erscheinen, daß er darauf eine Anklage stützt? Daß wir Demagogen gewesen sein sollen, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Verbündete der Flüchtlinge in der Schweiz, die den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genossen einstudirten; dieser Verbrechen konnte Steffens seiner Erfindungen wegen nicht entrathen. Wäre ich ein freier Mann, so würde ich über diese boshaften und dummen Verleumdungen lachen; da ich aber alle Ursache habe, mich vom Verdacht der Illoyalität zu befreien, so nenne ich das Steffens'sche Verfahren einen unwürdigen Mißbrauch der dichterischen Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauspiel seinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch spielt mit seinem Puppenspiel die umgekehrte Rolle. Er ist es, der dem Schlafe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politischen Ursprung der jungen Literatur leugne ich nicht; aber so wenig wir in Deutschland ein solches Treiben erlebt haben, als Steffens es in seiner „Revolution" schildert, so wenig hat sich auch jene Literatur factische Excesse zu Schulden kommen lassen. Kein besonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denke ich hier stark, da Steffens' Schriften in ihrer Sphäre verbreitet sind), kein Staatsmann, der sich erinnert, wie ihn die Periode von 1806—13 aufregte, wird sich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politischen Verbrecher aus jener Periode ist so groß, daß man sie nur noch in Masse strafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaß für sie fast auf ein Viertel herabgesetzt hat. Denn es springt in die Augen, daß die Ereig=

nisse des Jahres 1830 den coursirenden Ideen über Politik und Staatsverfassung einen neuen Impuls geben mußten, der so heftig war, daß man wol sagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit sieht hier auch weit weniger eine Veranlassung, nur und immer nur zu strafen, als eine, zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumult der im Jahre 1830 aufgeregten Leidenschaften die Gemüther wieder zurückzuführen, sie zu besonnenen Ueberzeugungen zu bringen und, wenn sie im Widerspruch verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die unleugbaren, für Politik und Geschichte gewonnenen Resultate jenes Jahres sich nur in Uebereinstimmung mit den öffentlichen Thatsachen, für welche die Regierungen einzustehen haben, entwickeln dürfen: das ist unter heutigen Verhältnissen Staatsweisheit. Und in Betreff der Literatur wird die Nachsicht noch gerechter sein müssen. Wer könnte diese so wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen, lagen Gruben, in die man bei Nacht stürzen mußte. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die Gegenwart bot keinen Ersatz. Steffens war ein literarischer Dilettant, Tieck hatte sich aller Anknüpfungen, die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakespearesachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiösen Gebiet war durch den theologischen Partheikampf hoch genug gestiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Persönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, keine Rücksicht mehr nahm, und anderntheils war er so heruntergekommen, daß er sich nur in den gewöhnlichsten Sphären umtrieb und, wenn sich junge Kräfte ihm anschlossen, niemanden den Gedanken einflößte, daß diese Zeitschriften von oben her berücksichtigt würden. Aus allen diesen Elementen mischte sich ein Stoff, den die Ereignisse des Jahres 1830 entzünden mußten. *Es giebt kein Publikum* — von dieser Voraussetzung aus schrieben die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leser zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, ist bekannt genug. Steffens hat den Erfolg gut schildern. Den Anfang, an dem er selbst nicht wenig Schuld trägt, hat er verschwiegen.

Es ist aber jedem Einsichtsvollen zunächst deutlich, daß „die junge Literatur“ das Gebiet der Politik verlassen wollte. Steffens meint, sie hätte es aus Besorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag sie Gründe gehabt haben, welche sie will; sie ist einmal aus einem Gebiet heraus, wo sie sich niemals so benommen hat, wie es sich Steffens' entzündliche Phantasie einredet. Steffens sagt, sie hätte die Politik aufgegeben. Und was sollte sie auch ferner mit der Politik? Wer eine politische Atlantis im Kopfe trägt, muß so vernünftig sein, einzusehen, daß aus Nichts nichts geschaffen werden kann. Wer ein Freund constitutioneller Staatsformen ist und sie als Mittel zu andern Plänen benutzen will, sieht an Süddeutschland, wie wenig sie fruchten. Wer sie da einführen möchte, wo sie noch fehlen, sieht an Hannover, wie lange es währt, bis Formen Wurzeln schlagen, und muß sich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechselseitigen Verständnisses und eines sich in der Regierung selbst erzeugenden Entschlusses sein können. Frankreich faßt unter dem Namen Louis Philippe's allmälig die Ostentation zusammen, die ihm früher Napoleon repräsentiren mußte. Englands Partheikampf ist so alt, wie das Haus Hannover, das es beherrscht, und von Spaniens Kämpfen kann man wol sagen: peccatur intra et extra. Also wie sollte die einzige deutsche Literatur, im Widerspruch mit der französischen und englischen, der nachzuahmen man sie ja grade beschuldigt, sich mit dem Brüten über politische Theorieen die Lust des Daseins verkümmern und sich durch eine unzweckmäßige Opposition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurerwerk zu treiben und sich durch poetische Erfindungen, mögen sie auch noch so schwankend und fehlerhaft sein, in Verbindung mit dem Publikum zu erhalten!

Es wundert mich, daß Steffens, der doch ein so frommer Lutheraner (kein Evangelischer) geworden ist, nicht das Christenthum erwähnt, um welches sich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienst erworben haben soll, daß man es gegen sie vertheidigen mußte, ja bei Einigen sogar offenbar mit Ge=

walt in Schutz nehmen. Warum denn bei Steffens der Jammer um Tieck und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernstes, heiliges Wort über das Christenthum? Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Christenthum mit der Revolution in Verbindung bringen sollte, was mich deshalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verketzerungen doch genug erzielt werden konnten. Der Grund ist vielleicht dieser: Steffens weiß vom Christenthum nichts Anderes zu schätzen, als daß es die Menschen zum Separatismus treibe. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beseligenden Folgen des christlichen Glaubens zu sprechen, von der Heiligung und Versöhnung der Gemüther, der trostreichen Hinweisung auf ein Jenseits, wo alle Widersprüche gelöst sein werden, so benutzt er diese nie, sondern setzt sein Christenthum in die Formalität, in „die kleine stille Gemeinde", setzt es lediglich in die Absonderung, in jenen Protestantismus, der in der That nie zufrieden ist, sondern immer protestirt, immer etwas Apartes für sich sein will. Steffens verräth damit einen seltsamen Zug seines literarischen Charakters. Er ist zum Stabilen nicht geboren. Er erschrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Anderes sein, als wofür man das Recht hat, nach frühern Aeußerungen ihn zu halten. Sind solche Charaktere geeignet, so schwere und bedeutungsvolle Anschuldigungen auszusprechen, wie sie in diesem Buche vorliegen? Daß derjenige, der selbst auf keinen festen Füßen steht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugsam in seinem Stillschweigen über das Christenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir tasteten das Allerheiligste an; dann möchte ich doch fragen, worin nun wol die Religiosität eines Steffens besteht? Er hat sich bekanntlich eine Theorie von der Persönlichkeit ausgebildet, auf die er die christlichen Dogmen, d. h. nicht alle, sondern die ihm gerade gefallen, anzwingt. Er hat sich zum Partisanen der schlesischen Sectirer gemacht, weil seiner Poetasterei dies Conventikelwesen, seiner angebornen revolutionairen Unstätigkeit diese oppositive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden ist, zusagt.

Da läßt sich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit erwerben! Wer weiß, ob Steffens über die Frage antworten kann, die wenigstens mich beschäftigt: Wie ist es möglich, die Religion Jesu mit seiner Geschichte, unsern Verstand, unsere Wissenschaft mit seinem eine Welt erlösenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatischen Inhalt dieses Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Christenthum noch jenen neuen Glanz, daß es sich auch auf dem Standpunkt unserer heutigen Bildung und Bedürfnisse nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, sondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller speculativen Forschung bewährt? Wie gleiche ich meine christliche Erziehung, meine Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche durch Gesang lebendig werden sehe, mit den dem Christenthum so abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geschichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kommt es, daß ich den Ruf eines antichristlichen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologische Partheiwesen mit naturalistischer Rücksichtslosigkeit schrieb, verdiene, und doch gegen Spott das Christenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, seinen blos von Emancipationsgedanken und deistischen Abstractionen beseelten Glaubensgenossen gegenüber Christus und sogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, sich taufen zu lassen. Er ist durch Hegel zu dieser wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Steffens, ob er im Stande ist, diese interessante Erscheinung unserer Zeit zu erklären? Nein, er ist es nicht. Denn wäre er es, so würde er in seiner „Revolution" nicht das plumpste und schändlichste Demagogenthum geschildert haben, sondern diese tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeistes in die positiven, diesen geheimnißvollen Zusammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Resultat anführen will; denn Abgeschlossenes soll damit nicht bezeichnet sein, sondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das sich zum Guten nur und zur Beruhi-

gung aller der Empfindungen, welche durch heftiges Negiren früher verletzt sein konnten, erfüllen wird.

Steffens erwähnt die Religion nicht, wol aber die Sitte. Er stellt ein confuses System von St. Simonismus auf, um dem „Jungen Deutschland" einen fettigen Spiegel vorzuhalten. Das Unsinnigste, was über Emancipation u. dgl. vom Vater Enfantin nur verbreitet ist, wird den vermeintlichen Jüngern desselben zugerechnet. Ich will hier an Goethe erinnern. Falk erzählt von ihm, daß der große Dichter einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er Alles hineinwarf, was ihm an satanischen Gedanken jezuweilen in die Quere kam. Diesen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Faust ging. Die darin aufgehäuften Materialien sollten ihm zur Charakteristik des Mephistopheles dienen. Jeder geistig starke Denker hat einen solchen satanischen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wol zuweilen aufstoßen, wirft. Nun habe ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die sogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches sagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und dessen Inhalt frischweg über uns ausschütteten. Dadurch mußte man selbst für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Jene als ihre Gedanken bekannt zu machen sich schämten. So weiß auch Steffens viel von der Emancipation des Fleisches zu erzählen und kümmert sich wenig darum, daß sich die vermeintlichen Apostel derselben längst die schändlichen Ideen, die derselben zu Grunde liegen, verbeten haben.

Um endlich zum Schlusse und zu einem Resultate zu kommen, so mag es in Folgendem ausgesprochen sein: Steffens' „Revolution" ist ein Zerrbild, das weder ästhetische noch historische Wahrheit hat. Die Revolution ist da, sie ist als ein Verbrechen da; aber sie konnte tiefer, erschöpfender und warnender entwickelt werden. Für diejenigen, die an der Steffens'schen Revolution nicht betheiligt sind, ist sie kein Trauerspiel, sondern eine belustigende Komödie, für die, welche sie angehen soll, ist sie eine Verleumdung und ein schlechter Streich. Ich will Steffens mein aufrichtiges Geständniß machen. Wir waren für politische Träume eingenommen; wir sahen aber

ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja selbst mit Adlerfittichen die Maschine des Bestehenden nicht fortzubringen ist. Wir gaben diese Grillen um so mehr auf, als der blos rationelle Liberalismus weder unserer Phantasie, noch unserer speculativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen. Wir opponiren gegen solche planlose und höchst wahrscheinlich interessirte Verketzerer des Zeitgeistes, wie Tieck und Steffens sind. Wir sind aber über die Nichtigkeit dieser Prätensionen schon so im Reinen, daß wir überall der Kritik entsagen und nach Productionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten sehnlichst von den Regierungen, daß sie unsere Bücher wenigstens nur einer Censur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder sie gedruckt werden. Wir wünschten, die Theater stünden den jungen Kräften frei, um sich auf ihnen in objectiven Gebilden zu üben. Wir wünschten, die Einigung zu Zeitschriften, die Steffens, als Herausgeber eines zwanglosen Journals, ja auch für wichtig hält, würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunst, nicht einmal Fürsten, die wie Karl August von Weimar denken; so bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns so für desinficirt anzusehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Müchler, Hofrath Raupach sind. Dies ist allerdings eine gewisse doctrinaire Richtung, die aus der Poesie gern in die Geschichte, aus dieser in die Religion, aus der Religion in die Philosophie dringt; aber dies ist gerade jenes Gebrechen, woran Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir auch über Mineralogie sprechen und in die Mystik gerathen, daß wir die Flötzgebirge ersteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmärchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit am Positiven, die Entfremdung gegen die Staatsraison, ihm diese Trennung unserer Ideen vom in der Wirklichkeit Gegebenen. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als solches auf, er schrieb, ich sage nicht, gegen die Censur; nein! gegen die stehenden Heere, gegen die administrative Verwaltungsform der Zeit.

gegen die Grundlagen, worauf der moderne Staat gebaut ist. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und vom Factischen zu abstrahiren. Er hat dies praktische Ungeschick der neuern Literatur am meisten verschuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu sprechen, ohne Theolog zu sein, über das Recht, ohne Advocat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medicin zu sprechen, ohne Arzt zu sein. Wenn es einen Encyklopädismus giebt, der sich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen, so gab Steffens dafür den Ton an, und das Gewissen ist es, das ihn bestimmt, die zu verdammen, die, wenn sie verdorben sind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, so ist es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müssen, ist es seine Ansteckung.

Ich habe mich hier nur polemisch ausgesprochen. Wenn die Fluth der Anschuldigungen zu hoch steigt, wer möchte, was ihm das Theuerste ist, die Ehre und den guten Namen, nicht zuerst in Sicherheit bringen? Ich bin aus meinem untern Stock aufgescheucht und mußte in die Rauch- und Anschwärzungskammer fliehen, wo man sich wol in Acht nimmt, nicht zu viel Ruß auf die Kleider zu bekommen. Nun sich diese Wasser verzogen haben, möge man mir gestatten, auf meinen eigenen Standpunkt wieder zurückzukehren und von diesem aus die friedliche, Angeberei verschmähende und Grund mit Gegengrund austauschende Verständigung fortzusetzen! Auch ohne genöthigt zu sein, gegen angeschuldigte gefährliche Verbrechen und vor allen Dingen gegen den Vorwurf des Unsinns mich hinter die Schanze der Klugheit zu legen, hoffe ich auf ein zufriedenstellendes Ergebniß. Wendet gegen uns ein, was ihr wollt, nur zwingt uns nicht, uns gegen den Vorwurf einer eben so lächerlichen, wie trivialen Weltverbesserung zu vertheidigen. Wir suchen den freien Mann — nicht das freie Weib, — wir suchen die Wiedereinsetzung des Geistes — nicht die Wiedereinsetzung des Fleisches; — wir suchen Gott — nicht weil wir ihn verloren haben — sondern weil in ihm nur derjenige wahrhaft selig ist, der ihn selbst gefunden hat!

Karl Seydelmann.
1844.

„Alles Schöne ist schwer!"

Eine Handvoll Erde und dann Ade! Der Geistliche, der auf dem Friedhofe in Berlin den letzten katholischen Segen über die leere Hülle des Künstlers sprach, nahm eine Handvoll Erde und warf sie dem Sarge nach. Die zahllosen Leidtragenden, die der Leiche gefolgt waren, machten es wie der Priester. Dieser hohle, polternde Klang war des Schauspielers letzter Applaus.

Der Künstler hört ihn nicht mehr, dieser Beifall belohnt, spornt ihn nicht mehr. Hin ist die feine Ironie auf seinem denkenden Antlitz, hin sein Fleiß, seine Vertiefung in die Charaktere! Seydelmann war! Ist man jung, gewöhnt man sich schwer an den Tod. Man glaubt ihn nicht, man hält es für unmöglich, daß ein solches Auge geschlossen, ein solcher Mund verstummt sein könnte. Seydelmann soll fehlen? Und doch, es ist. Er ist ausgestrichen. Eine Lücke, eine kurze ehrfurchtsvolle Pause, und die Glieder rücken zusammen. Stand hier früher jemand? Die Generation nach zehn Jahren wird keine Ahnung davon haben. Seydelmann war. Bestialisch gesinnte Neider werden das Ihrige thun, sein Andenken zu verkleinern.

Wenn aber bedeutende Menschen sterben, so haben sie ein Recht, ihre Seele hinieden in die Hände ihrer Freunde zu befehlen. Dafür haben sie mit diesen gelebt, dafür haben sie diesen ihr Innerstes gezeigt. Wie die scheidenden Freunde ein Recht, haben die überlebenden eine Pflicht. Sie sollen Zeugniß ablegen von dem, der nicht mehr für sich selbst reden kann, sie sollen Vorurtheile widerlegen, Mißverständnisse berichtigen, sie sollen von dem, was die Welt an einem Todten besessen, die innern Verbindungsfäden zeigen. Auch geht der

Strom der Zeiten so schnell! Die Fluth verschlingt, was gestern noch in grüner Fülle lebte. Diese Zeit weiß zu absorbiren! Schrecklich, wie kalt, wie bald sie vergessen kann! Und nun gar ein Schauspieler! Wiederholen wir keine Gemeinplätze, aber der Schauspieler schreibt sein Gedächtniß in Wüstensand, den der Wind verweht, in Wellengekräusel, das von selbst zerrinnt. Kein Mensch wird leichter zur Sage, als der dramatische Darsteller.

Und noch betrübender steht es um die Dauer des Seydelmann'schen Gedächtnisses, wenn man bedenkt, daß sein Talent das Unglück hatte, sich nur in einer dramatischen Uebergangsperiode zu bewähren. Er hielt den hereinbrechenden Verfall der deutschen Schauspielkunst eine Weile auf. Er spielte größtentheils ein altes Repertoir, jene dramatischen Rollenmumien, die sich seit fünfzig Jahren in der Theaterwelt erhalten haben. Es wurde ihm nicht zu Theil, was ich ihm vor acht Jahren in zwei Aufsätzen: Phantasieen über Seydelmann*) so sehnlichst wünschte, die Verschwisterung seines Talentes mit einer neuen literar-historisch bedeutend werdenden Richtung. Die von mir damals verheißene Richtung der dichtenden Talente auf die Bühne ist eingetroffen, Seydelmann war ihr nicht fremd geblieben, aber das Schicksal rief ihn zu früh von Bestrebungen ab, die in zehn Jahren schon andere Resultate werden geliefert haben, als das kühle und scheelsüchtige Mißtrauen der alten Herren und das neidische Schelten der productionsunfähigen jüngern jetzt für möglich hält. Nur noch zehn Jahre hätte er leben sollen, um wenigstens fünf Rollen, die bis dahin geschrieben sein und sich erhalten dürften, zum ersten Male gespielt zu haben. Wir wissen nicht mehr, wie Garrick, Eckhoff, Schröder, Fleck spielten, aber wir haben Shakespeare, Goethe, Schiller, Schröder's und Iffland's eigene Productionen, und nach diesen erhält sich die Vorstellung, die Ahnung ihres Spieles. Wenn man an Seydelmann herummäkelte, ihm heute das Genie, morgen das Gemüth absprach, so war zum großen Theil sein

---

*) Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Stuttgart 1836. Erster Theil. S. 195.

Repertoir daran schuld. Sein Repertoir waren damals, als er alle Federn in Bewegung setzte, Rollen, die Jeder schon ein Dutzendmal in seiner Jugend von andern Schauspielern gesehen hatte, und, wenn irgendwo, gilt es in der Schauspielkunst: Wer zuerst kommt, mahlt am besten. Das Geheimniß, warum in Frankreich die großen Schauspieler nicht aussterben, liegt eben auch in dem ewig jungen Repertoir. Seydelmann traf es unglücklich. Die Zeit von 1815 bis noch vor wenig Jahren weiß zwar von einem muntern Bühnenleben, hunderttausend Vaudevillen und einer glänzenden Opernperiode, aber national und literarisch wurde die deutsche Bühne nur schwach unterstützt, und so kam in die Leistungen vortrefflicher Schauspieler etwas Gemachtes, Künstliches, stubenmäßig Ausstudirtes, was man denn auch Seydelmann und überwiegend mit dem größten Unrecht vorgeworfen hat.*)

Ich sah Seydelmann zum ersten Male in Stuttgart vor zwölf Jahren. Ein zwanzigjähriger junger Mann, der den Kopf voll Politik hatte, verstand ich nichts von der Bühne. Ein Galeriebesucher kann nicht harmloser sein, als ich damals im Parterre saß. Es erfreute mich eben Alles. Ich weinte und lachte, wie es gerade an jeder Stelle sein sollte, und die Darsteller selbst flossen mir so ziemlich in ein Kaliber zusammen. Die Gewöhnung machte den Geschmack raffinirter. Aber doch gestehe ich, von Seydelmann's damaligen Leistungen wol Eindrücke, aber keine Meinung behalten zu haben. Ich sah ihn meist in den Raupach'schen Stücken, die alle schnell hintereinander gegeben wurden. Seydelmann kam nicht mehr aus dem Hermelin und Purpur heraus. Wenn ich sage, das ewige Jambengebelfer klingt mir noch im Ohr, so bitte ich um Verzeihung für diesen Ausdruck, aber ich weiß das Echo, das ich von jenen Abenden habe, nicht anders zu bezeichnen. Der Eine rief immer: „Dem Kaiser gehört die Welt" — der Andere: „Dem Papst gehört sie zu" — und so ging das durch ein ganzes Winterabonnement hindurch. Außer den

*) Wie ist dem durchaus von der Natur schwach begabt gewesenen Ludwig Dessoir der Narciß zu Gute gekommen! Seine hinfällige, stöhnende, ächzende, fragmentarische Spielmanier wurde ihm zum Guten angerechnet; aus der Noth wurde eine Tugend gemacht.

Hohenstaufen sah ich noch viele andere Stücke, aber alle von Raupach. Von einem Trauerspiel, das einen neugriechischen Stoff behandelte, habe ich noch die Vorstellung Seydelmann's als greiser Türk Abdallah, wie er mit der Fackel auf dem Kirchhof seine todte Tochter sucht. Ykelula! Ykelula! klingt es mir noch im Ohr. Auch Ossip sah ich, eine Rolle, worin Seydelmann viel Anfechtung zu erleiden hatte. Wie Abdallah immer rief: Ykelula! so rief Ossip immer: Axinia! Meine Axinia! Seydelmann soll den Ossip mit gebrochenem Deutsch gesprochen haben. Namhafte Schauspieler versichern mich, daß er hätte weinen können, wenn man die Intention nicht verstand, die er damit verband. Ich gestehe, daß ich diese Intention nicht würde verstanden haben, doch bezweifle ich, ob er wirklich gebrochen sprach. That er's, dann habe ich's ganz gläubig hingenommen und es damals sehr schön gefunden. Ich reflectirte nicht. Auch Raupach's Till wurde gespielt. Dazwischen Einiges von der leichtesten Art, z. B. Commissionsrath Frosch und sogar Hähnchen im Fest der Handwerker, wo denn freilich des verstorbenen Rösicke Berliner al Fresco-Colorit und Krakehlerton von dem vornehmeren Manne nicht getroffen werden konnte.

Diejenigen Rollen, durch welche ich über die künstlerische Bedeutung Seydelmann's klarer wurde, waren der Abbé de l'Epée, der Parasit, besonders aber Mephistopheles, den Seydelmann damals zuerst auf die Stuttgarter Bühne einführte. Seinen Abbé de l'Epée hat man später nicht wahrhaft empfunden nennen wollen. Mich rührte er, aber mehr wüßte ich nicht davon zu sagen. Klarer war mir der Parasit. Diese Wiedererweckung eines von Schiller bearbeiteten französischen Lustspiels war ein Verdienst, das sich Seydelmann speciell erwarb und das von dem engern Kreis der Stuttgarter Theaterfreunde auch anerkannt wurde. Seydelmann selbst war in der Rolle des Selicour ausgezeichnet. Er spielte nach der französischen Maxime: glissons, n'appuiyons pas! Einen besondern Reiz gewährte sein hier passend angebrachtes Klavierspiel, worin Seydelmann eine achtbare Fertigkeit besaß. Mephistopheles überragte dann Alles, was ich bisher von dem fleißigen Künstler an Eindrücken empfangen hatte. Diese

Verlebendigung der hundertmal gelesenen Worte hatte ich mir nicht möglich gedacht, und noch jetzt, wo ich viele Teufel auf der Bühne gesehen habe, bleibt mir der Seydelmann'sche der eindringlichste, weil der wesenhafteste. Die Andern sind meist nur Sprecher. Interessant ist aus dem Munde des unvergeßlichen Künstlers folgende Bemerkung: „Ich habe den Mephistopheles erst verstanden, als ich in Weimar den Herrn von Goethe sah. Diese Ironie! Dieses ungeheure satyrische Uebergewicht über die Menschen! Diese Weltverachtung! Ich stand vor ihm wie der Schüler vor Mephisto. Seitdem bildete ich mir das aus, was ich geben wollte."

Schon damals begegnete ich dem Künstler dann und wann persönlich. Es geschah bei W. Menzel, einem Landsmanne Seydelmann's, der ohne Zweifel das erste Verdienst hatte, daß er nachdrücklicher auf ihn aufmerksam machte. Menzel widmete den einzelnen Leistungen Seydelmann's im Morgenblatte ausführliche Besprechungen, ja er sattelte sogar seinen Hippogryphen zu einigen Distichen, die sich in seiner „Reise nach Oesterreich" wieder abgedruckt finden. Beide Naturen hatten etwas Verwandtes und hielten sich dadurch in einem wechselseitigen Verhältniß, das etwas beinahe ängstlich Respectvolles hatte. Im Mißtrauen waren sie sich beide gleich, im Beherrschen einer ursprünglich cholerischen und nur mit Mühe niedergehaltenen heftigen Natur mußten sie beide den gleichen Lebensmaximen folgen. In der gegenseitigen Verehrung dieser in vieler Hinsicht gleichartigen Menschen mochte, bei aller Ehrfurcht vor einander, eine gewisse beklemmende Spannung liegen, die einen innigeren Freundschaftsbund nicht aufkommen ließ. Auf Seydelmann's Neigung zu historischen Portraitirungen waren W. Menzel's historische Liebhabereien gewiß nicht ohne Einfluß.

Nachdem sah ich den Verstorbenen erst mit dem Ende des Jahres 1834 wieder. Der Gesichtskreis für dramatische Beurtheilung hatte sich erweitert, die Vergleichung der Leistungen von Bühnen, wie Manheim, München, Prag, Dresden, Berlin, Leipzig, Hamburg bot einen Maßstab, wo der Verstand und die kühle Kritik schon ihre Zeichen eingekerbt hatten. Der Genuß, den ein wahrer Künstler bot, mußte sich jetzt, da ich

ihn zergliedern konnte, steigern. Erst jetzt hob sich mir das Spiel Seydelmann's aus seinen Umgebungen heraus. Ich wußte, was eine Rolle verfehlen heißt, und genoß es, wenn ich sie getroffen sah. Seydelmann's unermüdlicher Fleiß entfaltete ein Gebild nach dem andern. Mochten auch vielleicht seine damaligen Leistungen in Stuttgart mehr Reste des unmittelbar vorhergegangenen Studiums an sich tragen, gleichsam nicht ausgewischte Linealstriche, mochte er als denkender Darsteller gerade in jener Zeit die meisten Spuren des Ateliers mit auf die Bühne bringen, so war es doch eine harmlose Periode, in der er sich gab, wie er war. Er hatte noch nicht die vernichtenden Vorwürfe von Verstandescalcül, mangelndem Gemüthe, berechnetem Studium gehört; man hatte sein innerstes Künstlerbewußtsein noch nicht untergraben, und so war das, was er damals in Stuttgart gab, unstreitig frischer, lebendiger, unternehmender, als was ich später von ihm in Berlin sah. Er befand sich damals in der Zeit der vollsten Mannesblüthe. Was ihn im bürgerlichen Leben zwickte und zwackte, das ertrug er damals keineswegs mit jener rührenden Resignation, an der er zuletzt untergegangen ist, sondern er lärmte und tobte sich aus, und das war gut für seine Natur, noch besser für seine Kunst. Seine Gebilde trugen das Gepräge der innersten Spannung, der subjectivsten Elasticität, während sie in späterer Zeit oft zu einer Objectivität hinuntersanken, die ganz dicht neben der Natur stehen mochte, aber auch etwas Mattes, Gedrücktes, Bestäubtes hatte, was er in seinen Geständnissen zu Gemüthern, die ihn verstanden, einräumte. Er wies es nicht zurück, wenn man ihm sagte: „Spielten Sie doch zuweilen Ihre Hähnchens, wie in Stuttgart, Ihre Nathans würden dadurch frischer werden!"

Seydelmann stand damals auch einer mit dem Stuttgarter Hoftheater verbundenen Theaterschule vor. Daß seine auf diese Anstalt verwandten Bemühungen fruchtlos waren, lag an dem gänzlich bühnenunfähigen Naturell der Schwaben. Schon der unausrottbare Dialekt bot unübersteigliche Hindernisse. Auch bei Concerten entzog er sich der erbetenen Unterstützung nicht und bildete jene Neigung zur

öffentlichen Declamation aus, die ihn auch in Berlin nicht verlassen hat.

Theaterintriguen kannte ich damals nur dem Namen nach. Ob deren in Stuttgart stattfanden, weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß Menschen, die später Todfeinde wurden, damals in der besten Freundschaft lebten. August Lewald, der noch ein Jahr zuvor, eben aus Paris kommend, von Seydelmann wenig gehalten hatte, war allmälig sein leidenschaftlicher Bewunderer geworden. Durch ein langes Theaterleben abgestumpft für theatralische Eindrücke, ging er nur in die Vorstellungen, um Seydelmann in seinen besten Scenen zu sehen. Er sammelte damals den Stoff zu einem Buche über Seydelmann, das aus wirklicher Hingebung für den Verstorbenen geschrieben ist. Auch Moritz, der später die Ursache werden sollte, daß Seydelmann Stuttgart verließ, fehlte damals dem Freundeskreise nicht. Jeder gab sich noch frei und unbefangen. Noch hatte der unselige Dämon der Zwietracht seine von glatten Mienen bedeckten Rückhaltsgedanken nicht ausgesäet. Lewald, der ein Talent für solche Gedächtnißfixirungen hat, mag diese Zeit beschreiben. Er vergesse aber dabei weder die Pilgerfahrt zum landwirthschaftlichen Feste und das Mittagessen im Canstätter „Ochsen", noch seine eigenen humoristischen Kalbsbratenabende, noch die nächtlichen Pickenicks bei dem Jüngsten in dem vierblätterigen Kleeblatt, dem Referenten selbst, zu dem über eine enge Treppe drei Menschen hinaufstiegen, die später in so grimme Opposition gegen einander gerathen sollten.

Das Einzige, was Seydelmann damals für seine künstlerischen Bestrebungen vermissen mochte, war ein größeres und anregungsfähigeres Publikum. Die meist sinnigen und in sich gekehrten Schwaben freuen sich erst über die schönen Eindrücke der Bühne, wenn sie nach der Vorstellung zu Hause bei ihrem Salat sitzen. Dann habe ich sie oft recht enthusiasmirt gefunden. Im Theater selbst sind sie mäuschenstille. Aergerliche politische Verstimmungen mochten damals noch hinzukommen, eine Anstalt, die zwar das Land unterstützt, an der aber der Hof die meiste Freude hat, nur kühl zu beurtheilen. Seydelmann nannte sein Verhältniß zum Stuttgarter Publikum eine Ehe zwischen einem jungen lebensfrohen Mann

und einer alten dicken Witwe, die zwar Geld giebt, aber auch dafür Liebe verlangt, die man nicht empfindet. Der Vorschlag einer reisenden Gesellschaft im größten Style, die im Interesse des classischen Dramas Deutschland durchzöge, kam unter uns zur Sprache. Die Schauspieler haben später über diesen Vorschlag gelacht und Seydelmann beschuldigt, er hätte junge, unpraktische literarische Phantasten mit solchen Chimären an der Nase herumgeführt. Warum diese böswillige Beschuldigung? Man bedenke die Zeit, wo dieser Vorschlag gemacht wurde. Vor zehn Jahren fielen Ideen dieser Art nicht auf den Weg. Das Theater, wie es war, ermangelte einer innigeren Beziehung zu den Bedürfnissen der höhern Bildung. Die Jugend vollends wußte nicht, was sie mit der Bühne anders machen sollte, als sie in der Art, wie sie war, zu ignoriren. Selbst eine so praktische Bühnenroutine, wie die Lewald's, konnte damals auf den Gedanken gerathen, in der Weise der von ihm beschriebenen Mittenwalder Passion (im bayrischen Hochgebirg) große Naturtheater unter freiem Himmel vorzuschlagen, Theater, zu welchen nicht das Publikum, sondern ein Volk pilgern sollte, um darauf ohne Coulissen, aber mit kolossaler Comparserie dargestellt zu sehen Shakespeare, Schiller und was sonst noch eigends für diesen Zweck geschrieben werden sollte. Von einem Manne, der zu gleicher Zeit für die praktische Bühne eine Theaterrevue (bei Cotta) eröffnete, nahm sich das empfehlend aus. Seydelmann folgte diesen Flügen, und schlimm genug, wenn der Schmerz über die ihm in Berlin geschenkte kalte Aufnahme eines Theiles der dortigen Kritik ihn so herabstimmen mußte, daß er Gott und den neun Musen dankte, wenn er dort nur mit seinen großen und kleinen Rollen auskam.

Um noch einen Schritt weiter zu gehen, so glaube ich nicht, daß Seydelmann so sehr das Bedürfniß eines neuen Repertoirs hatte oder den Wunsch nach einer Wiedergeburt unserer dramatischen Literatur aussprach, wie sich dies wol bei andern gebildeten Schauspielern in unserer Zeit findet. Er scharrte sich aus der Theaterbibliothek alte Rollen hervor und hauchte denen ein neues Leben ein. Man muß dies natürlich finden bei einem Schauspieler, der den Ehrgeiz hatte,

sich den höchsten Mustern anzureihen. Es umgaben ihn damals in Stuttgart dichterische Talente, aber man kann ihm den Vorwurf machen, daß er niemanden zur dramatischen Production anregte. Er sehnte sich darnach, das alte Schröder'sche und Iffland'sche Repertoir durchzuspielen, was bedurfte er der jüngern, noch dazu unreifen und wenigstens damals der Bühnenanforderungen bis zur Naivetät unkundigen Literatur? In Berlin wurde das anders. In Berlin, im Strom einer nimmer ruhenden dramatischen Bewegung, faßte ihn diese Bewegung wider Willen. Auch mußte er es müde werden, sich ewig den Vergleichungen mit Fleck und Devrient ausgesetzt zu sehen. Er fand, daß es für seinen Ruhm einträglicher sein würde, wenn er neue Rollen creirte, als wenn er alte neu belebte. Eine Rolle wie „Reckum" rentirte ihm mehr, als Polonius und Anderes, wobei er mit dem Vorurtheil zu kämpfen hatte. Und so soll es auch sein. Nur wer seiner Zeit sich widmet, der gehört auch den spätern Zeiten an.

In Seydelmann lebte damals über seine Künstlerschaft eine so sichere Beruhigung, daß bei ihm ein Plan, den ich ihm im Jahre 1835 von Frankfurt aus vorlegte und der von der Schauspielkunst, als solcher, entfernt lag, Anklang fand. Nach einem glänzenden Gastspiel auf der Frankfurter Bühne kamen einige Actionaire derselben auf den Gedanken, ihm bei einer im Werk stehenden Umgestaltung derselben ihre Leitung zu übergeben. Auch der Titel eines Intendanten stand dabei in Aussicht, wenigstens hatte ihn Franz Grüner, an desse Entlassung gearbeitet wurde, seither geführt. Der bekannte Liedercomponist, Wilhelm Speyer, Seydelmann persönlich befreundet, verwandte seinen in artistischen Dingen für Frankfurt gewichtigen Einfluß, um den Künstler zur Annahme dieser Directionsführung zu bewegen. Man hätte der Frankfurter Bühne nur Glück wünschen können. Sie würde eine Pflanzschule bedeutender Talente geworden sein, da sie so recht in der Mitte liegt, um der lockenden Werbetrommel eines Namens, wie Seydelmann, auch ein allgemeines Echo zu geben. Dieser Name war damals im westlichen Deutschland von bezauberndem Klang.

Ob Seydelmann den ihm von Frankfurt gemachten Antrag benutzte, um seinen Stuttgarter Contract zu verbessern, weiß ich nicht. Der Tod Ludwig Devrient's gab jedenfalls seinen Wünschen und Plänen eine andere Richtung. Ob es ihm gleich Anfangs Ernst sein mochte, selbst wenn er in Berlin gefiele, dort zu bleiben, bezweifle ich fast. Es lag in seiner Art, eigenthümliche Combinationen zu machen. Er hat gewiß zwischen dem Gedanken gewählt: Entweder in Berlin, auf dem großen Markt, mit allen Klippen einer beendigten Carrière, oder in Stuttgart, zurückgezogen auf ein Terrain, das dir gehört und wo du Muße hast, dich auf Gastspiele vorzubereiten, die dich der Welt jung, frisch und neu erhalten! Ich sage nicht, daß er so combinirte. Ich sage nur, daß seinem besorgten und überlegten Gemüth solche Combinationen ähnlich gesehen haben würden.

Endlich im Frühjahr 1835 reiste Seydelmann zu seinem Probegastspiel nach Berlin. Er ging über Frankfurt. In seinem ganzen Wesen drückte sich die innere Spannung des Ehrgeizes und einer bänglichen Besorgniß aus. Er ging einer Prüfung entgegen, die zu seinem Nachtheil ausfallen konnte. Zwischendurch erhob ihn wieder sein inneres Bewußtsein zu einem leicht verletzbaren Selbstvertrauen, sodaß man kaum wußte, sollte man ihm die Dinge, die seiner in Berlin harrten, als schwer oder leicht darstellen. Bald sah er mit nachdenklichem Ernst in die bunten Bläschen einer Tasse Chocolade bei Georgi und hörte an, was es in Berlin für ihn würde zu beobachten geben, bald klapperte er fröhlich mit dem Löffel und war wieder seines Sieges gewiß. In den literarisch-artistischen Kreisen Frankfurts herrschte damals noch mehr Einigkeit und gemeinsame Begeisterung als jetzt. Schnell war ein Festessen zu Ehren des Gastes veranstaltet. Der Becher kreiste. Heiterkeit belebte die Unterhaltung. Seydelmann trug einige dramatisirte Anekdoten aus dem Schauspielerleben vor und erregte namentlich durch eine Scene aus der Münchner Coulissenwelt großes Gelächter. Wenn man bezweifelte, ob Seydelmann eine angeborne schauspielerische Anlage besaß, so konnten gerade diese und ähnliche Anekdoten für sein ur-

sprüngliches Talent zeugen. Ein von mir ohne vorhergegangene Berechnung, in der „Blüthe des Augenblicks“ gesprochener Toast sagte ungefähr: Seydelmann möchte nach Berlin gehen und den Kranz der Meisterschaft, der dort auf den Gräbern Iffland's, Fleck's und Devrient's läge, nun auch auf sein Haupt setzen, ein Geleitswunsch, den mir Professor Gubitz, Fleck's Schwiegersohn, sehr übel genommen hat.

Es ist bekannt, daß sich Seydelmann damals in Berlin zwar die Anerkennung einer großen künstlerischen Bedeutung erwarb, zu gleicher Zeit aber vom überwiegenden Theil der Kritik vielerlei Anfechtungen zu erleiden hatte. Es war nicht die Rollenauffassung, über die man stritt, sondern sein höherer Werth wurde in Abrede gestellt. Man wollte Alles an ihm kalt und überlegt finden. Man stritt ihm die Weihe, vor Allem die Weihe des Gemüthes ab. Er überwältige nicht, hieß es, wie Devrient gethan, er wäre ein studirtes Talent, kein ursprüngliches Genie. Bedenkt man nun, daß diejenigen, die damals an Vorwürfen dieser Art unerschöpflich waren, später seine eifrigsten Lobredner wurden, Männer von unbestechlicher Selbstständigkeit, von Geist sogar und langer Theatererfahrung, so sollte sich die Kritik daraus eine Lehre nehmen und dem ersten Eindruck, ob dieser nun günstig oder ungünstig, kein Vertrauen schenken. Noch kleinlicher war es, daß man den Künstler die Theilnahme entgelten ließ, die er bei einer Literaturrichtung gefunden, die gerade von Berlin aus mit Mißgunst und Leidenschaftlichkeit verfolgt wurde. Auch das Lewald'sche Buch erwies sich Seydelmann eher nachtheilig als förderlich.

Seydelmann hatte zu kämpfen mit dem ersten Eindruck seiner Persönlichkeit. Das etwas volle Gesicht erlaubte kein lebendiges Mienenspiel, die blauen Augen konnten es braunen oder schwarzen an bald rollendem, bald stechendem Ausdruck nicht gleichthun. Dem Organ gab die Schwere der Zunge einen breiten, hohlen Klang. Es schien ihm Mühe zu machen, die Worte hervorzupressen. Bei leidenschaftlichen Stellen des Dialogs schlug die Stimme zwar nicht über, ließ aber zuweilen kreischende Töne vernehmen, die, man möchte fast sagen, etwas Thierisches hatten. So bedurfte es denn einiger Ge=

wöhnung, ehe man mit dem nicht günstigen ersten Eindruck fertig wurde. War man aber einmal an den Klang dieser Stimme gewöhnt, so bekam sie dem Ohre wohl. Man entdeckte in ihr eine Melodie, einen angenehmen Tonfall, und jetzt, wo der treffliche Künstler geschieden ist, bin ich gewiß, es klingt dem Berliner Publikum noch immer die Seydelmann'sche Redeweise im Ohre nach, wie ein altes Lied, dessen Rhythmus uns mit Jugenderinnerungen erfüllt.

Die Darstellungseigenthümlichkeit Seydelmann's stand im vollen Gegensatze zu dem, was man seit dem Ueberhandnehmen der Schiller'schen Richtung und den Idealitätsdramen für schauspielerische Meisterschaft gehalten hatte. Die Darsteller sollten durch ihre Mittel hinreißen. Die Persönlichkeit sollte das Studium vergessen machen, und nur zu oft gaben die Schauspieler statt des Studiums ihre Persönlichkeit. Den höchsten Culminationspunkt dieser subjectiven Darstellungsweise erreichte die Kunst durch die Art, wie sie Ludwig Devrient trieb. Schon Fleck traf (nach Tieck) nur das, was seinem Naturell zusagte, und Devrient verfehlte bekanntlich Alles, was außerhalb seines Naturells lag. Er hat nie mehr vermocht, als sich in seinen Leistungen eines bestimmten dämonischen Inhalts zu entledigen; was über diese, seine dämonische Urkraft, gewöhnlich Genie genannt, hinauslag, wußte er nicht zu bewältigen. Gegen den Reiz einer solchen Subjectivität etwas einwenden zu wollen, wäre thöricht. Sie hat bezaubert und sich in unvergeßlicher Erinnerung erhalten. Aber fern sollte es jedem Aesthetiker bleiben, sich von Erscheinungen so meteorischer Art blenden zu lassen oder gar ihre Art und Weise für die allein bedeutungsvolle auszugeben. Seydelmann bezeichnet die Reaction der Schule gegen das Naturell. In dieser rein objectiven Bedeutung seiner Stellung hätte man ihn schon damals in Berlin anerkennen müssen.

Es geschah dies auch von Seiten der jungen philosophischen Kritik. Die Begeisterung, deren gerade die wissenschaftlichen Kreise für Seydelmann fähig wurden, ging nicht aus der damals in Berlin herrschenden Sucht hervor, jede bedeutende und hervorragende Erscheinung sogleich für die Parthei

zu gewinnen, sondern die philosophische Kritik war wirklich von der Einheit, innern Gliederung, Consequenz und objectiven Ruhe in Seydelmann's Gebilden überrascht. Die Zahl der Künstler, die sich über den Geist ihrer Rolle, über den Gedankeninhalt ihrer Worte Rechenschaft zu geben wissen, ist ja so klein. Es ist noch nicht damit gethan, daß man Shakespeare und Goethe dem Wortsinne nach versteht, bewundert und nach den hervorragendsten Schönheiten wiederzugeben weiß. Die Totalität einer Rolle will erfaßt und gleichsam aus dem Bewußtsein des Künstlers reproducirt sein. Diese Täuschung gab Seydelmann. Seine Leistungen waren neben der ursprünglichen Virtuosität auch Producte einer gewissenhaften Bildung, und diese Bildung, diese Grundlage reifer und ernster Studien, dieses sichere Fundament eines Künstlerlebens lernt man gerade in dieser Sphäre, wo sich Routine und flackerndes Irrlicht so anspruchsvoll bewegen, am gebührendsten schätzen.

Seydelmann's zweites Berliner Gastspiel war eine Ergänzung zum ersten. Hätte er vielleicht Anfangs seine Stuttgarter Stellung behalten mögen, so trieb es ihn nun, sich in Berlin voll auszugeben, keine Rolle zurückzubehalten, das Terrain sich um jeden Preis zu erobern. Reizbarer als je mochte er in seine heimischen Verhältnisse zurückkehren. Der Humor, mit dem er früher die beschränkten Einsichten seines Stuttgarter Intendanten*) ertragen hatte, wollte ihm nicht wiederkommen. Er witterte überall Verrath und Mißgunst. Eine seiner reizbaren Stimmungen gerieth in Widerspruch mit der andern. Eine Menge Rückhaltsgedanken, die er früher nicht ausgesprochen hatte, äußerte er jetzt mit schneidender Schärfe. Es war in seinem Innern eine Krisis eingetreten, die nicht anders geheilt werden konnte, als durch den Umzug nach Berlin. Es war ihm Bedürfniß, sich vor einem Publikum, dessen

*) Seydelmann sagte einmal zu diesem, dem verstorbenen Grafen Leutrum: „Herr Graf, wissen Sie, daß Immermann angekommen ist?" — „Weiß es, weiß es," — antwortete der gräfliche Theatervorstand, — „Immermann ist angekommen: kann ihn aber nicht spielen lassen!" Er hielt ihn für einen vacirenden Schauspieler und verwechselte ihn mit Jerrmann.

entscheidende Competenz ihm drückend war, vollständig zu entwickeln, in seiner ganzen Kraft, in seinem ganzen Werthe.

Außerhalb Berlins verbindet man mit den Absichten, die Seydelmann nach Berlin gezogen haben, verkehrte Vorstellungen. Man glaubt allgemein, sein Ehrgeiz hätte nach einer Stellung getrachtet, wie sie ehedem Iffland einnahm. Diese abenteuerliche Vorstellung war Seydelmann fremd. Er dachte nicht daran, sich durch solche Pläne seine künstlerische Unbefangenheit zu trüben. Auch würde seinem praktischen und weltklugen Blicke bald ein solches Ziel unter den gegenwärtigen Verhältnissen unerreichbar erschienen sein. Iffland konnte an einer Bühne Director werden, die sich eben erst aus dem Zustand einer sogenannten Truppe zu einem festeren Gesellschaftsbande vereinigte; aber wie ist jetzt unser Bühnenwesen organisirt! Die oberste Behörde ist eine glänzende Hofcharge, mit der man noch lange nur die Adeligen betrauen wird. Die Schauspieler, sind sie an einem Hoftheater lebenslänglich engagirt, halten sich für Staatsdiener und leiden sehr darunter, daß man sie noch nicht statt mit Händeklatschen mit Orden auszeichnet. Die Vermittlung zwischen dem Chef und dem Personal bildet ein förmlicher Beamtenorganismus, eine Bureaukratie, deren Rang- und Stufenwesen dem Schauspieler jede Ausschreitung aus der ihm gezogenen Bahn unmöglich macht. Die Bühne ist in ihren Finanzen vom Hofe abhängig, und es ist bekanntlich nicht die Sache der Höfe, wartende Wünsche, sich zurückziehende Anliegen, schlummernde Bedürfnisse zu erkennen. Seydelmann mußte sich glücklich schätzen, den Beifall Friedrich Wilhelm's III. zu erhalten. Darüber hinaus würden dem Könige seine Entwürfe närrisch, wenn nicht gar vermessen vorgekommen sein. Und in der That, Seydelmann war mit seinem Künstlerruhm vollkommen zufrieden. Schon die Regie wird am Berliner Hoftheater für eine so imposante Würde gehalten, daß er für ein stufenweises Erklimmen jener Charge weder die jungen Jahre noch die Lust haben konnte. Die Wünsche und stillen Neigungen, die seine Brust verschloß, lagen in einer ganz andern Region, als im Schauspielhause drei Treppen hoch, Eingang von der Charlottenstraße.

Ich sah Seydelmann 1840 und 1841 wieder. Wie hätte ich ahnen mögen, daß ein so nahes Scheiden bevorstand! Das erste Mal war er heiterer, strebender und beruhigter als je. Er nahm in der Gunst des Publikums eine Stellung ein, die keine Kritik mehr zu untergraben vermochte. Auch seine Gegner waren seine Bewunderer geworden. Das Schicksal keines neuen Dramas schien gesichert, wenn nicht Seydelmann's Name unter den Mitwirkenden auf dem Zettel stand. Graf Redern, dem sich das Engagement dieses Künstlers zum Verdienst anrechnen ließ, erkannte ihm jede nur einigermaßen seiner Persönlichkeit entsprechende Rolle zu. Die Einführung des Faust auf die Bühne hatte Kasse gemacht und machte sie täglich, so oft diese Vorstellung nur angesetzt wurde. Es war für Seydelmann eine Freude, mitten im Engagement eine solche Zugkraft zu üben. Die Bildung seines Publikums hob ihn. Es spornte ihn, vor berühmten Gelehrten, strebenden jungen Studenten, Künstlern und der Elite weiblicher Bildung zu spielen. Er war immer gewiß, daß seine Darstellung anregte und nur dann Widerspruch fand, wenn sie auf alle Fälle Veranlassung geistreicher Erörterung wurde. Mit Entschlossenheit blickte er damals dem Leben in's Auge und versah sich von ihm noch reicher Freude, der tiefsten Anregungen. Seine Rollen spielte er leichter als je. Die Zeit des ängstlichen Austipfelns war vorüber. Nicht mehr wie sonst schrieb er sich selbst seine Rollen ab und markirte sie sich mit Zeichen und Linien. Er lernte rasch, wie es das wechselnde Repertoir bedingte. Altes mischte sich mit Neuem, Bleibendes mit Vergänglichem. Nie war er als Darsteller so sehr Virtuose wie damals. Er spielte leicht und gefällig, innerlich, herzlich. Den Verstand hatte er an die Kette gelegt, er störte ihn nicht mehr so wie früher. Nie hatte er früher diese Laune entwickelt, nie den Gegenpol derselben, die Rührung, so wahr und ergreifend getroffen.

Dabei hielt er noch lange nicht dafür, auf der Höhe seiner Leistungen angekommen zu sein. Nicht nur, daß in seinem Rollenverzeichniß manche Figur stand, die er noch, seines Ruhmes wegen und um der leidigen Vergleichung willen, zu geben hatte, auch die Bildung eines neuen Reper=

toirs hatte ihm Interesse abgewonnen. Karl Blum pflegte ihm manche drollige Figur aus dem Italienischen oder Französischen zu übertragen, Raupach war noch nicht ganz verstummt, Holtei legte ihm Mancherlei an's Herz und von allen Seiten drängten sich junge Dichter an ihn heran, die ihm historische Charaktere von Noah bis Napoleon zu schreiben versprachen. Besonnen hörte er der Analyse jedes Planes zu und ermunterte zur Ausführung, wenn er wirkliches Talent sah. Mancherlei Zudringliches lag ihm freilich so zur Last, daß er nicht wußte, wie er es abschütteln sollte. Vorschläge, die sich innerhalb der Bühnenpraxis hielten, waren ihm die liebsten. So hätte er nichts lieber gesehen, als wenn ich ihm einen Charakter geschrieben hätte, der mit seiner Stellung zur Welt Aehnlichkeit haben sollte, einen Charakter, an dem das Schicksal des Verkanntwerdens nagte. Ein Stück, worin jemand den Ruf der Herzlosigkeit durch edle, aber nur in der Stille gekannte Tugenden Lügen strafte, ein Drama, wo die Katastrophe einen verkannten, von aller Welt aufgegebenen und mit Undank und Medisance verfolgten Menschen entweder schauspielartig zur rechten Zeit oder tragisch zu spät rechtfertigte, ein Drama dieser Tendenz hätte seinen ganzen Menschen ergriffen, er hätte ihm seine Seele eingehaucht. Stünde ich einer Bühne so nahe, wie man es muß, um Gedanken und That schnell in Eins fließen zu lassen, Seydelmann hätte gewiß noch von solchen und ähnlichen Charakteren Spuren zurückgelassen.

Und Seydelmann war ein Anderer, als wofür ihn ein großer Theil der Welt halten wollte. Im Kampf des Lebens, in der Nothwendigkeit, unverrückt ein vorgestecktes Ziel zu erreichen, mochte er sich eine Philosophie ausgebildet haben, die etwas Hartes, Schroffes, vielleicht Egoistisches hatte. Das Herbste an ihm war keine Untugend, sondern ein Unglück, das Mißtrauen. Es lag ein Flor über seinen Augen, der ihm Alles schwarz erscheinen ließ. Das Leben, die Schläge des Schicksals hatten diesen Flor gewoben. Er konnte nicht dafür, daß ihm der Glaube an die Menschen wankend geworden war. Wer im Leben etwas Ernstes erstrebt, wer

etwas Bedeutendes im Kampf gegen Neid, Mißgunst, Gleichgültigkeit der Menschen durchsetzen will, der kann nicht jedermann heiter in's Gesicht lachen und ein immer fröhlicher Allerweltsfreund sein. Unglücklicherweise war Seydelmann in der Lage, daß er heiter scheinen mußte, wo es ihm düster zu Muthe war, und daher kam das Unheimliche, dämonisch Aengstliche und moralisch Unsichere in den Annäherungen an ihn. Der Widerspruch des angebornen und eingewurzelten, an sich aber schmerzlichen Mißtrauens mit den tausend Gelegenheiten, wo man unbefangen scheinen und lächeln sollte, dieser Widerspruch läßt sich nicht so leicht wegwischen. War er nicht sichtbar, so fühlte man ihn bei alledem, und daher die Anklage gegen Seydelmann's Herz, die sich, wenn man es gekannt hätte, in Mitleid verwandelt haben würde. Dies Herz konnte aufthauen, konnte sich auflösen. Dies Auge konnte weinen — weinen über sich selbst. Diese Hand konnte krampfhaft die unsrige fassen und durch einen Druck sagen, was die Zunge verschwieg. Auch dann sah uns der Arme noch fest in's Gesicht, bohrte sich tief in unser Auge und forschte: Bist du auch nicht falsch? Und erst wenn keine Falte in unsern Mienen zuckte, wenn die Tafel des Antlitzes offen und hieroglyphenlos vor ihm lag, wenn ihm aus unserm Auge die Wahrheit sonnenhell entgegenstrahlte, dann verwandelte sich dieser gefürchtete Talleyrand der Bühne in ein heiteres, glückliches Kind, umarmte uns und war eines Enthusiasmus fähig, wie wir ihn nur in den Weihemomenten kennen, wo wir lieben und die Claviatur unseres Wesens um einen Ton höher gestimmt ist.

Unvergeßlich liebe Stunden waren mir die, wo ich mich mit ihm verabredete, unmittelbar nach Tisch zu ihm zu kommen und die Zeit bis zum Theater in anregendem Gespräch zu verplaudern. Die Sonne drückte und lag sengend auf dem großen Dönhofsplatze, an dem er wohnte. In seinen Zimmern hatte er's sich schattig kühl gemacht. Er wohnte, obgleich verheirathet, wie ein elegant eingerichteter Garçon. Links neben einem Empfangssaale lag ein freundliches Zimmer, das an den Wänden und in den Ecken überall die Spuren einer geschmackvollen Bildung verrieth. Die Bibliothek zeigte ältere

und neuere Werke in zierlichem Einband. Ein Flügel von schönem Klang stand immer offen. Seydelmann phantasirte auf ihm mitten im Gespräch. Dies Gespräch war das harmloseste und erheiterndste. Wir hatten der gemeinschaftlichen Berührungspunkte so viele. Fertigte er mit kurzem kaustischen Witze die Vorkommnisse der täglichen Bühnenchronik ab, so bot oft eine einzige Rolle Stoff zu stundenlanger Debatte. Nie wies er den Tadel seiner Auffassungen zurück, nie fühlte er sich durch die Rüge einer seiner Leistungen, wenn man sie motiviren konnte, gekränkt. Die in diesen Fällen gewöhnliche auffahrende Empfindlichkeit der meisten Schauspieler war ihm gänzlich fremd. Sein sinniges und sinnendes Wesen gab immer Gehör, und wo bei ihm die Ueberzeugung waltete, erntete man gewiß die Anerkennung, daß er sagte: Ich will's künftig so machen. Freilich lieferte er auch oft Zeichnungen von so correcter Schönheit (z. B. Alba im Egmont), daß man nicht ein Stäubchen daran hätte entdecken mögen. Auch manche Rollen, die er gern gespielt hätte, aber der Concurrenz wegen am königlichen Theater nicht spielen konnte, gaben Stoff zu Besprechungen, wo er reich an neuen Gesichtspunkten war. Zu diesen gehörte besonders Wallenstein. Auf diese Rolle, zu der ihm die Fähigkeit nur von der bornirtesten Theaterroutine abgesprochen werden konnte, hatte er ein sehnliches Verlangen. Wir waren darüber einig, daß diese Rolle meistentheils vergriffen wird. Man giebt sie im Heldentone und vergißt, daß sie vom Dichter in einer Weise gezeichnet wurde, die von den Auffassungen Alba's, Cromwell's und ähnlicher Charaktere nicht besonders verschieden ist. Ich möchte sagen, man spielt den Wallenstein fett; er muß mager gespielt werden. Sternenseher und Zeichendeuter haben kein Embonpoint. Daß für ihn diese Rolle an der Kette lag, verstimmte ihn, doch hat er gegen den Darsteller, dem sie in Berlin gehörte, sich nie gegen mich leidenschaftlich geäußert. Es war dies Rott, zu dem er in einer a priori schiefen Stellung stand, einer Stellung, zu deren Beurtheilung mir die Materialien fehlen.

Seydelmann's Collegialität hat man nicht gerühmt. Man muß aber auch hier gerecht sein. Entsprang sein Mißtrauen

aus der (gleichviel ob wahren oder eingebildeten) Voraussetzung, viel Feinde zu haben, so glaubte er deren die meisten gerade unter seinen Collegen zu finden. Und darin hat er sich nicht geirrt. Man höre die Urtheile besonders älterer Schauspieler über Seydelmann! Sie wissen nur sein Glück zu rühmen. Einige Federn hätten ihm einen Namen gemacht, in summa wär' er ein kalter Rechenmeister gewesen. Man muß wissen, wir Deutsche besitzen eine Menge Garricks und Talmas, die nur zu bequem sind, von Buxtehude auf Reisen zu gehen und in Berlin und Wien die Lorberbäume kahl zu machen. Eine leichte Inspiration nennen diese Herren Genie, sie thun sich etwas zu Gute darauf, von ihrem Genie rühmen zu hören, daß ihm nur die rechte Pflege mangle, und verdutzen ein kleines Publikum ein Vierteljahrhundert hindurch mit Rollen, die sie mit etwas rhetorischem Talent dem Souffleur nachsprechen. Wo sie den Souffleur nicht verstanden haben, machen sie Kunstpausen, legen ungewaschene Phrasen eigener Erfindung ein oder umschreiben den ihnen vorgeflüsterten Dialog mit einer Dreistigkeit, die jeder Achtung vor dem Autor Hohn spricht. Während sich jüngere Talente nach Seydelmann bildeten, verfolgten ihn diese unentdeckten Talmas mit geifernder Verachtung. Seydelmann wußte dies und war im Allgemeinen gegen die Schauspielerwelt kühl und schloß sich vertrauend nur an die Frauen auf der Bühne an. In Berlin, wo allerdings die collegialischen Verhältnisse auf einem fast ceremoniellen und kalt noblen Fuß eingerichtet sind, fehlt die innigere Verbindung mit den Uebrigen. Oft während Seydelmann spielte, hätte er in den Coulissen die harte Kritik seiner Collegen hören können. An einer Bühne, die gerade, wie die Berliner, für *einzelne* Genres so viele Talente darbietet, strebt eben Jeder nach Anerkennung, Jeder ist einmal beklatscht und hervorgerufen worden. Im Jahre 1841, als Seydelmann's körperliche Verstimmungen anfingen, fiel eine nachdrückliche Störung des collegialischen Friedens vor, die auf seine Gesundheit einwirkte.

In einer Vorstellung des Tell, während der Rütliscene, wollte Seydelmann bemerkt haben, daß zwei seiner mitspie-

lenden Collegen die darzustellende Situation parodirten. In einer Aufwallung seines so leicht gereizten Mißtrauens bezog er die Scherze, die er gehört haben wollte, auf sich, oder wenn auch nicht, es hatte sich schon lange bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, es sei nothwendig, diesen während der Scenen bei großen Ensembles, wie er behauptete, üblichen und tiefeingerissenen Possen und Plaudereien ein Ziel zu setzen. Er schrieb an die beiden Mitglieder einen Brief, dessen Wirkung er kaum überlegt haben mochte. Es war ein unmittelbarer Erguß seines Zorns, bittere Lauge voll beißender Kraftausdrücke. Seydelmann's ursprüngliches Genie zeigte sich nie mehr, als in seinem Dialog, in seinen Briefen. Da fehlte jene Glätte seines Spieles gänzlich. So sauber seine Handschrift, so regellos, wild und voll anschauungsreicher Originalität war seine Ausdrucksweise. Keine Curialphrasen, keine Umschreibungen im Ton des Geschäftsstyles gab es da, sondern Alles kam unmittelbar, kurz, schlagend, voll Gedanken und ungesuchter, treffender Bilder. In diesem Styl war auch jener Beschwerdebrief geschrieben. Mit dem Einen der Betheiligten erfolgte bald eine Aussöhnung, der Andere verklagte ihn. Seydelmann, den längst der erste Brief (es folgten mehre) wieder reute, war höchst niedergeschlagen, daß man ihn wegen solcher im Interesse der Kunst ausgebrochenen Mißhelligkeiten vor einen bürgerlichen Gerichtshof ziehen wollte. Doch war ihm Kleinmuth fremd.

Seine Vertheidigung setzte er selbst auf, und, meines Erachtens, völlig unjuristisch. Er räumte alle Anklagen des Gegners ein, machte keinen Versuch, sich zu entschuldigen, benutzte aber die Gelegenheit, gründlich und ausführlich seinen Zorn über die von ihm gerügten Mißbräuche auszuschütten. Weil ich denn doch in's Zuchthaus muß, sagte er, so will ich auch die volle Wahrheit sagen. Es lag in diesen seinen schriftlichen Gegenreden eine durchaus tüchtige Gesinnung. Doch griffen sie ihn an. Der ganze Handel wirkte untergrabend auf sein Inneres. Er vermißte das Künstlerische, Collegialische an dem Streite, und sein Unmuth wuchs, wenn er bedachte, daß sein Gegner ein junger Darsteller seines Faches war, der sich ihm früher vertrauensvoll angeschlossen

hatte. Es ist ein Kennzeichen so trübgestimmter Gemüther, daß sie Liebe zwar nie und nirgends voraussetzen und doch unglücklich sind, wenn sie diese dann auch richtig nicht finden.

Im Jahre 1841 fingen die augenblicklichen Störungen seiner Gesundheit an. Vorstellungen wurden aufgeschoben, und oft, wenn sich der Beklagenswerthe die Kräfte nicht zutraute, plötzlich abgesagt. Sein Leiden war eigener Art. Man kann nicht sagen, wieviel davon im Gemüth, wieviel im Körper seinen Sitz hatte. Hat die Obduction das Räthsel dieses Nervensiechthums gelöst? Haben die Scalpiermesser der Chirurgen gefunden, wo es in ihm krankte und nach Hülfe oder Erlösung rang? Ueber die theuersten Interessen seines Innern hatte die Sage damals viel zu erzählen. Die Gerüchte widersprachen sich im Einen und ähnelten sich im Andern. Zwei Dinge scheinen mir unerschütterlich fest zu stehen. Einmal Seydelmann's reinste Sittlichkeit. So lebhaft er empfand, so zauberhaft die Schönheit des Weibes auf ihn wirkte, er beherrschte diese Regungen mit einem sittlichen Ernste, der noch eine Nachwirkung seiner ersten Jugenderziehung war. Eine zweite Tugend war seine zarte Scheu, Dinge zu berühren, über welche ihn zudringliche Neugier oft nur zu gern ausgeforscht hätte. Erschloß sich sein Inneres von selbst, hatte er an Freundesbrust das Bedürfniß, seine zerrissenen Zustände mit ungeheuchelten Thränen auszuweinen, so verließ ihn selbst dann nicht eine edle, zartfühlende Discretion. Er schilderte Schmerzen, ohne die zu nennen, die sie ihm verursachten: es war, man kann wol sagen, etwas Anonymes, in das er den Freund einblicken ließ. Ein tiefverzweigtes Seelenleiden war unverkennbar. Es zu zergliedern, ist nicht an der Zeit. Man hat die ihm feindlichen Lebensmächte oft genannt, aber auch in deren Schilderung nicht immer das Rechte getroffen. Er hatte viel heilige Scheu vor gewissen Ueberlieferungen, ein treues und dankbares Gemüth, das dem, was ihn vielleicht aus übergroßer Fürsorge quälte, doch nimmer wehthun wollte. Gerade in diesem Zwiespalt seines Innern, in diesem Bedürfniß nach Umänderung und der Anhänglichkeit an die Gewöhnung, die so oft, wie er klagte, wieder die Gestalt von Liebe und Freundschaft an=

nimmt, in diesen Kämpfen lag sein Leiden. Mag nun dies Leiden von den Nieren, Eingeweiden und dem sonstigen Flickwerk unseres Daseins ausgegangen sein, oder umgekehrt die Krankheit der Eingeweide von den Verstimmungen der Seele, Eines bedingte jedenfalls das Andere und stand und fiel mit ihm. Die Gedanken an einen plötzlichen Tod, ja an einen Tod, wo sich ein finsterer Dämon seiner willenlos bemächtigen und ihn jählings in die Tiefe stürzen könnte, verließen ihn nicht mehr. Er konnte sich wol im traulichen Gespräch, beim perlenden Schaumweinglase, unter vier Augen, zu einer Excentricität steigern, wo Alles in ihm glühte und alle Nerven zuckten, aber die allmälige Abspannung, bei einer Fahrt durch die schattigen Alleen des Thiergartens, warf auch wieder einen so langen Schatten von Melancholie über ihn, daß man nicht ohne die tiefste Rührung von dem ausgezeichneten und so unglücklichen Manne scheiden konnte.

Ein Beweis, wie verleumderisch jene Anklagen sind, die sein Spiel nur aus dem Verstande herleiteten, liegt in der Thatsache, daß damals auch seine dramatischen Gebilde die Krankheit seines Herzens verriethen. Sein Spiel wurde mehr als je Abdruck seiner Seele. Alle seine Rollen umflorte eine rührende Wehmuth. Die Thräne stand ihm näher als je und er hielt sie nicht zurück. Der Ton seiner Stimme war matter geworden. Man mußte sich anstrengen, ihn immer deutlich zu verstehen. Wenn ich oft, unklar über das, was in seinem Innern vorging, ihm sagen mußte: „Seydelmann, gestern Abend wieder Mattsilber" — so lächelte er und sagte: „Sie sind die Hamburger Freskomalerei gewohnt" — und doch hatten wir Beide Recht. Seydelmann spielte damals zum ersten Male den Schewa. Es war eine Leistung, die im vollsten Maße Beifall fand und Beifall verdiente. Sie war aber so zart angelegt, so scheinbar ängstlich umrissen, so beklemmend tonlos vorgetragen, daß sie im Zuschauer einen Schmerz zurückließ, der nicht blos in der Rolle lag, sondern eben auch in Seydelmann's damaliger Tonart, in dem Moll, in welchem damals alle seine Leistungen gesetzt erschienen.

Von einer Badereise hoffte Seydelmann Genesung. Sein leidender Zustand nahm aber immer mehr zu. Lange Pausen

unterbrachen sein künstlerisches Wirken. Die Pein für einen Mann, der so mit ganzer Seele seiner Kunst gehörte, muß fürchterlich gewesen sein. Und diesen Zustand, sollte man es glauben, hielt die auswärtige Theaterwelt — für Verstellung. So eingewurzelt war das Vorurtheil gegen den gefeierten Künstler! Er will sich neu erhalten, hieß es, er spielt Komödie, er will sich nicht unter den Herrn von Küstner stellen lassen. Trauriges Loos, wenn man die Wahrheit seines Lebens durch den Tod besiegeln muß!

Das Erschütternde in Seydelmann's plötzlichem Heimgang lag in dem Unerwarteten, kaum Geahnten, ja auch in unserer Beschämung. Man hatte diesen Schmerzen nicht glauben wollen und jetzt war der Arme das Opfer derseben geworden. Und auch das Großartige seines Todes liegt in dieser Beschämung. Er war ehrlicher, als die Menschen glaubten. Oder nennt ihr den Tod auch eine Theaterkrankheit?

Ich hätte diese in Trauer geschriebenen Erinnerungen lebendiger machen können durch Einflechtung von Briefen, die ich seit Jahren von des Verstorbenen Hand besitze. Doch liegt mir theils im Augenblick nicht Alles vollständig vor, theils dürften die Briefe noch zu frisch im Andenken stehende Gegenstände berühren. Seydelmann war in seinen Briefen kein Diplomat. Er nannte Alles beim Namen, hielt nie etwas von seiner Ueberzeugung zurück und war so vielseitig gebildet, ein so aufmerksamer Beobachter seiner Zeit und besonders seiner Umgebungen, daß man in seinen Briefen über Vieles, was dem Tage angehört, die freimüthigsten Aeußerungen findet. Seydelmann's correctes Spiel sprach sich in seiner Handschrift aus, die ein Muster von Kalligraphie sein konnte und selbst dann, wenn er schnell schrieb, dem Auge wohlthat. Sein Styl war das baare Gegentheil dieser Handschrift. So flüssig uud symmetrisch diese, so zerrissen und fragmentarisch jener. Seydelmann's Briefstyl war etwas ihm eigenthümlich Angehörendes. Der nächste Ausdruck war ihm der willkommenste. Wo die Worte nicht genug sagten, nahm er die Interpunktionszeichen zu Hülfe. Für den, der ihn kannte, lag in der Anwendung dieser Zeichen eine vollständig ausge=

malte Scene. Wollte er den Unwillen über irgend eine Dummheit ausdrücken, so schrieb er: „! — o! — !“ Wollte er die gänzliche Grundlosigkeit einer Sache ausdrücken, so schrieb er? „Warum??? — ?? — ??“ Ein solcher Brief war eine Unterhaltung; denn die vielen Zeichen und Parenthesen zwangen, sich mit ihm so zu beschäftigen, daß man auch zwischen den Zeilen las. Seinen Unwillen über etwas Schlechtes drückte meist nur ein einfaches kurzes „Pfui!!!“ aus. Auf weitere Eröterungen ließ er sich selten ein. Wo ihm etwas gleichgültig war, schrieb er: „Bah!!“ einen Laut, den er auch im Gespräch oft kalt wie ein Franzose aussprechen konnte. Es war in dieser Ausdrucksweise nichts Gesuchtes, sondern etwas ihm Natürliches. Den Wort- und Wendungenvorrath bot die übliche Theatersprache, boten die Reminiscenzen aus tausend und einer Rolle; nur die Anwendung war bei ihm neu und eigenthümlich.

Ich bin am Ziele. Hat mein Gedächtniß sich nicht erschöpft, mein Herz hat sich ausgesprochen. Die Huldigung, die dem Künstler, die Werthschätzung, die dem Menschen gebührte, liegt in diesen Blättern selbst, die fragmentarisch schon gesagt haben, wie groß und edel der theure Todte war. „Alles Schöne ist schwer“, hatte Seydelmann unter sein Bild geschrieben. Er wünschte, daß man diesen Spruch als eine Ironie gegen einen Theil seiner Collegen ansehen möchte, er wollte keinesweges sagen, daß der Schönheit der Schweiß an der Stirne stehen müsse. Nie gab Seydelmann eine Leistung, die mit jenen Gypsabgüssen zu vergleichen gewesen wäre, woran sich noch die nicht abgefeilten Spuren der Drähte, welche die Form zusammenhielt, wiederfinden. Seine Schöpfungen, bei der Lampe überdacht, waren freie, heitere Gebilde, wenn sie vor die Menge traten. Oft auch war die Natur sein Studierzimmer. In Charlottenburg wohnend, wählte er jenen neuen, von Lenné so heiter umgestalteten Theil des Thiergartens zu seinem Atelier. An einem rauschenden Giesbach, unter hängenden Weiden, auf einer grünen Gartenbank befestigte er die Rollen, die er auch wortgetreu in seinem Gedächtnisse hatte. Er war ein Künstler in jedem Athemzuge seines Lebens. Die Ideale nur schwebten seiner rin-

genden Seele vor, er hörte nicht auf, zu formen und zu gestalten. Wo er ging und stand, war seine Phantasie angeregt, es war der heiligste Ernst, in dem er für seine Kunst glühte. Fern war ihm frivole Erholung, Kartenspiel, Gelage, gedankenlose Zerstreuung. Er geizte mit der Zeit, die ihm das Geschick so spärlich zugemessen hat. Bedurfte sein immer thätiger Geist der Abspannung, so ging er in Gesellschaften, denen er sich harmlos mittheilte, suchte das Gespräch des Gelehrten, des bildenden Künstlers, am meisten aber der Frauen, gegen die er eine nie zudringliche, nie eitle, aber doch stets aufmerksame und heitere Galanterie entwickelte. Er lernte in solchen Augenblicken, wo er sich zu erholen schien. Nie verließ ihn jenes sinnende Lächeln, das stets auf seinen Mienen lag und ihnen den schalkhaften, klugen und nur von beschränkten Menschen gefürchteten Ausdruck gab. Seine Leutseligkeit, seine Gefälligkeit, die man stets in Anspruch nehmen durfte, waren Zierden seines Charakters, die innig mit seiner Künstlerbildung zusammenhingen. Sie waren der Ausdruck jener künstlerischen Harmonie, die sein Sein durchdrang. Man hat diese über einem innern Vulkan schlummernde Seydelmann'sche Ruhe selten verstanden. Man hat sie Weltklugheit, Diplomatie genannt, man hat diese Ruhe gefürchtet wie den stillen Wasserspiegel eines unheimlich grundlosen Sees. Mit schreiendem Unrecht! Seydelmann's Ruhe war die Frucht seiner Bildung. Es war die sittliche Beherrschung seiner Leidenschaften, die Goethe'sche, objective Klarheit eines Künstlergemüths. Der Mensch wurde der Abglanz des Künstlers.

Die Trefflichkeit der Seydelmann'schen Gebilde wird so bald nicht wieder erreicht werden. Ich will die Ueberlebenden nicht gering schätzen; manche verdienen Bewunderung, mindestens Hochachtung, einige dürften selbst Seydelmann an Ursprünglichkeit des Talents überlegen sein; allein zu seiner abgerundeten Meisterschaft, zu seiner Harmonie, Consequenz und Objectivität wird im Charakterfach sich so leicht ein Anderer nicht durchbilden können. Auch dazu muß früh der erste Grund gelegt werden. Wir haben denkende Schauspieler ohne Gefühl, fühlende ohne Gedanken. Wir haben

Schauspieler, die gelehrter sind, als Seydelmann war, aber mit aller Gelehrsamkeit holen sie sich vom Himmel nicht das Naturell herab, das Seydelmann als göttliches Geschenk besaß, das Ewige, das seine zeitlichen Formen sich selbst schafft, das Künstlerische, das auch „ohne Arme und Beine“ Künstler geworden wäre. Es ist traurig, wenn man sieht, wie sich die Reihen der dramatischen Künstler lichten. Seit zehn bis zwölf Jahren schieden L. Devrient, Eßlair, Paulmann, Pauly, Vespermann, Lemm, Wolff, Schmidt, Lebrün — wo kommt Ersatz? Unser ganzer Besitz, auf den sich in Deutschland jetzt die dramatische Muse verlassen kann, sind keine sechs Namen. Und dabei nicht eine Bühne, die unmittelbar unter dem Schutz eines, das höhere Schauspiel mit Opfern und leidenschaftlicher Hingebung liebenden Fürsten stünde! Nicht Eine! Hundert Vorschläge zu einer Theaterakademie. Niemand legt Hand an's Werk. Und die Bedeutung der Bühne steht höher als all' eure Museen und Walhallen, all' eure Kölner Dome und Freskogemälde! Es ist traurig an sich und noch trauriger, wenn uns diejenigen hingehen, die wenigstens den Verfall der Bühne aus eigenen Mitteln eine Weile noch aufhielten.

Philipp Josef von Rehfues.
1843.

Das Grab bedeckt die sterblichen Reste eines Mannes, der als Schriftsteller, dichtend und denkend, in jenem stillen grünen Schatten stand, welchen Immermann die „Literatur der Einsamen“ nannte. Nicht daß er dorthin gerieth, vom mangelnden Beifall des Publikums verlassen; es müssen andere Verhältnisse gewesen sein, die den Dichter des „Scipio Cicala“ bestimmten, seine Persönlichkeit dem Streite des Tages plötzlich zu entziehen und nur noch anonym zu wirken.

Nach Allem, was ich persönlicher Beziehung zu dem Verstorbenen entnehmen konnte, war die poetische Production bei ihm keine Sache des Ehrgeizes, sondern ein inneres Bedürfen, dessen Befriedigung ihm zunächst nur selbst zu Gute kommen sollte, ein Drang nach Zerstreuung und Erholung, der ihn in seinen vielleicht einförmigen und oft drückenden Berufsgeschäften mit um so größerer Gewalt überkam, als sich an die erste, vielbewegte Hälfte seines Lebens die zaubervollsten Erinnerungen aus Hesperien, der Pyrenäischen Halbinsel, die buntesten, dort empfangenen poetischen Eindrücke knüpften. So stellte er sich mit Vorbedacht zur Seite, ließ den Lärm der Ereignisse, das Gewirr der Partheien an sich vorübergehen und war befriedigt, wenn seine poetischen Gebilde hier oder da ein Auge fanden, das theilnehmend auf ihnen ruhte und sich im Anschauen ihrer Reize verlieren konnte.

Die äußern Lebensverhältnisse Philipp Joseph's von Rehfues sind bekannt. Bekannt ist, wie derselbe, ein geborner Würtemberger, nach vieljährigem Aufenthalt im südlichen Europa den damaligen Kronprinzen, spätern König Wilhelm von Würtemberg, als Secretär begleitete, durch eine patriotische Schrift in der Krisis der Befreiungsjahre die Aufmerksamkeit Stein's erregte, in preußische Dienste trat und sich von Stufe zu Stufe eine an Auszeichnungen aller Art reiche gesellschaftliche und politische Stellung errungen hat. Die Verdienste, die sich ein energischer Charakter wie der seinige erwerben konnte, mußten besonders auf dem Felde der Organisation liegen. Er besaß für das Leben wie für die Kunst ein umsichtiges, scharfblickendes Gestaltungsvermögen, eine rasche Hand, die zwischen Entschluß und Ausführung nicht lange zauderte, eine praktische Ueberschau positiver Bedürfnisse, die sich bei träumerischen Illusionen nicht aufhielt, sondern, das Nothwendige rasch erkennend, es eben so lebhaft zur Ausführung brachte. So mußten sich seine Talente besonders auf einem Terrain geltend machen, wie das war, das sich für ihn am Rhein nach den Befreiungsjahren vorfand. Zweifelhaften Zuständen einen entschiedenen Charakter aufzudrücken, zerfallene Richtungen des öffentlichen Lebens unter

einem praktischen Gesichtspunkt zu vereinigen, hier zu erweitern, dort zu beschränken und streitende Gegensätze durch eine höhere Einheit zu vermitteln, auf diesem höhern Gebiete administrativer Politik hat sich Rehfues Verdienste erworben, die nicht nur von seinen Vorgesetzten, sondern auch von den Folgezeiten anerkannt und belohnt worden sind.

In der unabänderlichen Nothwendigkeit, daß zu einem solchen Zweck mehr negative als positive Mittel gebraucht werden mußten, lag natürlich auch der Anstoß zu Mißverständnissen und Verstimmungen. Der Verstorbene ging in jener Nothwendigkeit mit aller Ueberzeugungs- und Amtstreue auf, doch hat sein poetisch milder und humaner Geist nie verbergen mögen, wie sehr er unter seiner Stellung gelitten. Es lag ein trüber Dämmerflor auf seinem öffentlichen Leben, ein Schleier von innerer Nichtbefriedigung, den er nur in den vertrautesten Stunden und denen lüftete, die seines Gemüthes dichterische Grundstimmung verstanden. Wie sehr sich Rehfues aus dieser überwiegend negativen Stellung nach großartigeren positiven Organisationen sehnte, beweisen eine Menge Vorschläge, die derselbe nach Berlin sandte und deren Ausführung, von seinem Freunde Altenstein zwar mit Wärme aufgenommen, damals noch an Instanzen scheiterte, die eben des Enthusiasmus einer an die Menschheit glaubenden Erneuerungslust nicht fähig waren. Die Rehfues'schen Censurvorschläge, die von einer damals nicht gerngesehenen positiven Anerkennung der Literatur ausgingen, enthielten befruchtende und befreiende Keime, und selbst das in Münchengrätz überreichte Mémoire sur le malaise actuel de l'esprit public hat seine Nichtbeachtung schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß die darin enthaltenen Vorschläge rein polizeilicher Natur gewesen wären.

Der Mensch des neunzehnten Jahrhunderts ist mehr als jeder andere das Product der Umstände und seines Bildungsganges. Das Allgemeine hat die Herrschaft über das Individuum, und wol nur denen, die sich vom Allgemeinen als Dichter oder Künstler emancipiren, möchte es möglich sein, sich auf der Landkarte des Lebens eigene Straßen zu ziehen. Rehfues, dem sich mit der Abendröthe seines Lebens die Poesie

mit unwiderstehlicher Macht wieder genaht hatte, nannte jene Freiheit nicht mehr sein, und so kam es, daß seine letzte literarische Entwicklung den Charakter des Anonymen, Zurückgezogenen, ja, einer Discretion trug, die eine massenhafte Wirkung unmöglich machte. Die Partheileidenschaft ging sogar so weit, den Dichter dem nichtbegriffenen Staatsbeamten zu opfern, eine üble Angewohnheit unserer Kritik, die Frankreich und England nicht kennen, Frankreich, wo die politische Verblendung Chateaubriand's noch heute der Beurtheilung seiner Atala nicht geschadet, England, wo Waverley niemals darunter gelitten hat, daß Walter Scott den Tories angehört.

Scipio Cicala ist ein bleibendes Meisterwerk der deutschen Literatur. Weder Tieck (in seiner Vittoria Accorombona) noch Steffens (in früheren Arbeiten) kommt ihm gleich — von neuern Versuchen im Gebiet des historischen Romans, trotz mancher guten Leistung, ganz zu schweigen. Ich wußte niemals, ob man am Scipio Cicala mehr die üppige Fülle italienischer Natur- und Sittenschilderungen, die geschmackvoll ausgebeuteten gründlichen Studien aus dem Bereich der Volkssage und Geschichte, endlich die geistvollen kunstgeschichtlichen Digressionen und in der Darstellung die epische Ruhe des Styls und die heitern Dialoge im Volkston mehr bewundern soll, oder ob das aufgerollte Lebensgemälde selbst, die Anekdote des Buches mit ihren Trägern, der buntesten Mannigfaltigkeit anziehender und naturwahrer Charaktere, den Preis verdient. Jedenfalls sind alle diese Elemente zu einem herrlichen Ganzen verschmolzen. Ohne Zwang schlüpft der Reiz des wunderbaren und manchmal nächtlich Schauerlichen durch Situationen von rein-menschlicher, tageheller Lebenswahrheit. Der schon verwöhnten Neugier des effectsuchenden Romanlesers werden, auf dem natürlichsten Wege, eben so viel Befriedigungen geboten, wie sie der reflectirende Leser findet, der sich noch lieber an glücklich eingefugte Episoden und solche Einzelheiten hält, die den Lauf der Erzählung, wie Wasserschleusen, nur darum unterbrechen, um ihn nach dem Sturze der aufgehaltenen Masse in desto schnellere Bewegung zu setzen. Daß sich dieser Roman, der zu ungünstiger, aller selbstständigen Poesie

nachtheiliger Zeit erschien, allmälig doch zur Anerkennung durchgerungen hat, beweist die seither nöthig gewordene zweite Auflage.

In der „neuen Medea" begegnet man derselben Kraft der aufgewendeten poetischen Mittel. Daß mit derselben nicht der gleiche harmonische und allseitig befriedigende Zweck erreicht wird, wie in Scipio Cicala, liegt an dem sprödern Stoffe, der mangelnden Einheit des anekdotischen Sujets und dem gesonderten Interesse, das hier nicht einer einzigen, sondern zwei Personen gewidmet ist. Dennoch ist auch diese Dichtung reich an Schönheiten. Die Naturschilderungen stehen denen im Scipio Cicala nicht nach; der psychologische Blick des Autors scheint noch mehr in die Tiefe der menschlichen Seele zu dringen, als in seinem mehr heitern und daseinsfroheren Vorgänger. Das Wunderbare, wovon sich, wie schon der Titel verräth, auch in diesem Gemälde die düstersten Schlagschatten vorfinden, steht zwar nicht in dem schönen Einklange mit der Tendenz des Ganzen, wie im Scipio, aber wenn es diesmal auch hätte fehlen können, wirkt es doch nicht störend. Wahrhaft ergreifend sind Jacques Pierre's Abenteuer in den apulischen Wäldern, seine Begegnungen mit jener frommen christlichen Gemeinde, die hier, ohne Zweifel ein versprengter Rest der überall mit Feuer und Schwert bekämpften Waldenser, unter uralten Olivenstämmen, in dunkeln Grotten und Burgentrümmern Gott nach ihrer Weise durch Gesang und Predigt anbetet. Es liegt auf dieser Episode Sabbatruhe. Sie wird jedes gefühlvolle Herz überwältigen und läßt sich unbedingt jenem classischen Kapitel des Scipio Cicala an die Seite stellen, wo Scipio in den Kerkern Neapels die Bekanntschaft jenes Welt- und Gottesweisen macht, der hier seit Menschengedenken gefangen gehalten wird, einstmals selbst Bücher geschrieben hat und im Augenblick der Befreiung, wo das Auge den Lichtschimmer kaum erträgt, ihm die Kenntniß und Uebung der Schriftzüge verloren gegangen ist, seine eigenen Bücher nicht mehr lesen kann. Auch der Schluß der neuen Medea ist hochpoetisch. Sie endet grausam und dennoch versöhnend; wir fahren auf vor Schmerz über das Geschick von Personen, die uns so lieb geworden sind, und doch hat es des Dichters Kunst so zu fügen gewußt, daß uns dies Geschick nicht empört, son-

dern nothwendig, ja, beruhigend erscheint, wie der einfache Tod selbst, dem niemand entgehen kann.

Rehfues muß in seinen frühern Lebensjahren viel vorgearbeitet haben, sonst begreift man nicht, wie der vielbeschäftigte Verwaltungsbeamte, der Curator der Universität Bonn, bei seinen Berufsgeschäften noch für literarische Neigungen soviel Zeit erübrigen konnte. Er übersetzte aus dem Spanischen die in vier starken Bänden erschienenen Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, eine Hauptquelle für die Geschichte des Ferdinand Cortez und der spanischen Besitzergreifung von Südamerika. Auch die Sorge für einen ansehnlichen Gütercomplex im Siebengebirge nahm ihn vielfach in Anspruch, regte ihn sogar zu ökonomischen Studien an und ist unstreitig die Veranlassung jenes interessanten Werkes: „Ueber Vermögen und Sicherheit des Besitzes; Gespräche zwischen dem Beamten, dem Freiherrn und dem Kaufmann". Letzteres ist erst vor einem Jahre, wiederum ohne Namennennung, von dem Verstorbenen erschienen. Man sieht es dieser Schrift an, daß sie zunächst aus persönlichen Erfahrungen hervorgegangen sein muß, und in dieser äußern Veranlassung liegt eines ihrer Verdienste. Wir werden hier in Form des Gesprächs mit den streitenden Gegensätzen unserer Zeit, so weit sich diese auf Besitz und Erwerb beziehen, bekannt. Der Freiherr vertritt den Grundbesitz, der Kaufmann Handel und Industrie, beide klagen den modernen Staat der Ungerechtigkeit gegen ihre Interessen an, und beide finden in der Person des Beamten einen Gegner, der es wenigstens versucht, den Staat zu vertheidigen oder die beiden streitenden Partheien durch ein höheres Drittes zu versöhnen. Ein besonders origineller Gedanke dieses Buches ist der Vorschlag des Freiherrn, die Staatsschulden auf den Grundbesitz zu vertheilen und dadurch sowol die Verzinsung derselben wie die Grundsteuer zu erleichtern, ein Vorschlag, der Beherzigung finden würde, wenn es nicht Thatsache wäre, daß das neunzehnte Jahrhundert überwiegend von der Speculationsbörse regiert wird.

Die Pensionirung des rüstigen Sechzigers erregte Aufsehen. Ob diese in den Umständen oder in seinem Wunsche lag, eine zur Beurtheilung neuerer Zustände interessante Frage,

ist hier nicht der Ort zu erörtern. „Weil ich öfters zu Höherem tauglich geschienen, glaubte man mir nicht, wenn ich das otium philosophicum über Alles stellte.“ Seine eigenen Worte. Er schrieb sie mit dem heitersten Vertrauen auf eine ergiebige Zukunft, wo er die Möglichkeit vor Augen hatte, seine Muße nun erst recht zur Ausführung aller seiner alten Lieblingspläne auszubeuten. Den Sommer am Rhein unter seinen Obstbäumen und Weinbergen, dachte er für den Winter an Reisen, selbst nach Paris, nach Italien, das für ihn das Land seiner Sehnsucht, seine zweite Heimath geblieben war. Die Aufzeichnung seiner Erinnerungen, die Sammlung seiner zerstreuten Schriften, Beides lag ihm gleich nahe, und es steht zu hoffen, daß die nur kurze Muße, die ihm der Himmel vergönnte, nicht ganz für die gespannte Erwartung, womit man dieser Thätigkeit entgegensehen durfte, ohne Erträgniß geblieben ist. Seine zerstreuten Schriften, besonders die über Italien und Spanien, verdienen eine Erneuerung. Sie gehören größtentheils einer Periode an, deren Auffassungsweise keineswegs veraltet ist, sondern im Gegentheil recht eigentlich mit den Anschauungen von heute übereinstimmt. Wer z. B. das italienische Volksleben, die Sitten Neapels, die Handelswelt Livornos, Italien überhaupt in seinen geselligen und häuslichen Details kennen lernen will, findet, wenn er die ältern Schriften von Rehfues nachschlägt, mehr Belehrung, als er aus den neuern, sich vorzugsweise nur mit Kunsteindrücken beschäftigenden Werken über Italien entlehnen kann.

Da dem Dahingeschiedenen für die größere Hälfte seines Lebens das Recht freier Selbstbestimmung nicht zu Gebote stand, er sich vielmehr dem Mechanismus einer vielgegliederten Bureaukratie fügen mußte, so liegt auf dem Totaleindruck, den die Nation von ihm empfangen hat, zur Zeit noch eine gewisse Unbestimmtheit. Diese wird sich aber lichten und die Conturen eines charaktervollen Lebensgemäldes werden hervortreten. Der Geist unserer Zeit wird sich in mancher Parthie dieses Gemäldes nicht heimisch fühlen, Meinungen und Tendenzen müssen sich wie ein trennender Strom zwischen die Interessen einer ältern und das Interesse unserer Zeit legen, aber der Rahmen, der sich um das Leben dieses geist-

vollen Mannes zog, die magische Gewalt, die sein Wirken zusammenhielt, muß Jeden fesseln; denn sie entsprang dem Herzen — dem edelsten —, dem Gefühl — dem wärmsten — einem Gemüthe, das unter der Decke eines anscheinend kühlen und verständigen Wesens nur um so inniger pulsirte. Die Literatur verlor einen geistvollen, die Freunde des Verstorbenen einen edlen Menschen. Beweise der Herzensgüte, des innigsten Wohlwollens, Beweise einer Freundschaft und Menschenliebe, die sich in die innersten Bedürfnisse des Andern versenken und rastlos sich mühen konnte, diese zu befriedigen, Beweise für den schönsten Menschentrieb, den Trieb, seinen Nächsten glücklich zu machen, könnte und würde ich aus meiner eigenen Erfahrung geben, wenn mein Verhältniß zu dem Verstorbenen nicht eher eine Anomalie unserer Tagesrichtungen schiene, eine Anomalie jenes stereotypen Partheigeistes, die ich hier nicht näher erläutern kann. Gäbe der Himmel, daß alle diejenigen, welche conservativen Grundsätzen huldigen, sich so den Blick für das Allgemeine und die unabweislichen Rechte der fortschreitenden Geschichte erhalten könnten, wie Rehfues, der nie Zelot war, nie seiner Leidenschaft Gehör gab, sondern das Menschenrecht in jeder Entwicklung des Menschengeistes anerkannte, mochte sie auch seiner eigenen Erkenntniß, ja, sogar seinem eigenen Interesse widersprechen! Sein Gemüth bewahrte ihn vor jeder Schroffheit. Da, wo Widerstand Pflicht wurde, litt oft sein Herz mehr als das des Gegners. Er hatte einen zu hohen Weltblick, eine zu umfassende Lebenserfahrung, als daß er sich der Herrschaft des Kleinen hätte unterwerfen können. So bewahrte er sich die Ruhe seines Gewissens, die innere Würde seines Bewußtseins und einen unwiderstehlichen Drang nach Gerechtigkeit, der seinem sittlichen Menschen die Weihe verlieh.

Möchten diese wenigen Zeilen als ein wohlgemeinter Beitrag zu einer Charakteristik angesehen werden, die über das Leben und die Verdienste eines unserer besten Zeitgenossen von einer andern und tiefer eingeweihten Seite her nicht ausbleiben sollte.

Franz Horn.
1839.

Wer kennt noch den Namen? Wer hat je von ihm gehört? Und doch bevormundete Franz Horn jahrelang die Berliner Kritik in ästhetischen Dingen. Wie die Schulen von seinem Urtheil abhängig waren, habe ich Band I. S. 217 dieser Ges. Werke erzählt.

Der dem menschlichen Elend gewidmete „Karl von Karlsberg" ist nicht rührender zu lesen, als das Leben Franz Horn's, dessen größere Hälfte von den bittersten Körperleiden heimgesucht war. Die Schilderung des fortwährenden Siechthums und der endlichen schmerzlichen Auflösung ist so ergreifend, daß man unwillkürlich denkt: Wie bitter hat der Mann gerungen, während du vielleicht ein Epigramm auf ihn machtest! Das im Ganzen verfehlte Leben, die Resultatlosigkeit so vieler Mühen und Schmerzen ist es wol zum Theil, was den der Schriften und des Geistes dieses Mannes Kundigen so wehmüthig bei einem von der Hand der Liebe und einer begeisterten Hingebung entworfenen Gemälde*) ergreift. Er litt unsäglich — und wofür? Seine frühesten Schriften waren von einem noch unreifen Knaben herausgegeben (schon von 14 Jahren ließ Horn drucken), seine spätern Romane waren matte Abspiegelungen fremder Sonnen, Bilder des Lebens, die nur im Traum galten; denn Horn kannte das Leben nur aus den unzureichendsten Gesichtspunkten; seine Romane schilderten Dichterglück und Dichterleid, seine Phantasie war eine Selbstbefruchtung, die Dichtung war Gegenstand der Dichtung. Horn's Verse waren matte Spruchpoesie oder klingelten mit dem Geläut der Romantik mit. Seine biographischen Gemälde ermangeln gründlicher Genauigkeit, sind Aquarelle, Pastellgemälde, die ursprünglich

---

*) Leipzig, bei Brockhaus 1839.

schon matt angelegt, die Zeit vollends gebleicht hat. Seine literar-historischen Schriften entbehren bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft eines höhern Princips, sind aus einer subjectiven, dilettantischen Beliebigkeit hervorgegangen und werden durch Arbeiten wie die von Gervinus u. A. in den Hintergrund gedrängt. Sein Shakespeare-Commentar ist eine Sündfluth von Enthusiasmus und Worten, auf der die herumschwimmende Arche des Urtheils zu unzuverlässig und leck ist. So bleibt uns nichts von Franz Horn, als der Anblick dieser schmerzlichen Leiden, deren Erzählung das vorliegende Buch gewidmet ist.

Da von den spätern Jahren Franz Horn's nur eine Geschichte seiner ewigen Krankheit zu geben war, so hat die Herausgeberin (eine Freundin Horn's, Caroline Bernstein) besonders auf die Knaben- und Jünglingszeit ihres Helden mit großer Ausführlichkeit und nach Franz Horn's eigenen Erinnerungen hingewiesen. Aber hier ist es, wo wir Franz Horn unwahr finden. Nicht, daß er absichtlich täuschte, aber sein Gemüth war so zerflossen, sein Gedanke so neblig, daß er vielleicht unschuldig daran ist, wenn seine Erzählungen aus der Jugendzeit des Stempels der Wahrhaftigkeit entbehren. Nein, so hat ein Kind nie gefühlt, nie gedacht, nie gesprochen, wie Franz Horn gefühlt, gedacht und gesprochen haben will. Die schreiendste Unnatur entstellt diese Jugenderinnerungen. Was wir herzlich gern glauben, ist, daß Franz Horn ein frühreifer Knabe war, der schon von zehn Jahren in Secunda saß, ein Nestküchlein, das man mit Milch und Wasser aufzog, aber was er sonst noch gewesen sein will, das ist aus Faselei und Unmöglichkeit zusammengesetzt. Unmöglich ist z. B.: Eine Magd erzählt dem sechsjährigen Knaben vom ungerathenen Sohn einer Nachbarin. Ein ungerathner Sohn! sagt Franz Horn, das war mir 'was Neues! Ich hatte wol schon von Kuchen, von Gedichten gehört, die nicht gerathen waren, aber u. s. w. Also von G e d i c h t e n schon! Wem spränge nicht die Unwahrheit entgegen. Ein sechsjähriges Kind weiß allenfalls, was ein Gedicht ist, aber was ein u n g e r a t h n e s —! Da sieht man, wie Franz Horn faselte. Ferner, er hätte sich gewundert in demselben Alter, daß der reiche Mann in Purpur

ging; so 'was hätt' er nur den Dichtern zugetraut, ja auch Gellert wär' ihm immer in Purpur und Seide erschienen. Ich frage: Denkt so ein Kind von sechs Jahren? Ist das nicht die Faselei eines Mannes, der sein Leben der Literaturbesprechung widmete und im ewigen Flusse des Mittheilens, Docirens, Vorlesens, Empfindens, Nachempfindens, Umschreibens u. s. w. unter den Frauen, die ihn zumeist scheinen umgeben zu haben, die Besonnenheit einer klaren Einsicht in Wirklichkeit und Leben verlor und dem selbst das Grün der Bäume nicht grün an sich war, sondern weil sie in einem Gedicht von Uhland grün hießen. Die Exegese, die er von dem bekannten norddeutschen Maikäferliede:

Maikäferchen fliege,
Dein Vater ist im Kriege u. s. w.

schon als Knabe will gemacht haben, ist ebenso nichts, als der Commentar über Shakespeare, ausgedehnt auf ein Volkslied.

Eine Anzahl unschuldiger kleiner Schwabenstreiche trägt Franz Horn mit viel Koketterie vor. Aber da sie, wenn sie wahr sind, nie in der rechten Knabenlust wirklicher Neckerei ersonnen und ausgeführt wurden, so beweisen sie nur Franz Horn's frühe Anlage zur gemüthlichen Faselei, der sein ganzes Leben und alle seine Schriften gewidmet waren. Ja, das Buch klärt uns recht darüber auf, wie Franz Horn zu seiner verschwommenen Manier kommen mußte. Schon von Natur zur Breite, zur Reflexion aufgelegt, mußte seine Darstellung vollends alle Intensität verlieren, als ihn ein Gichtübel hinderte, die Feder zu führen. Er dictirte — und dictirte seiner Frau! Daher der Mangel an Präcision, die Ueberfülle der Worte, die Wiederholung der Ideen; daher das Hypernaive in seiner schriftstellerischen Manier, die Verschwommenheit, aus deren feuchten Gewässern nur kleine Schneckenhäuschen hervorragen, wenn einmal ein Eiland aus ihnen hervorragt. Ein Gemüth, wie es Franz Horn hatte, eine so sanfte, weiche, weibliche Seele konnte ohnehin schon bei seinen Productionen nicht die Zügel scharf zusammenhalten; nun dictirte er gar! Und dictirte, wie er sprach, weil er dachte, er sei ohne Falsch und dessen das Herz voll sei, davon müsse der Mund

übergehen. Er gab sich wie er war, im Schlafrock und Pantoffeln, wie eine männliche Matrone, eine Frau Base, die soviel zu erzählen weiß und kein Aufhören findet. Dadurch ist das Buch über Shakespeare angeschwollen, dadurch entstanden die Aufsätze, die er in „Wein und Oel", „Mai und September", „Fortepiano" und anderwärts sammelte.

Bekanntlich war Franz Horn so unglücklich, schon bei Lebzeiten vergessen, wenigstens vollständig zurückgesetzt zu werden. Man sieht in diesen Mittheilungen, daß ihm sein weicher Sinn darüber Thränen entlockte. Er hatte die Sucht, Alles literar-historisch aufzufassen; selbst seinen Gegnern stellte er diese Anerkennung entgegen und betete für Freunde und Feinde. Es ist rührend, aber schwach. Ein so weiches Herz kann zwar die Dichter verstehen lehren, aber nicht kritisch beurtheilen. Man kann sich denken, was Franz Horn (er starb 1838) unter der neuern Umwälzung in der Literatur gelitten hat, bei seiner Nachgiebigkeit, seiner Unfähigkeit, an festere Principien zu halten, als die sentimentalen Allgemeinheiten Glaube, Liebe und Hoffnung! Die Herausgeberin ist vorsichtig gewesen, und hat den Gegnern nicht die Freude gegönnt, ihnen den Anblick der Verwüstung zu zeigen, den sie in ihrem Freunde anrichteten; aber zuweilen tönt doch ein unterdrückter Schrei, ein Seufzer des Unmuths durch die Mittheilungen und verräth, was unausgesprochen geblieben ist.

Und was war dem armen schwachen Manne Ersatz für diese körperlichen und geistigen Leiden? Ein Brief von einem alten Freunde, der Besuch eines französischen Literaten, seine jährliche Geburtstagsfeier, Abends eine Tasse Thee unter guten und treu gebliebenen Freunden. So saßen sie und er sprach von Schiller, Goethe, Shakespeare, bis der Wächter zehn rief und die Freunde aufbrachen. Dann umarmte er seine alte Rosa und sagte glücklich: War doch heute wieder ein schöner Abend! Was haben wir nicht durchgesprochen? Und den folgenden Morgen dictirte er Rosa diese geselligen Resultate des Abends. So lebte der gute, kindlich-kindische Mann dahin, bis unter unsäglichen Schmerzen der Todesengel kam und ihm die Augen zudrückte.

Dürfte der persönliche Antheil, den man an Schriftstellern

nimmt, entscheiden, so würde Franz Horn einen der ersten Plätze im Pantheon verdienen. In literar-historischer Hinsicht aber muß man sich der rührenden Einwirkung dieses Buches erwehren und dem Dahingegangenen die Zukunft verhängend sagen: Er hieß Franz Horn und hat manchem Guten, aber nicht den Besten seiner Zeit genug gethan.

Eduard Duller.

1853.

Das Leben unserer ältern Dichter verlief größtentheils einfach. Meistens hatten sie studirt, dann ein Amt angetreten und in ihren Mußestunden dichteten sie. Wessen Genius höhere Flüge versuchte, der sah sich zeitig nach „Gönnern", „Mäcenen" um und fand diese auch bisweilen im höhern Adel und Fürstenstande. Es wurde keinem unserer großen Geister verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte schrieb, Widmungen seiner Werke erließ und sich in den Besitz eines Amtes, einer Pension in den üblichen Formen der unterthänigsten Bitte zu versetzen suchte. Die vielen Bettelbriefe dieser Art, Briefe, die von Klopstock an bis auf Jean Paul genugsam existiren, verdenkt diesen großen Namen jetzt niemand. Im Gegentheil: sie rühren uns.

Mit der Gegenwart ist es anders. Die Dichter des Tages theilen sich in zwei Klassen: harmlose und anstößige. Harmlos sind die Poeten, die in ihrer frühesten Entwicklung, in ihrem Naturell, in den Umständen ihrer allmäligen Ausbildung vor dem Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben. Anstößig sind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte, die, denen sich ihr Dichten und Trachten mit den philosophischen, kirchlichen, politischen Tagesfragen versetzte. Sie werden, wie jetzt der Geschmack ist, immer seltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgestellt.

Der Lebenslauf „harmloser" Schriftsteller geht größtentheils mit der Gunst derjenigen Beförderung, die sie vor Mangel und Entbehrung schützt, bequem und behaglich dahin. Schwieriger verwickelt sich dem Autor sein Dasein, wenn er an den sich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, bleibt er sein Lebenlang auf sich angewiesen. Aemter, Unterstützungen der Großen sind ihm verschlossen. Wachend über die Lauterkeit seiner Ueberzeugungen, darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verständigung wagen. Er ist der moderne geistige Proletarier, den vielleicht ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder auf's Neue bedacht sein muß, für seine fernern Hülfsquellen selbst zu sorgen und sich sein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unsere Zeit mit philosophischem Blick beurtheilt, wird in der Entstehung eines solchen Schriftstellerproletariats ein tieferes Moment unserer Entwicklung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüsse ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit, bessere Schlüsse, als sie vor Jahren der Criminaldirector Hitzig gezogen hat. Nach diesem weisen Daniel sollten nur Beamte in Mußestunden schriftstellern.

Aehnliche Erscheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterschied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Partheien vorfanden, die gleichberechtigt miteinander rangen, sich verdrängen konnten und selbst wenn sie unterlagen, von ihrer Parthei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgestattet und von Denen, die mit ihnen gestritten hatten, schadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anstößige Literatur. Die Encyklopädistenschule gehört zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeschlagen hatte, hielten es Thron und Altar, Alles was auf Bildung Anspruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern, ihren Propheten. Diderot bewegte sich in der höchsten Gesellschaft, wurde von der Kaiserin von Rußland empfangen und beschenkt, Rousseau konnte sich vor Herzoginnen und Marqui-

sinnen, die ihm mit Gewalt sein Leben auf seidenen Kissen betten wollten, nicht bergen.

Alles das hat sich geändert.

Wie sehr ein liberaler Schriftsteller ein Paria der Gesellschaft ist, wie schwer es ihm wird, selbst bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie sehr ihn sein Schicksal treibt, auf der Bahn eines solchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhistorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweise ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verstorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oesterreicher. Ihn wie viele seiner Landsleute ergriff früh die Sehnsucht, mit dem Regen eines poetischen Dranges auch die Heimath aufzugeben und sich von der Kraft seiner Flügel nach den deutschen Gegenden versetzen zu lassen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängte die bald Enttäuschten meistentheils nach Sachsen.

Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewisser katholischer, mittelalterlich gestimmter Sinn führte ihn zur Pflanzstätte der neuern Kunst. Engverbunden mit seinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffassungsweise seiner Kunst bis zur Meisterschaft ausgebildet hat, versuchte sich Duller in der damaligen Modepoesie, der Nibelungenstrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künstlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'schen Romantisirung des Mittelalters.

Es ist nun eine gewöhnliche Erscheinung des modernen „Literatenthums", in dem wir eine charakteristische Erscheinung der Zeit anerkannt beanspruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quasiberühmtheit besitzen, ja sogar bedeutende buchhändlerische Erfolge haben kann. Wer sich an irgend eine Schule, eine Partheiung, auch nur an eine Mode anschließt, findet Anerkennung und Anerkennung in allen Beziehungen. Die eigenthümliche Verfassung unsers Buchhandels macht es eben möglich, daß ein

Verleger drei Jahre lang über das wahre Schicksal eines Verlagsartikels im Unklaren ist. Der junge Autor zieht davon Nutzen.

Eduard Duller schrieb Gedichte und Romane mit immer größerm Entgelt. An günstigen Recensionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte sogar eine eigene Zeitschrift begründen. Sein Lebensloos schien gesichert. Bald aber stellte sich heraus, daß es auf dem poetischen Gebiete in Deutschland zweierlei Literatur giebt: eine für das Publikum und eine für die Literaten. Es ist auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreise völlig verschiedene sind. Es giebt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die selbst schreiben, gekannt und anerkannt wurden und niemand liest sie, und andere, die Lebenslang von Denen, die schreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was sie unternehmen, interessirt das Publikum. Zeitschriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüsiren, werden vom Publikum übersehen, während Zeitschriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Lesewelt Freude machen. Das Publikum ist der Literatur für Literaten geradezu abgeneigt; denn fast jede deutsche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines solchen eingebildeten Journalscribenten zur Schau, von dem man so viel Proben seines auf nichts begründeten Besserwissens und des falschen Effects, der im gedruckten Buchstaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Voraussetzungen macht und sich gegen die Privatvergnügungen der Schriftsteller unter sich so viel als möglich abschließt.

Eduard Duller hatte schon eine Familie begründet, als er zur Erkenntniß kam, daß seine Gedichte und Romane nicht gelesen wurden. Er hatte die achtbarsten Beweise von poetischer Anschauung gegeben, von lebendiger Phantasie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er schrieb. Er dictirte in wildester Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was sich auf ein fleißiges Anschauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzschnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und sagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters

mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menschlichen Interesse und sittlicher Fesselung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichen standen. Da trat denn eine Krisis ein, die ihm vorschreiben mußte, sich vorläufig auf die Journalistik zu beschränken.

Die Lebensansprüche eines solchen deutschen Autors sind so gering. Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindestens ein grüner Rasenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, bescheiden einem Glase guten Gerstensaftes zusprechen und von Krieg und Frieden auf politischem und literarischem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Lesezimmer, alle sechs Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwischen eine möglichst lebhafte Correspondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Censur, auch wol eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequältwerden um Pässe und Heimathscheine — das ist so das Leben eines deutschen Schriftstellers im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, der sich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und sich im Stillen nur damit tröstet, daß ihm denn doch der Tod Friede und vielleicht ein Stückchen Unsterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußischen Lieutenant kennen gelernt, der einen Einfluß auf seine Richtung gewann. Es war in Trier beim Besuche seiner Braut. Der junge, ernste, poetisch angeregte Mann im blauen Rock mit rothem Kragen und dem silbernen Porte-épée am Degen war Friedrich von Sallet. Noch war in diesem zu jung verstorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die speculativ grübelnde Verstandesmystik aufgegangen, die ihm später sein Laienevangelium eingab; Sallet versuchte sich in kleinen epischen, selbst scherzhaften Gedichten. Aber schon beförderte er Duller's Trennung vom mittelalterlichen Bann, worin dieser bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen,

Vehmbünden, Hexensabbathen und jener chronikalischen Welt des Mittelalters, in der sich sein älterer Freund Moritz von Schwind, damals im Badnerlande lebend, an dem sagenreichen „Mummelsee" mit seinen weißen, glänzenden Mondscheinnixen, immer mehr befestigte.

Duller ging zu den neuen Anschauungen der Zeit über. Er ergriff mit einer ihm eigenen, mehr krankhaften als sicher-gehenden Lebhaftigkeit die damalige lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den Trierer Rock und den Deutschkatholicismus. Sorge um seine Existenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmstadt. Er arbeitete mit rastlosem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine Zeitung, das „Vaterland" genannt, bald für eine populäre „deutsche Geschichte", die er zu veröffentlichen gedachte. Letztere erschien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit Holzschnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern seinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Bescheerung aufstellt.

Das Mißgeschick des deutschen Schriftstellers ist aber dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er nur geringen Vortheil davon hat. Duller hatte diese schon in vielen Auflagen erschienene Geschichte unter ungünstigen Bedingungen verkaufen müssen. Nun ruhte er nicht, diesen Erfolg einzuholen. Er befreite sich von Allem, was noch „belletristisch" war. Er vereinfachte seinen bilderüberladenen Styl, befleißigte sich populärer Natürlichkeit und schrieb Ergänzungen zu Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande. Auch reiste er nach Wien, um Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu sammeln.

Doch diese ferneren Unternehmungen wollten nicht recht glücken und wieder stand ein rastloses, bescheidenes Streben an einer neuen Krisis. Ewig die Feder führen, immer Bogen auf Bogen füllen, wer hält das aus! Wer sehnt sich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, der gereifte, geläuterte Geschmack die Feder führt, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte, in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unser Duller sah sich um, ob ihm niemand eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein

sollte, niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihm übersehen würde, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben! In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der sich seinen bürgerlichen Namen edel und rein erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken! So verschloß sich ihm jeder Beistand, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen. Er unterwarf sich einem Candidatenexamen und wurde deutschkatholischer Pfarrer. Nirgends wollte man ihn Anfangs bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, ein Asyl in Wiesbaden. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine noch umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werkes sind erschienen. Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff und Venedey) bedrohten und vorzugsweise nur von der Minorität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der ihn schon lange umkreisende Tod immer näher und näher. Er starb wie ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen seines gerade im Druck befindlichen Werkes auf der Decke seines Krankenlagers, mit dem letzten schmerzlichen Seufzer des zurücksinkenden Hauptes: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder so allgemeine und Alles in Allem zusammenfassende Verurtheilungen der neuen Literatur les't, wie deren genug geschrieben werden, so vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines solchen im Alter von fünfundvierzig Jahren abscheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten“, und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches in anderm Lichte aufgehen, als man es in den grellen Gaslaternen unserer Literarhistoriker angesteckt findet.

David Friedrich Strauß.
1840.

Von dem berühmten Manne erschien eine Prüfung der christlichen Glaubenslehre. Diese Dogmatik will ich zur Linken, die Bibel zur Rechten legen und es versuchen, durch den Schleier der Zeiten und der Vorurtheile zu jener Wahrheit zu dringen, die mich über die schwindelnde Brücke vom Leben zum Tode begleiten soll.

Ich lese erst noch einmal die beiden Fragmente des kühnen Mannes über Bleibendes und Vergängliches am Christenthum. Mich spricht in diesen Ergüssen eines Geistes, der nach der Märtyrerschaft der Aufrichtigkeit in diesem Jahrhundert zu trachten scheint, (und unser Jahrhundert ist für eine solche Leidenschaft freigebig genug mit Scheiterhaufen!) mich spricht in diesen Ergüssen nicht Alles an. Was ich aber an diesem Schriftsteller bewundern muß, ist seine Unbefangenheit. Leset die Schriften aller Theologen und sie werden immer erst Christen und dann Philosophen sein! Selbst die freidenkendsten, wie Schleiermacher, haben vom Lehrstuhl oder von der Kanzel, von der Gewöhnung oder von ihrem Gemüth her eine gewisse christliche Färbung des Ausdrucks, ein theologisches A priori, das man bei Strauß nicht finden wird. Er verschmäht es, seinen Freimuth durch theologische Salbung zu verdecken. Er braucht niemals biblische Wendungen. Er verschmäht am Schluß seiner Aufsätze das Ja! und Amen! oder die Doxologie einer Anknüpfung freisinniger Prämissen an das Vorurtheil oder an das Jenseits. Er schlägt nie Wunden, die er mit kleinen Schmeicheleien gegen unsern kindlichen Glauben wieder zu heilen sucht. Er ist offen und ehrlich, wie ein guter Anwalt, der uns vor der Anstrengung eines Processes warnt, den wir uns schmeichelten, nicht verlieren zu können.

Ich muß noch Eins an Strauß bewundern: seine Univer=

salität. Sein Wissen erstreckt sich über ein so weites Feld, daß er in Allem, was nur das menschliche Nachdenken reizen kann, heimisch scheint. Er verweist nicht im Sinn des alten gelehrten Kastenwesens die naturwissenschaftliche Frage an den Physiker, die politische an den Historiker, die kritische an den Aesthetiker, sondern er hat Ursache, sich in allen diesen Fächern zum Selbsturtheil berechtigt zu fühlen. Dies ist auch die Luft der Freiheit, die in seiner Darstellung weht. Man sieht nirgends den Theologen oder Aesthetiker oder Historiker, sondern den Philosophen, der alles das nicht minder ist, und den Menschen, der mitten unter seinen nächtigen Formeln sich die gesunde, frische Farbe des Lebens und Tageslichtes erhält. Heimisch in Poesie und Kunst, in Geschichte und jeglicher Lebenserfahrung verräth er, daß er über jede Frage abstimmen könnte. Ruhig und getragen wallt sein Urtheil über Untiefen und Klippen dahin.

Man kann noch einen Schritt weiter gehen. Muß man Strauß über eine gewisse *Weltlichkeit* seines Wesens preisen, die ihm den Gleichmuth giebt, frei und unbefangen über sonst mystisch verschleierte Dinge zu reden, so will ich selbst nicht leugnen, daß sich diese Weltlichkeit bisweilen bis zum Gewöhnlichen zu verflachen scheint. Es liegt dies theils in seinem Gegenstande, wo die Voraussetzungen des Katheders und der Kinderlehre fast ganz dieselben sind, theils in seinem Talent für populäre Darstellung. Ich möchte Vieles nicht so ausdrücken, wie es Strauß ausdrückt; aber daß er den Vorwurf des Gewöhnlichen nicht fürchtet, ist ein neuer Beweis, wie hohen Beruf dieser Gelehrte zum Reformator hat, wie verwandt er ähnlichen Vorbildern ist, denen es gelang, über schwere Fragen mit dem Volke zu verhandeln. Strauß erschrickt vor nichts, selbst vor dem Trivialen nicht; er wiederholt sich ohne zu ermüden; er ist deutlich bis zum Flachen. Man muß einen geistvollen Mann bedauern, der hier in der Nothwendigkeit ist, Dinge, die eigentlich unbestritten sein sollten, vertheidigen zu müssen und zu demonstriren, daß etwas, was *außer* der Bibel nicht möglich ist, es auch nicht *in* der Bibel sein könne.

Man nennt Strauß gewöhnlich einen Hegelianer und er ist es auch, was die Methode seines Denkens anlangt. Aber

welche Freiheit dabei! Wie verwirft er jede Formel, die ihm nicht zu einer klaren Vorstellung aufgeht! Strauß ist Rationalist in der edelsten Bedeutung eines Wortes, das leider des Trivialen und Nüchternen viel in der Welt beschönigen muß. Hegel selbst war nicht frei von Vorliebe für Dämmerungszustände. Nur in seiner rein logischen Periode, die den Anfang seines Berliner Wirkens bezeichnet, hatte er seinen romantischen Ursprung völlig überwunden und das Mystische abgestreift. In seiner Lebensneige, als ihn die praktischen Beziehungen seiner Lehre auf Geschichte, Leben, Sitte, Ueberlieferung lebhaft beschäftigten, fiel er oft in ein trübes Schwanken und Tasten nach dem Helldunkel zurück, was Strauß und den Besten seiner jüngern Schüler fremd ist.

Nur über zwei Punkte im Vergänglichen und Bleibenden habe ich mich nicht zufrieden geben können: über Strauß' Ansichten von der Unsterblichkeit der Seele und von der Person Christi.

Strauß sagt nicht, daß wir die Bestimmung hätten, todte Asche und ein erdiges Nichts zu werden: er streitet nur, und sicher mit Recht, gegen unsern Egoismus, den wir in den Ausmalungen unsers künftigen Jenseitlebens nur zu sehr zur Schau trügen. Ich bin nicht im Stande, die dereinstige persönliche Fortdauer des Individuums zu beweisen, allein, wenn irgendwo, scheint mir die Unsterblichkeitsfrage ein Gebiet zu sein, in welchem der Denker nicht ohne Vorsicht sich bewegen, ja selbst eine höhere Weihe seiner Sprache nicht verschmähen sollte. Ich glaube, daß Strauß, um sein großes Werk zu vollenden, die Bestimmung hatte, nicht Dichter zu sein; allein hier gestehe ich, hat sein kalter Ton etwas Fröstelndes und sein Gemüth entweder nicht Tiefe genug oder zu vielen Trotz. Das Bestreben, gegen Vorurtheile zu kämpfen, reißt ihn hier zu Behauptungen hin, mit denen das gesunde menschliche Gefühl sich nie vertragen wird. Er kämpft gegen die Annahme, daß es einen Raum und eine Zeit geben müsse, in denen die Widersprüche der Erde ausgeglichen werden, und findet diese Ausgleichung hienieden. Wer mag ihm das glauben? Wer mag dem gelehrten Manne glauben, wenn er sagt: „Ein Paulus mit dem Pfahl im Leibe fühlte sich glücklicher, als ein Nero

im Purpur." Hier hat ihn das Streben, **gegen** etwas Sentimentales zu kämpfen, selbst zu einer Sentimentalität verleitet. Nero im Purpur wäre unglücklich gewesen? Unglücklicher der Wollüstling, der Tyrann, der den Gott spielen durfte, ohne dabei ganz aus der Rolle zu fallen, (denn **halb** allmächtig war er gewiß!) unglücklicher Nero, als der schmerzenzerfleischte Märtyrer? Das kann nicht der Ernst eines Mannes sein, der wissen sollte, daß auch die Wollust des Schmerzes sicher eine Grenze hat. Das Bewußtsein einer künftigen Ausgleichung ist tief in der Menschenbrust gewurzelt: und wenn es auch nicht der Arme hegt, der nicht weiß, warum ihn Gott auf diese Erde sandte, um unter Thränen sich sein trocknes Brot zu erbetteln, so hegt es sicher der Reiche, dem sein von Glück geschenkter Besitz ein Schrecken ist, den er vergebens durch Wohlthätigkeit ganz zu verscheuchen sucht. Wenn nicht das unbelohnte Verdienst für die Zukunft zeugt, so zeugt doch das belohnte Unverdienst dafür; denn dieses fühlt es tief, daß es nicht auf ewig bestehen kann.

Wenn Strauß von Christus spricht, so versteht es sich für uns, die wir dem Aberglauben entsagten, von selbst, daß eine salbungsvolle Sprache, die Terminologie: der Erlöser, der Heiland u. s. w. als gewöhnliche Redeweise bei einem Streben nach historischer Gewißheit über Christus unstatthaft ist. Selbst Schleiermacher, der in Christus nicht mehr Göttliches sah, als wir Alle erreichen können, wenn wir ihm nacheifern, half sich gegen das Vorurtheil der Menge oder „Gemeinde", wie er's nannte, durch den orthodoxen Schmelz der Worte: Heiland, Mittler, Erlöser, und zwar nicht wie der Rationalismus als „Weltenheiland" und in ähnlichen verwässernden Amplificationen, sondern im Sinne der Genugthuungslehre und der Bluttheologie. Es ist redlich von Strauß, daß er diese Täuschung verschmäht. Aber selbst wenn uns nun Christus dieser wiedereroberte und dem Aberglauben abgewonnene **Mensch**, dieser schwärmerische Rabbi von Nazareth ist, sollte er nicht eine höhere Stellung verdienen, als die ihm Strauß unter den Märtyrern des Genius, neben Sokrates, Cäsar und Napoleon anweist? Strauß stellt, um den hohen Werth Christi anzuschlagen, eine fast

arithmetische Berechnung an. Er nennt ihn unter den Guten den Besten, weist ihm unter allen moralischen Vollkommenheiten die höchsten zu und fertigt ihn, indem er in andere Reihen ausgezeichneter Menschen, in die Reihen der Dichter, Helden, Denker eintritt, als einen moralischen Superlativmenschen ab. Gegen diese Taxirung sträubt sich etwas in unserer Brust. Wenn nicht schon die ungeheure Umwälzung der Welt, die durch die Christuslehre erfolgte, unsere Auffassung steigern sollte, sollte nicht das Wesen des Stifters unserer Religion mit Abzug aller Sage ihn uns verklärter erscheinen lassen, als einen bloßen relativen ascetischen Superlativ? Ist es so leicht gethan wie gesagt: Unter den Guten der Beste zu sein? Tritt uns aus dem historischen Christus nicht etwas entgegen, das ihm moralisch etwas fast specifisch Verschiedenes von denen, die Strauß mit ihm vergleichen möchte, vorbehalten sollte? Man braucht kein büßender Trappist zu sein, um über das Verhältniß der Sittlichkeit zum Genie, der Selbstüberwindung zur Ausbildung einer Prädestination, das Verhältniß dessen, was wir uns geben müssen, zu dem, was man aus Gottes Hand bekommt, anders zu denken, als Strauß zu denken scheint. Ob man nun der „griechischen" oder der „nazarenischen" Lebensansicht huldigt, welche erfordert wol mehr Entsagung, innere Durchbildung, Seelengröße? Und wenn Strauß alle diese Fragen widerlegte, dann bliebe mir noch diese zuletzt übrig: Sollte ein Mann von Genie, wie Strauß selbst, nicht schon an sich bereit sein, dem Genie im Grunde doch weniger einzuräumen, als der Tugend?

Die neue Tübinger Glaubenslehre wird wieder eine große Aufregung in der theologischen Welt hervorrufen, d. h. in ganz Deutschland; denn sonderbar, wir Deutsche sind fast alle geborene Theologen. Es handelt sich jetzt um das, was Strauß Positives geben kann. Es soll mich wundern, ob nicht die, denen er zu wenig Geschichte einräumte, ihm jetzt den Vorwurf machen werden, daß er ihnen zu viel Lehre gelassen hat. Die Theologen, die den ganzen Glauben auf den einen Satz reduciren möchten: „Ein höchstes Wesen

giebt es", dürften sich durch Strauß leicht ebenso getäuscht finden, wie die, die den Glauben auf die Mythe gründeten.*)

Friedrich von Hurter.
1845.

An einem trüben Sonntagnachmittage hatte ich Wien verlassen. Der Mai war kalt gewesen, selbst der Juni frostig, nur einige wenige Sonnenblicke brachen zuweilen durch die grauen Wolken und beleuchteten die Thäler des Salzkammergutes. Der Traunsee mit seiner halb schroffen, halb lieblichen Umrandung, wurde befahren, der Hallstadter See, eingeschlossen von starren schneebedeckten Berghäuptern, bot Gelegenheit zu stiller Erwägung der erlebten Wiener Eindrücke. Dies Gewühl und dieser Frieden! Das Fronleichnamsfest stimmte feierlich ein in den melancholischen Accord der Seele, nicht daß sie eine Erhebung dem lärmenden Festzuge der Kinder verdankte, eine Erhebung dem Knallen der Böller, den Straußischen Walzern, die von der Ischler Bergmusik der unter einem Baldachin fast chinesisch und mandarinenhaft von Pfauenfedern bewedelten Geistlichkeit vorangespielt wurden; nein, das Alles drückte eher zur Trauer hernieder; denn die Vernunft mußte sich sagen: Wie wird das wieder Religion, was jetzt ein Schauspiel ist! Sinniger schon sind die Fronleichnamsprocessionen auf den genannten Seen. Mitten auf ihren dunkelgrünen Wogen werden über zusammengefügten Nachen Altäre erbaut mit allem Schmuck der Bilder, der heiligen Gefäße und Maienzweige. Die Priester, die Ministranten, die Fahnenträger, die Greise,

---

*) Spätere Anmerkung. Dieser kleine Artikel erschien in meinem „Telegraphen" 30 Jahre vor Strauß' letzter Schrift und liest sich wie eine anticipirte Beurtheilung derselben.

Männer, Weiber und Kinder schwimmen unter Musik und dem Takt der Ruderer auf Kähnen zu den schwanken Heiligthümern heran, und auf dem Spiegel des feuchten Elementes, unter der Wölbung des freien Himmels, mitten auf dem See wird das Fest des Corpus domini gefeiert.

Rings in diesen Gegenden wohnen Protestanten. Wo Bergleute in die Gruben fahren, hat des Bergmannssohnes Luther's Lehre immer schnell um sich gegriffen.*) Die Gegenreformationen stellten mit bekannten Mitteln Papst- und Mariendienst wieder her. Die Salzburger Protestanten mußten auswandern. Dreißigtausend der fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner des Erzbisthums mußten den Wohnsitz ihrer Väter verlassen. Hundert Jahre ist das her, aber der Geist der Unduldsamkeit — ist er gewichen? Man denke an die Vorgänge im Zillerthal! Salzburg sank mit jener Maßregel von der Höhe seines Wohlstandes herab. Sein berühmter Holzwaarenhandel zog sich nach Nürnberg, Capitalien gingen dem Verkehr und Erwerb verloren, die Grundwerthe sanken, Salzburg stieg von Stufe zu Stufe abwärts und macht jetzt nur noch den Eindruck einer Provinzhauptstadt, die in ihrem Wohlstande von der Fürsorge der Regierung, dem eingelegten zahlreichen Militair und einer nicht eben reich dotirten Geistlichkeit abhängig ist.

Die Naturschönheiten Salzburgs sind allbewundert. Es war schwer, sich so bald von ihnen loszureißen. Befährt man auch die Schachte von Hallein, erklimmt die Höhe des Gollinger Falls, wendet sich um den marmor- und sagenreichen Untersberg nach Berchtesgaden hinüber zum schneebedeckten Doppelhaupt des Wazman, segelt hin und wieder auf dem stolzen Königssee und sieht auf der Höhe seiner Ufer die Gemse aus dem Schnee neugierig zu uns herniederlugen: man kehrt gern zurück in's trauliche Salzachthal, diese wiesenweiche, smaragdgrüne Salzburger Ebene. Das Innere der Stadt fesselt wenig, das Leben ist öd und werkeltägig. Aber vor den Thoren, auf den Höhen, in den Gärten, die sich an

---

*) Merkwürdig, daß auch die deutschkatholische Bewegung aus einer Bergwerksgegend kam: Laurahütte.

die Bergwände lehnen, hebt sich die Brust zu freierem Schlage und im Lustpark Aigen vermochte ich Stunden lang zu verweilen.

Dies ist ein kleines Schloß mit Garten und Park, eine Stunde von der Stadt gelegen und dem Erzbischof gehörig, dessen Verwandter, Fürst von Schwarzenberg, einst diese reizende Besitzung umgestaltete. Allmälig vom einfachen Wohnhause und dem kleinen Blumengarten sich zum Berg emporhebend, bietet dieser Garten die lieblichste Fernsicht. Offne und versteckte Wege, durch grüne Alpenwiesen oder unter Baumgruppen von Buchen und Erlen, führen entweder zu einer schäumenden Cascade oder entfernt von ihrem donnernden Geräusch zu stillen Sitzen und Ruhebänken unter Linden und Nußbäumen. Hier schweist das Auge hinüber in die Alpenkette, vom Untersberg zum Wazman, zur Schönfeldspitz, zum Geröll, welcher Berchtesgaden von der Salzachebene trennt. Hier brachte ich einsame, beschauliche Stunden zu. Ein Buch in der Hand, um mich die grüne Einsamkeit, ein stiller Gottesfriede über dem alpenbekränzten Thale, fern von eurer Politik und Literatur, eurem Glauben und Wähnen, Dichten und Trachten: das Auge sucht die Geisterbrücke, die uns in's Jenseits führt.

Das Buch, das mich hier fesselte, war „Geburt und Wiedergeburt von Friedrich Hurter". Aus dem kleinen Vorrath lesbarer Bücher, die der Buchhandel in Salzburg dem Käufer anbieten darf, war die Wahl nicht schwer. Mitten unter Predigten, Gebet- und Kochbüchern nahm eine Schrift von Hurter, dem Verfasser der berühmten Biographie Innocenz des Dritten, eine auffallende Stellung ein und die katholische Tendenz dieser Schrift paßte vollkommen zu einer Umgebung, aus welcher auch der leiseste protestantische Anhauch verbannt war. Hier hatte ich vollkommen jene Welt, deren magischem Eindrucke der erste Geistliche der reformirten Landeskirche des Cantons Schaffhausen vor einem Jahre zu St. Ignazio in Rom unterlegen war. Aus der Tiefe klangen die Glocken herauf, rechts auf dem Mönchsberg blickte aus dem Gebüsch ein Kapuzinerkloster, unten am Schlößchen lag ein Gottesacker mit vergoldeten Glorienstrahlen um die

schwarzen Kreuzlein auf den Gräbern, mit einem kleinen Weihwasserbecken an der Kirchthür, mit frommen Gelübden und Votivtafeln zu Ehren Johannis des Täufers. Ja, eine hohe Gestalt wandelte sogar unter den Nußbäumen vorüber, der Erzbischof Fürst Friedrich Joseph Cölestin von Schwarzenberg selbst, ein Priester, dem alle Herzen des Landes anhängen, seiner Frömmigkeit, seiner milden, leutseligen Sitten, seiner geistreichen Bildung und seiner für die hohe Kirchenstufe, die er bekleidet, bewunderungswürdigen Jugend und männlichen Schönheit wegen.

Eine Glaubensänderung hängt so tief mit den geheimsten Fäden unseres Gemüths zusammen, daß ein schnelles Darüberwegfahren und kurzes Endurteln eine Ungerechtigkeit ist. Der Israelit, der sich taufen läßt, verdient von uns ein Entgegenkommen, das nicht schonend und zart genug sein kann. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, gegen den tief in uns eingeschriebenen Satz, daß wir dahin gehören, wohin uns die Natur stellte, ankämpfen zu müssen, von den Seinigen sich zu trennen, einen Glauben anzunehmen, an dem uns Vieles überzeugen kann, Manches ewig befremdlich bleiben wird. Sogenannte *Judenbekehrungen* sind pietistische Heucheleien. Die meisten Taufen der Juden entstehen aus Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Man will die Kinder nicht die gesellschaftlichen Parias der Christen bleiben lassen und bekämpft sich selbst, um den Kindern dereinst den Kampf zu ersparen.

Ich glaube aber, man sollte diese Aengstlichkeit der Gewissen, diese Befangenheit im natürlichen Bewußtsein, vom philosophischen Standpunkte aus nicht gelten lassen. Man sollte ankämpfen gegen Alles, was die freie Selbstbestimmung der Individuen verhindert. Die Freiheit, sich rechts oder links zu stellen, ist die Freiheit des Jahrhunderts. Sie mag dem Protestanten zu Gute kommen, der katholisch wird, sie wird auch den umgekehrten Schritt erleichtern, sie wird uns vor allen Dingen gegen den Indifferentismus bewahren, der sich gern mit Redensarten, wie: Was ich bin, das bleib' ich, u. dgl. beschönigt. Wer etwas Besseres sein kann, als er ist, der habe das volle Recht, aus den natürlichen Zufälligkeiten

seiner Geburt herauszutreten, sich selbst mit dem Feuer seiner eigenen Ueberzeugung zu taufen und wiedergeboren zu werden in der Wahrheit seines selbstbewußten Geistes. Es ist freilich traurig, sich vorzustellen, daß ein protestantischer Geistlicher dreißig Jahre lang eine Lehre vertreten konnte, die er, allerdings nicht plötzlich, sondern allmälig als unvollkommen, ja als Lügenwerk abschwört; aber wenn hier der Friede einer Seele nicht anders hergestellt werden konnte, wer kann da richten? Wir leben jetzt in Tagen, wo wir schon Tausende gesehen haben, die nicht aus Frivolität oder Indifferentismus, sondern mit innerer Wärme und treibendem Wahrheitsdrang sich von der römisch-katholischen Kirche trennten; laßt uns gegen den umgekehrten Gang gerecht sein und dem Antistes Hurter, wie derselbe von den Füßen des Papstes aus Rom zurückkehrte, immerhin unser Mitleid und nicht mit den Schaffhäuser Bürgern ein Charivari bringen.

So dachte ich in Salzburg und blätterte flüchtig und obenhin in den damals erschienenen beiden ersten Bänden der Hurter'schen Wiedergeburt. Römisch-katholisch! Millionen bekennen diesen Glauben und noch manches Jahrhundert kann umrollen, ehe der Statthalter Christi auf seinem Stuhle nur empfindet, daß die Grenzen seines Reiches ihm näher rücken. Ist der Protestantismus nicht selbst tief erschüttert? Wo ist Wahrheit? Wo Uebereinstimmung? An Unduldsamkeit fehlt es im Schooß der Evangelischen nicht minder, wie bei der alleinseligmachenden Confession. Die Fürsten nehmen Parthei, bevorzugen die eine Auffassung gegen die andere, die Kämpfenden überbieten sich, die Würde des Gegenstandes geht in der Hitze der Leidenschaften verloren, Philosophie, die Sache des Einzelnen, wird mit Religion, der Sache Aller, verwechselt, Protest gegen Protest — zeigt sich darin Schwäche oder Ueberfülle an Kraft, Auflösung oder Gestaltung, Schuld der Vergangenheit oder kreisende Geburt der Zukunft? Ich glaube das Letztere. Wer kann aber Den unbedingt verdammen, der das Erstere glaubt?

Religion bahnt sich zum Gemüth die wunderbarsten Wege. Die Stärksten in jedem andern Bereich können in diesem die Schwächsten sein. Der Geist, der vierzig Jahre forschte, kann

vor Ueberdruß an sich selbst ermüden und die höchste Verzweiflung, die da ausruft: Alles ist eitel! beugt sich dem linden Joche eines Gehorsams, der sich selbst betäubt. Vierzig Jahre lang kann das Herz in starrer Selbstgenügsamkeit nur physisch pulsiren, und ein plötzlicher Schmerz durchbricht die Eisesdecke und dieser kalte Muskel zittert, wird fühlbar und hat keine Kraft zu tragen, was ihm Alles das Schicksal aufbürden will. Das Gefühl erwacht beim Einen in der Musik, beim Andern in der Poesie, bei den Meisten in sinnlichen Religionsculten. Den Stolz zieht es nieder, die Selbstgerechtigkeit erröthet und — das Geheimniß der Liebe, was ist es anders, als das Bedürfniß sich zu opfern, wegzuwerfen, hinzugeben, zu knieen und von etwas, das uns besser scheint, als wir, beherrschen zu lassen? Der Katholicismus ist vielleicht eine bessere Religion für die starken, als die schwachen Geister. Den Armen schenkt er zuviel, aber die Reichen, die müssen ihm geben. Die Thoren macht er thörichter, aber vielleicht die Weisen weiser. Vom Katholicismus ausgehen ist ein Unglück für die Politik, Volksbildung und Aufklärung, aber zum Katholicismus zurückkehren, kann uns zuweilen ein rührendes Schauspiel geben.

Bei einem flüchtigen Durchblättern der Hurter'schen Bekenntnisse wird es uns sein, als klänge zuweilen aus ihnen ein heimathlicher Ton in unser Herz, der auch zu uns schon verlockend und beseligend gesprochen. Wir wiesen damals diese Luft- und Klanggeister von uns, aber sie erschienen uns immer wieder bei einer nüchternen Nachmittagspredigt in unsern nordischen Kirchen, beim Anblick der Sixtinischen Madonna, bei einer Kirchenmusik im alten Style, einem Märchen von Clemens Brentano, auf der Reise bei einem Hochamt in einem marmornen Dome oder einer bescheidenen Marienandacht im Lichtmeer einer kleinen Kapelle. Die Jugendentwicklung des Convertiten fiel in die romantische Zeit. Tieck's Genoveva, gesteht er, hätte ihn bezaubert. Er kämpfte Jahre lang mit seinem Bedürfniß und der trockenen Befriedigung durch den reformirten Cultus. Es ging ihm wie Mortimer in Maria Stuart, er wandte sich von uns, folgte dem Wahne,

der ihn glücklich machte. Wer mag ihn gerade um deswillen verdammen?

Aber einige Monate später veränderte sich der Eindruck. Die Zeitungen brachten die Nachricht, daß Hurter nicht etwa im Muschelhut und Pilgerkleide gen Jerusalem gezogen oder als Mönch die Karthause bei Pavia bezogen hatte, sondern daß ihn Fürst Metternich in den Adelstand erhoben, zum kaiserlichen Hofrath ernannt und ihm das bedeutungsvolle Ehrenamt eines Reichshistoriographen übertragen hat. Das also war „des Pudels Kern"? sagten die Schaffhauser und auch für uns, die ein Convertit mehr oder weniger nicht kümmerte, bekommt dadurch das politisch-religiöse Glaubensbekenntniß des berühmten Verfassers einer Biographie des Papstes Innocenz des Dritten ein neues, erhöhtes und völlig verändertes Interesse.

Hurter's Stellung ist nun so ziemlich die von Friedrich Gentz. Ein Historiograph ist der betraute Archivar und Registrator der Geschichte eines Volkes, ein officieller, verantwortlicher Geschichtschreiber, der das eigentliche Staatsbewußtsein einer Monarchie oder Republik tief in sich aufgenommen haben soll und für so vollkommen übereinstimmend mit den leitenden Gedanken einer Politik angesehen wird, daß sein wissenschaftliches Princip eine objective Basis für die Beurtheilung der ihm zur Fixirung überlassenen historischen Zustände ist. Eine solche Beförderung eines Convertiten, der zu seiner Schweizerheimath eine scharfbezeichnete Stellung einnimmt, ist doppelt bedeutungsvoll in gegenwärtiger Zeit, wo die deutschen Fürsten, der erprobten langjährigen Staatspraxis des österreichischen Staatskanzlers vertrauend, von Wien und Schloß Johannisberg aus über die obschwebenden kirchlichen Wirren Rathschläge, Winke, Warnungen empfingen. Wenn hie und da ein protestantischer Fürst zweifelte, ob nicht die Neuerung und Bewegung unter seinen katholischen Unterthanen in der That, wie ihm geschildert wird, politische Gefahren bringen könnte, so liegt in dieser Ernennung, die so ganz im Geist der alten Tage von Adam Müller, Fr. Schlegel u. s. w. ausgefallen ist, ein höchst sprechender Beweis für den unverrückten Standpunkt, auf welchem sich das Wiener Ca-

binet seit 1819 erhalten hat. An dem nunmehr gründlicher zu prüfenden Buche des Herrn von Hurter haben wir einen Leitfaden für das Studium der Grundsätze, welche die österreichische Staatsraison bilden. Einen schrofferen Bruch mit dem, was der einen Hälfte Deutschlands theuer und werth bleiben muß, kann es nicht geben, als die offenen Arme auszubreiten und einen katholisch gewordenen protestantischen Geistlichen, der nach vielen Seiten hin, wie wir gleich sehen werden, unsere heiligsten Gefühle verletzte, durch ein Amt, das ihm gleichsam das österreichische Staatsprincip überantwortet, vor allen Protestanten an's Herz zu drücken. Hier ist kein Zufall, sondern Tendenz. Es vergegenwärtigt diese Bewillkommnung eines Apostaten deutlich, in wie feindlichen Heerlagern sich die beiden Halbscheiden unseres Volkes gegenüberstehen.

Jetzt tritt die katholische Wiedergeburt des Herrn von Hurter in eine andere Beleuchtung! Das Salzburger Gedicht hört auf. Wir betreten den Boden der Wirklichkeit. Wer mit seiner Conversion Aemter und Beförderungen so eigenthümlich prononcirter Art annimmt, muß dem Zeitgeist anders Rede stehen, als nur nach dem Maßstabe des Gemüths. Die Grundsätze, die ein Privatmann in Schaffhausen hegt, die Stimmungen sogar, die man in München bei Herrn von Görres in einem ultramontanen Club äußern kann, würden den Publicisten vielleicht zu keiner Beachtung herausfordern; aber einen Gelehrten, der drei Bände der heftigsten Invectiven gegen Alles herausgegeben hat, was uns in Deutschland selbst auf katholischem Gebiete theuer und werth geworden ist, in die Wiener Staatskanzlei gerufen und mit der Geschichtschreibung des ersten deutschen Staates betraut zu sehen, diese Wendung ist eine so bedenkliche, daß meine Leser mir vielleicht Dank sagen, wenn ich in dem Buche nicht mehr blätterte, sondern nun las und sie mit den merkwürdigen in Wien so wohl aufgenommenen Verirrungen des Herrn von Hurter bekannt mache.

Herr von Hurter erweist sich, jetzt genauer geprüft, in seiner Selbstbiographie 1) als Aristokrat, 2) als Feind Deutschlands und unserer politischen Wünsche und Be-

dürfnisse, und endlich 3) als einen Proselyten der katholischen Kirche, den von seinem reformirten Glauben kein poetisch-religiöses Bedürfniß, sondern nur hierarchischer Priestersinn entfernt hat. Das soll in Nachfolgendem bewiesen werden. Wen Herr von Hurter nicht interessirt, den interessiren ohne Zweifel seine hohen Gönner. Noscitur ex socio, qui non cognoscitur ex se.

Bei einem Geistlichen kann man auf die biblische Phraseologie seiner Darstellung kein zu hohes Gewicht legen. Wenn Fritz Stolberg, ein Jurist, ein Laie, in Bibelsprüchen redet, so bezeugt dies ein vorhergegangenes emsiges Forschen in der Schrift. Ein Theologe aber, der dreißig Jahre lang Prediger war, imponirt uns nicht, wenn er sagt: Der Herr „klopfte an", ich wollte nicht hören; oder: Es währte lange, bis „das Fischlein mochte gewonnen werden", oder: „Endlich hat das Schaf seinen Hirten gefunden" und ähnliche Beiträge zu einer Selbstcharakteristik, womit Herr von Hurter die Analyse seiner in Rom sich endlich bewußtwerdenden Seelenzustände giebt. Auch an den Styl des Verfassers, der zum Theil eine Nachahmung von Görres ist, wird man sich bald gewöhnen, langsamer an gewisse Schweizer-Idiotismen, wie darob, bisanhin, Verumständungen, etwelche, stund u. s. w.; Eigenthümlichkeiten, die sich in der künftigen Geschichtschreibung Oesterreichs wunderlich ausnehmen werden.

Herr von Hurter ist Aristokrat. Geboren aus einer patricischen Familie des Kantons Schaffhausen, sagt er dies von sich selbst und erklärte auch bald nach der Julirevolution, daß er seine Kinder zu „gründlichen Aristokraten" erziehen würde. In stiller Voraussicht der ihm von Wien verheißenen Adelstanderhebung spricht er gleich im Beginn von seinem „ehevorigen" Ursprung und preist diejenigen Personen, die nicht wie „Mollusken" entstanden seien, sondern sich, natürlich nach Anleitung eines Stammbaums, auf nachweisbare und namhaft zu machende frühere Menschen zurückführen lassen. Sein eigener Name giebt ihm schon etwas Adeliges; denn Hurter hinge freilich mit dem Hurtig der Dienstbar-

keit zusammen (Frau Hurtig war eine wohlbekannte Wirthin bei Shakespeare), aber auch mit heurter, Buhurt, kurz mit Begriffen, die an Jagdvergnügen und Turnei erinnern. In seinem Wappen fände sich ein Pfeil und aus dem Bogen wäre nur durch Nachlässigkeit der Zeichner allmälig ein halber Mond entstanden. Von den burgundischen Herzögen hätte er sich den Wahlspruch genommen: Qui s'y frotte s'y pique, eine Phrase, die wol bei der Distel oder einem Besen, aber nicht bei einem Pfeile angebracht ist. Deshalb hat Herr von Hurter noch einen zweiten Spruch angenommen: parta tueri, festhalten am Gegebenen, Symbol eines besonders in der Politik conservativen Glaubensbekenntnisses. Nachdem Herr von Hurter uns dann noch versichert hat, daß von seiner Mutter Seite er aus einem anerkannten Adelsgeschlechte, aus der Familie Derer von Zieglern, entsprossen sei, geht er zur Schilderung seiner durchweg aristokratisch oder, richtiger gesagt, patrizisch gehaltenen Erziehung über und läßt, was den Adel anlangt, nur noch im spätern Verlauf seines Werkes diese auf seine Verwandten berechnete historische Andeutung fallen: Wer aus der Schweiz auswanderte, um der katholischen Religion willen, der gelangte in Deutschland zu hohen Ehren, wer daheim blieb und sich zur neuen protestantischen Lehre hielt, starb mit seinem Geschlechte ab und sank in's Dunkel der Masse zurück. Diese pragmatische Entdeckung ist lehrreich. Die katholisch gebliebenen Rinks von Waldenstein zogen nach Freiburg, wo (II. 214) „ihr Geschlecht noch blüht und neben vielen Würdenträgern der Kirche drei Reichsfürsten aufzuweisen hat", während von den rückgebliebenen reformirten Rinks in Schaffhausen ein Sprößling Rathsdiener war. Die bayerischen Grafen Waldkirch haben in Schaffhausen arme reformirte Verwandte. Die Herren von Dießbach aus Bern blieben katholisch und sind im Breisgau angesehen, während der reformirte Stamm in Bern sich kaum in Ehren hält. Zwei Wattenwyl aus Bern kehrten in den Schooß der katholischen Kirche zurück und stiegen bei Karl V. zu hohen Ehren, und die katholischen Wyttenbachs im Breisgau blühen, während die (III.493) „zu Bern zurückgebliebenen ganz heruntergesunken sind". Unstreitig die schlagendsten Beweise, welche

Vortheile damit verbunden sind, wenn man seinen Glauben abschwört, sein Vaterland verachtet und in fremde Dienstbarkeit tritt.

Unsere Leser erstaunen vielleicht über die Offenherzigkeit der Geständnisse des Herrn von Hurter, und gleich an der Schwelle unserer Kritik seines Werkes muß demnach bemerkt werden, daß dasselbe mit einem blinden Vertrauen auf seine innere Haltbarkeit geschrieben ist. Nirgends eine Cautele, nirgends eine vorbeugende Sorgfalt gegen Mißverständniß, nirgends ein Ausweichen, wo die gesunde Vernunft denn doch selbst bei dem hingegebensten Fanatismus in die Enge geräth. Herr von Hurter, Historiker, geistreich, belesen, wirft sich blind in die ihm entgegen starrenden Speere des Menschenverstandes, das Gewagteste, das Mißlichste auf seiner geistigen Wanderung nach Rom bewundert und anerkennt er eben so sehr, wie auf seiner, spätern geographischen. Stellt ihm ein Wunder hin, sagt, es sei canonisch, und blindlings steift sich dieser besonnene und kluge Mann, es anzuerkennen und sich vor ihm zu demüthigen. Ich bemerke dies vorläufig hier nur deswegen, damit die Leser nicht erstaunen über das Gemisch der naivsten und kühnsten Geständnisse, die ohne die geringste diplomatische Vermittlung mit der gesunden Vernunft oder unsern kranken Vorurtheilen von Herrn von Hurter werden ausgesprochen werden.

Herr von Hurter haßt Deutschland, unsere Geschichte und insgesammt Alles, was auf dem heimischen Gebiete nach Lebensgestaltung und politischer oder kirchlicher Berechtigung ringt. Johannes von Müller war auch ein Schweizer, hütete sich aber wohl, soviel Grundabneigung gegen das Germanische zu verrathen, wie sein Landsmann Hurter. Dieser theilt den vulgärsten Deutschenhaß, wie man solchen nur in den aristokratischen Cantonen der Schweiz antreffen kann. Diese deutsche Schweiz würde vollkommen berechtigt sein, uns zu hassen, wenn wir je von ihr verlangt hätten, sie sollte vor unsern politischen und gesellschaftlichen güldenen Kälbern niederfallen und anbeten. Aber sie haßt das in uns, was ihr eigener geistiger Lebensodem ist. Sie haßt ihre eigene Sprache, ihre eigene Bildung, ihre eigene feinere Sitte. Das beschä-

mende Gefühl, gegen das Mutterland an geistiger Kraft zurückzustehen, diesem Alles zu verdanken, was, die Staatsform ausgenommen, ihren eigenen Werth erhöht, das verwandelt sich dieser Schweiz in Haß, den sie reichlich nicht nur auf die politischen Flüchtlinge, sondern selbst auf die Männer der Kunst und Wissenschaft überträgt, die sie, ihren Mangel fühlend, aus Deutschland an ihre Hochschulen berufen muß. Herr von Hurter, der künftige Geschichtschreiber Oesterreichs, verräth auf jeder Seite seines Werkes, wo nicht von der katholischen Kirche geredet wird, wie sehr ihm im tiefsten Grunde Deutschland mit seinem politischen und wissenschaftlichen Leben zuwider ist.

Den Norden Deutschlands kennt er nicht, hat ihn nie besuchen mögen und verachtet ihn vollends als den Sitz des Protestantismus und der von Kant ausgegangenen philosophischen Bewegung. Deutsche Poesie dient ihm nur zu gelegentlichen Citaten. Aufgegangen ist in ihm, erfüllt hat ihn davon nichts. Nur von Tieck's Gedichten katholischen Beigeschmacks spricht ihn Einiges an. Unsere ständischen Bestrebungen sind ihm hohle Dinge. Er warnt den Erzbischof von Freiburg vor Synoden; sie würden der Kirche eine Ruthe binden und dem Lande Baden werden, was seine zweite Kammer ist. Der schweizerische Republikaner theilt die Lehre seines Gönners, Ludwig von Haller's, und stellt über alles Neuzeitige das Ehevorige. Sein politisches Glaubensbekenntniß liegt in den Worten (I. 83): „So erwies ich mich damals schon als entschiedener Feind der Revolution, als Gegner dessen, was von unten herauf durchgesetzt werden will, als warmer Vertheidiger aller wohlerworbenen Rechte und glühend für deren unverrückte Anerkennung, für deren stätige Beschirmung, für unantastbare Gerechtigkeit. Das Gefasel von Menschenrechten, denen zufolge Alle an Allem Theil haben, gewissermaßen Alle durch Alle regiert werden sollten, wollte mir schon damals nicht in den Kopf eingehen; dieser ist im Verlauf der Jahre in solcher Beziehung nicht bildsamer geworden." 1819 war die Zeit, wo solche Theorieen von Staatsmännern mit Anstand konnten producirt werden. Ein Cabinet, das noch jetzt solche Expectorationen gutheißen

kann, verräth, daß es um fünfundzwanzig Jahre hinter der Mitwelt zurückgeblieben ist.

Herr von Hurter, Oesterreichs bestallter Geschichtschreiber, haßt Preußen mit einer fast an den siebenjährigen Krieg erinnernden Erbitterung. Preußen ist ihm eine jener neuzeitigen Mollusken ohne alle Ehrwürdigkeit eines ehevorigen Ursprungs. Schon auf der Schule, erzählt er, gehörten alle meine Sympathieen nur Oesterreich. Es ist, als hätte nach der Lehre von der prästabilirten Harmonie die künftige Stellung zum österreichischen Cabinet schon in ihm vorgewirkt. Es sind angeborne K. K. Hofrathsgefühle, die Hurter gegen Friedrich II. ausspricht, gegen seine „Recht und Gerechtigkeit verletzende" Besetzung Schlesiens. Seine „Vorliebe für das hohe Erzhaus" trennte ihn schon in der Schule von seinen Mitschülern, die Archenholzens Geschichte des siebenjährigen Krieges lasen. Jubelten jene über die Schlachten, die Preußen gewann, so jubelte Herr von Hurter über die Erfolge der österreichischen Waffen. Früh schon hatte er die Neigung, die Sympathieen seiner Mitschüler auf den Kopf zu stellen und sich z. B. nicht für Julius Cäsar zu erklären, sondern für den nüchternen, doch rechtlichen Pompejus. Der Vater, einst Landvogt in Tessin, erzählte von einem italienischen Kapuziner, der unter einem geheimen Deckel seiner Tabacksdose das Bild Friedrichs II. verborgen gezeigt hätte. Diese weltliche und habsburgfeindliche Gesinnung eines Priesters hätte ihm schon als Knabe nicht eingeleuchtet. Später als Student vernimmt er auf einer Reise nach Holland die falsche Kunde von einem Siege, den Preußen über Napoleon gewonnen hätte. Daß Preußen gelingen sollte, was Oesterreich vergeblich versuchte, verstimmte ihn und das um so mehr, als Oesterreich Napoleon deshalb nicht schlug, „weil eine deutsche Macht um den Preis von Hannover noch Aergeres gethan hatte, als blos dasselbe im Stich zu lassen". „Aber," fährt Herr von Hurter fort (I. 148), „schon im Haag erfolgte die Enttäuschung und im Dom von Mainz konnte ich einem Tedeum für den (umgekehrten) Sieg bei Jena beiwohnen, welches durch die Anwesenheit Josephinens mit ihrem Hofstaat verherrlicht ward."

Die höchste Erbitterung gegen Preußen spricht sich überall bei kirchlichen Veranlassungen aus. Daß der Apostat den Kaiser Nicolaus (II. 165) den „nordischen kronentragenden Oberradicalen" nennt, muß uns Unterradicale belustigen, die wir an dem discreten und diplomatischen neuen K. K. Reichshistoriographen einen so mächtigen Bundesgenossen bekommen. Neue Perspectiven für die Politik des Fürsten Metternich! Wir danken ihm, danken ihm von Herzen, daß er die neuere Geschichte Oesterreichs, die Geschichte der Donauverwicklungen, der serbischen Umtriebe, der griechischen Einmischungen einem Historiker überlassen hat, der Rußlands Selbstherrscher nicht nur den „nordischen kronentragenden Oberradicalen" nennt, sondern ihn auch noch ferner charakterisirt: „Eisig, wie der Himmelsstrich, unter welchem eine bluttriefende Vergangenheit zur Gegenwart sich hinabwälzt, vereint er Diocletian's Schnauben wider die Kirche mit Julian's Schlichen, trat Verträge mit Füßen" u. s. w. Auch was von Polen der Reichshistoriograph sagt, macht dem Fürsten alle Ehre. Aber bedenklicher wird folgende Charakteristik des preußischen Verhaltens zur katholischen Kirche: „Da sah ich eine, aus revolutionairen Elementen hervorgegangene und solchen gemäß sich fortbildende Gesetzgebung nicht blos hinübergreifen in das Gebiet der Kirche, sondern förmlich ihr Joch derselben aufladen, deren natürlichste Lebensregung hemmen, ihren innern Organismus lösen, ihre Rechte beseitigen, über ihr Gut zum unbeschränkten Vogt sich setzen, Würde und Tüchtigkeit nach der Schmiegsamkeit unter die postulirte Gewalt bemessen, und für willfährige Huldigung, Gunst und Gnaden zum Austausch in Bereitschaft halten; und doch haben sie in dreißigjährigem Bestreben noch nicht an das Ziel gelangen mögen; und doch scheint dieses, so oft sie es bereits ergriffen zu haben wähnen, immer wieder unter ihren Händen zurückzuweichen; und doch will es die zum Ableben Getriebene, in's Versiechen Gestoßene auch da wie Morgenluft anwehen und das erste Zucken des Genesens wahrgenommen werden; wogegen sie dann jeden verneinenden Geist auswittern, um ihn ihrer traurigen Betriebsamkeit zu vergesellschaften; bildlich zu sprechen, jedes Bäckers sich freuen, der die schlechteste Kleie zur Hostie

gut genug findet, und über das veraltete Vorurtheil, daß nur das gewählteste Weizenmehl dazu sich eignet, mit zierlichem Kratzfuß hinweghüpft. Da sah ich den ministeriellen Despotismus an Hegel'scher Frechheit und Straußischer Fortbildung des Protestantismus aufranken, bei verblendeter Befangenheit in höhern Regionen um so tobsüchtiger sich gebährend, die Kirche wie ein Beamten-Bureau behandeln, die Fähigkeit zur höchsten Gewalt über sie nach dem Maß der Mißkennung und nach dem Willen zur Beseitigung ihrer Rechte bemessen; in bitterbösem Haß selbst der Aufforderung an die christliche Liebe zum Mitwirken der Erleuchtung derer, die in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen, den Fußtritt geben; dagegen Spionen, Verhöre, Strafen gegen ihre Pflichtgetreuen aufbieten, jedem Angriff auf sie, jeder Lästerung gegen sie, jeder Verhöhnung derselben freien Lauf lassen, hemmen hingegen jede Vertheidigung, Jagd machen auf jede Darlegung der Thatsachen, knebeln selbst das wahrheitsgemäße Wort in einfacher Geschichtserzählung, dulden was die untersten Grundlagen des Glaubens zerbricht, verpönen, was einer Schutzschrift für die Gehaßten, Rechtlosen, jedem Schergen Preisgegebenen gleich sähe. Da sah ich die nichtsnutzige Perfidie, bei allem Vertrauen auf Erdenmacht und was derselben zu Gebote steht, dennoch ohnmächtigen Fusionsversuchen behufs eines unmerklichen Erlöschens der katholischen Kirche mit der unterwürfigsten Zuthulichkeit und den plumpsten Kunstgriffen beispringen; dennoch, als eben das: Dich loben wir über so glückhaftigen Ausgang! von dem alten Minister*) bis hinab zu dem jüngsten Polizei-Sergeanten aus vollen Kehlen wollte angestimmt werden, das Ding in das Gegentheil umspringen, und das Leben, das klug und behutsam abgespießt, das still und geräuschlos entschlafen Gewähnte, wieder hervorbrechen mit seiner vollen Liebeswärme, mit seinem innerlichen, tiefen, klaren in voller Fluth wogenden Strom, und leuchten in neuer Wahrheit des alten Apostels Wort: Sie sind zu Narren geworden, da sie sich für weise hielten." Ist es nicht, als hätte Fürst Metternich Görres selbst nach Wien berufen und

*) Altenstein.

vor ganz Deutschland ein Votum über unsern geistigen und politischen status quo abgeben wollen?

Orientiren wir uns! Nicht das soll uns an Herrn von Hurter mißfallen, daß er Ungerechtigkeiten rügt, wo er deren zu begegnen glaubt, sondern Besorgniß erregt nur der einseitig römisch-katholische Standpunkt, von dem er aburtheilt. Sinn für nationale und Gesammtentwickelungen unseres, nicht seines Vaterlandes, fehlt ihm. Er bemüht sich nirgends, aus Widersprüchen zur Klarheit, über Gegensätze zu einer höhern Einigung zu kommen. Nichts ist ihm am deutschen Stamme lieb und werth. Er rühmt und preist Italien, bewundert sogar die Gesittung — der Neapolitaner, selbst aus dem, wie er es nennt, „madenfraßigen" Frankreich, das durch seine „Hundstagsrevolution" vollends verdorben wäre, hofft er noch Keime der ihm allein vernünftig scheinenden Weltordnung wieder entspringen zu sehen, aber was, von Rom aus betrachtet, nach Norden jenseits der Berge liegt, das Alles ist ihm fremd, widerwärtig, unerquicklich, und seine Lebensbeschreibung dient dazu, beweisen zu sollen, daß sich in ihm diese Gesinnung schon vom Knabenalter an entwickelt habe.

Oesterreich und sein rein e r h a l t e n d e s Princip hat ihn allein befriedigen können. Seit der Hinrichtung Ludwig's XVI. stand der Sinn für das E h e v o r i g e fest in ihm. Haller's Restauration der Staatswissenschaften kam seinem eigenen Ideengang entgegen. Schon als Göttinger Student (1806), als es Mode war, gegen die Aufklärung in Kunst und Leben der Romantik das Wort zu reden, machte er die Mode mit und schrieb Hallern, er glaube an keine ursprünglichen Menschenrechte, sondern an das ursprüngliche Recht des Einen über den Andern, an die Rechtmäßigkeit eroberter oder gewonnener fremder Menschenrechte, d. h. an die Leibeigenschaft. Die verschiedenen Phasen der Umgestaltung seiner Schweizerheimath bestärkten ihn in dieser Theorie. „Leicht," sagt er (I. 96), „konnte seine Anschauung (der Nothwendigkeit des erhaltenden Princips) aus den engen heimathlichen Verhältnissen für das Größere und Bedeutungsvolle dieselbe Richtung gewinnen." Woran wir die beiden Stellen reihen möchten: (II. 54) „J a r c k e sagte es mir vorher, ich würde nicht mehr lange in

Ruhe bleiben.“ Und: (II. 48) „In Frankfurt (a. M.) erweiterte sich der Kreis werther Bekanntschaften. Folgereich war die Einführung bei dem Bundestagspräsidenten, dem Herrn Grafen von Münch-Bellinghausen, indem ich durch dessen Vermittlung Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Metternich bekannt wurde.“ Einer sehr lebhaften Einmischung in die Schweizerangelegenheiten und die aargauische Klosterfrage folgte dann der Uebertritt zur katholischen Confession und die obengenannte Anstellung.

Obgleich sich der größte Theil der Bekenntnisse des Apostaten mit der religiösen Frage beschäftigt, die wir drittens zu erörtern hätten, so ist doch das wahre Princip derselben ein politisches und von uns schon als hierarchische Tendenz bezeichnet worden. Die nachstehende Analyse hat den Beweis zu führen, daß Herr von Hurter in den Schooß der katholischen Kirche nicht aus innerem Wahrheitsdrange, sondern aus äußeren Gründen zurückkehrte. Von diesen äußern Gründen nehme ich das Streben nach Vortheil und Ehrenstellen aus. Fern sei es von mir, anzunehmen, daß der Mann seinem Ehrgeize die Ruhe des Gewissens geopfert hätte. Seine Umkehr soll auf Ueberzeugungen gegründet sein, und nur diese zu prüfen sind wir berechtigt.

Die biographische Rechtfertigung des Herrn von Hurter hat eine schwierige und kaum zu vereinigende doppelte Tendenz. Einmal wurzelt sie in dem Wunsche, dem Canton Schaffhausen als Geistlicher zu erscheinen, der dreißig Jahre in voller Ehrlichkeit ein Diener des reformirten Wortes war, und zu gleicher Zeit will er doch seinen katholischen Gönnern in München, Wien und Rom beweisen, daß der Drang, in den Schooß der „Mutterkirche“ zurückzukehren, schon seit seiner ersten Kindheit in ihm geschlummert hätte! Dadurch kommt Herr von Hurter fortwährend in die auffallendsten Widersprüche. Er schildert uns seine ersten katholischen Regungen. In einem Anfall von Gespensterfurcht hätte er schon als Kind einmal das Kreuzeszeichen gemacht. Im Kloster Rheinau hätte ihn die Fronleichnamsfeier wunderbar bewegt. In St. Blasien hätte er als eben absolvirter Student vor der heiligsten Jungfrau „schluchzend“ seine Sünden bekannt. Herr

von Hurter hat Recht, wenn er behauptet, daß er bei solchen Regungen noch mit ziemlichem Gewissen hätte Protestant bleiben und Pfarrer für Protestanten werden können. Die Poesie einiger Gebräuche des Katholicismus wird nur ein rigoroser Verstandesmensch zurückweisen und leugnen können. Der einsame Aufenthalt in St. Blasien, einer säcularisirten Abtei, war so eigenthümlich bedingt, das erste quillende Liebesbedürfniß des Jünglingsherzens, die Wehmuth der ersten Einkehr in ein bisher todtes Innere, die Richtung der damaligen Literatur, alles das konnte zusammenwirken, um einem Bilde der Mutter Gottes gegenüber, in einsamer Kirche, sich sogar auf Thränen zu betreffen. Herr von Hurter geht noch weiter. Seine Mutter erkrankt. Als junger Geistlicher legt er sich das Gelübde auf, so lange, bis sie wieder gesund wäre, Samstags nur zwei Eier zu essen. Der Schmerz um den Verlust einer geliebten Mutter muß so groß sein, daß man der Mittel und Wege, dem Verluste vorzubeugen, manchen versucht. Der junge Geistliche, der Tieck's Genoveva öfter als Goethe's Schriften las, wählte ein abergläubisches Mittel. Die Neigung eben zum Vernunftwidrigen und Orthodoxen war bei ihm der damaligen Flachheit des gewöhnlichen Rationalismus gegenüber Ehrensache. Er forcirte sich in's Orthodoxe und schrieb sogar eine Abhandlung für die wörtliche Inspiration der Bibel! Man höre, die wörtliche Inspiration! Eine solche Abhandlung würde an einem Schüler Hengstenberg's nicht Wunder nehmen. Pietist war aber Herr von Hurter nie, er verwirft den Pietismus. So konnte es nur doctrinaires Renommiren sein, die verbale Inspiration zu behaupten. In demselben Uebermuth geistreicher Opposition gegen den damaligen abgestandenen Rationalismus disputirte er über die Dreieinigkeit, kurz gerade in die schwierigsten Probleme wagte er sich, im Oppositionsübermuth gegen die damals aus der Mode kommende „Aufklärung". Vielleicht dasselbe Renommiren ließ ihn in Gregor VII. den großen Papst bewundern. Und so kam er auch auf Innocenz III., dessen Lebensschilderung ihm in der katholischen Welt so großartige und vornehme Huldigungen zugezogen hat. Aber alles das ist noch kein geheimer Katholicismus. Damals durfte er

noch gegen die katholische Tendenz protestiren und seiner Gemeinde vertrauensvoll und vertrauenswürdig in doppelter Gestalt das Abendmahl der Eintracht reichen. Der Geist, der ihn auf Innocenz als großen Papst brachte, war Opposition gegen einseitiges Geschichtsaufklärìcht, Opposition gegen die Schulmeisterei der Geschichte, die ein Jahrhundert zum Maßstab des andern zu machen gewohnt ist und für historische Construktion keinen Sinn hat. Wir haben redliche Protestanten unter unsern Geschichtschreibern, die wie Herr von Hurter in der ersten Auflage seines Innocenz nur die Geschichte selbst reden lassen wollen und den Maßstab der Objectivität selbst in der Reformationsgeschichte (wie viel mehr in der Geschichte der Hohenstaufenkämpfe!) festgehalten haben.

Als der Canton Schaffhausen 1841 von Herrn von Hurter eine Erklärung verlangte, ob er, als erster Geistlicher der Landeskirche, es redlich mit ihr meinte und kein heimlicher Katholik sei, wich er der Form und dem demokratischen Ansinnen an sich aus, gab aber bekanntlich Erklärungen, die an und für sich, ebenfalls formell, beruhigend sein durften. Ist es nun wahr, daß er damals, als er sich zur reformirten Kirche bekannte, schon im Stillen die katholische Neigung hegte und diese Neigung so alt, wie sein Leben war, so tritt hier der Fall einer großen Unwahrheit entgegen, die Herr von Hurter selbst fühlen muß und deren Schein er doch vermeiden möchte. Hin und her schwankt er nun von Widerspruch zu Widerspruch. Er ist, sagt er, Protestant gewesen damals, als er auf sein Gewissen darüber befragt wurde, und doch weiß er, daß ihm niemand das glauben kann, er hätte erst seit seinem freiwilligen Austritt aus der Geistlichkeit auch seinen Austritt aus dem Protestantismus selbst erwogen. Glauben nämlich kann man diese Behauptung deshalb nicht, weil der Neophyt sorgfältig jede katholische Regung aufzeichnet, die ihn seit frühster Jugend beschlichen hätte. Wäre Herr von Hurter so ehrlich gegen sich selbst, wie er es oben gegen Rußland und Preußen war, so mußte er sagen: Bis 1841 war ich dem Glauben nach Protestant, aber mit geheimer Liebe umfing ich aus Aerger über die Beeinträchtigungen der Kirche durch den Staat das Ideal der Hier=

archie. Nach diesem Geständniß würden wir herzlich gern glauben, daß in den drei Jahren von 1841 bis zum Abschwören in St. Ignazio 1844 erst die innere Erleuchtung gekommen ist.

Der hierarchische Sinn verräth sich in all' den Mittheilungen, die uns über die politischen und kirchlichen Zustände von Schaffhausen gemacht werden. Herr von Hurter war, wie sich nun erweist, mehr zum Staatsmann, als zum Geistlichen geboren. Er erwählte diesen letzten Beruf, wie er selbst gesteht, gedankenlos und zufällig. Kirchenämter waren in seiner Familie hergebracht. Der politische Sinn ließ sich in ihm nicht unterdrücken und kam zum Ausbruch bei all' den Verfassungskrisen, welche die Schweiz seit 1808 zu überstehen hatte. Er, der Geistliche, stiftete ein politisches Blatt, den „schweizerischen Correspondenten". Fast bei keinem der die Schweiz betreffenden politischen Ereignisse unterließ er, seine Stimme abzugeben. Schaffhausen selbst, seinem Ruf und seiner Einsicht vertrauend, sah ihn thätig bei allen Verfassungs- und Gesetzrevisionen. Er leitete Ausschüsse, verfaßte Gutachten und war fast für jede Localfrage seiner Vaterstadt eine nicht selten entscheidende Instanz. In Kirchensachen schlug ihm selten ein Antrag fehl. Es sollte eine neue Gebetformel für den Gottesdienst eingeführt werden. Er schrieb dagegen. Sie unterblieb sofort. Er setzte eine veränderte Besteuerung der Geistlichen und bessere Besoldungen durch. Die Krüdener predigte in Schaffhausen. Er schrieb gegen sie, und bekämpfte das pietistische Princip besonders deswegen, weil es den Unterschied von Laien und Priester verwirft und das (durchweg antikatholische) Selbst-Geistlichkeit-Sein befördere. Er umgestaltete die Schulen des Cantons und unterließ nichts, was zur Hebung und Förderung des geistlichen Standes beitragen konnte. Unabhängigkeit vom Staat war sein erstes Princip; ja er fegte die Verkäufer von den Kirchen, säuberte die Umgebungen derselben, verschloß sie, wenn sie ein weltlicher Zweck zu Versammlungen bestimmte, verweigerte das Geläute der Glocken zu Acten, die ihm nicht geistlich genug schienen; genug, er strebte dem Ideal einer Kirche im katholischen Sinne nach, noch ohne andere Ab-

sicht, als die, auch dem protestantischen Geistlichen Autokratie, die Schlüsselgewalt zu erwerben.

Das ging so hin, bis zu der von ihm vermaledeiten Pariser Hundstagsrevolution. Das Jahr 1831 erlöste die Schweiz von aristokratischen und patrizischen Verfassungen, die Landgebiete verlangten gleiche Rechte mit den Städten, und auch der Canton Schaffhausen erlebte die längst gewünschte Umgestaltung. Neue Namen tauchten auf. Die Concurrenz, um Ehrenstellen zu erlangen, wurde erleichtert. Junge Gelehrte hatten sich auf deutschen Universitäten gebildet und wurden angestellt; jüngere Advocaten kamen in die Aemter. Generation folgt der Generation. Es ist eine Unduldsamkeit der schwächsten Art, dem Nachwuchs seine 20 oder 30 Lebensjahre vorzuwerfen und nicht in entsagender Billigkeit, zu Gunsten der Nachkommen, von seinen eigenen 50 zu abstrahiren. Herr von Hurter besaß diese Unduldsamkeit. Er verwarf die ganze Bewegung. Après moi le déluge! Mit uns soll Alles zu Ende sein! Trauriger Wahn, der die Quelle der empfindlichsten Mißhelligkeiten wurde. Ehrgeizige Männer können nicht ertragen, in der Minorität zu stehen. Der Politiker Hurter, dessen Einfluß zu sinken begann, erinnert sich, daß er Geistlicher ist. Gedanken von Bannstrahlen, Abendmahlsverweigerungen gehen ihm durch den Kopf. Warum kann ich euch kein Gregor sein! Warum euch nicht verdammen zum Bußgewande von Canossa! „Wenn ein Antistes," hatte er einst (I. 283) geäußert, „seine Stellung (als erster Geistlicher des Cantons) recht verstünde, ohne seinen Willen dürfte kein Bürgermeister lariren." Und siehe! Er wird Antistes! Aus einem Cardinal wird er der Papst! Er versteht seine Stellung. Aber ach! der Bürgermeister verrichtet seine Nothdurft auch ohne ihn. Wurmsamen das für ein ehrgeiziges Gemüth! Der Zwiespalt mit der jungen Cantonalverfassung von 1831 und ihren Consequenzen wächst und keine Donnerkeile, keine Blitzstrahlen zünden! Es ist keine Kirche das, der Protestantismus! Nur Rom hat verstanden, seinen Priestern allmächtige Hände zu geben!

In näherer und entfernter Umgebung von Schaffhausen

befinden sich einige katholische Stifte und Abteien. Zur Zeit vor dem Reichsdeputationshauptschlusse war deren Zahl auf deutschem Gebiete noch größer. Auf schweizerischem stehen die Klöster der katholischen Cantone in voller Blüthe, die in den protestantischen haben mancherlei Anfechtung erlitten. Rheinau, Einsiedeln, Muri wurden Herrn von Hurter früh bekannt. Seine wissenschaftlichen Studien, die Vorarbeiten zum Innocenz, führten ihn in die Bibliotheken dieser Klöster. Wie Herr von Hurter selbst gesteht, daß er seinen Innocenz einer zufälligen Anregung (dem Ankaufen seiner Briefe auf einer Auction) verdankte, so haben auch diese Besuche in den Klöstern den harmlosesten Zweck. Bekannt ist aber das wohlwollend freundliche Entgegenkommen der Klostergeistlichen. Man macht sie glücklich, wenn man bei ihnen vorspricht, diese einsamen Zellenbewohner! Ermüdet von mancher Lebensplage, ergriffen von irgend einem wissenschaftlichen oder dichtenden Zwecke kann man die frommen Väter um ihre Ruhe beneiden. Herr von Hurter befand sich wohl bei diesen Mönchen und ihren Büchern. Er verließ niemals ihre stillen Sitze, ohne für seinen Innocenz die erfreulichsten Resultate mitzunehmen. Seine neuen Freunde, die Aebte und Mönche, faßten auch ihrerseits Vertrauen zu dem innocenzfreundlichen reformirten Prediger und trugen ihm, dem Conservativen, ihre Klagen und Bedürfnisse vor. Der Fürst-Abt von Muri brachte sogar, als seinem Kloster eine Besitzergreifung drohte, die kostbaren Gefäße und Kleider desselben — dem reformirten Prediger zu gefälliger Aufbewahrung. Ein echter reformirter Prediger hätte sie nicht angenommen; aus einer Art von Gewissen oder Courtoisie oder zarter Rücksicht auf die Grundbedingungen seiner Lehre hätte er in seiner Amtswohnung die Hülfsmittel der Messe nicht geborgen. Herr von Hurter aber, der mehr Politiker und Gelehrter als Geistlicher war, verschloß diese goldstarrenden Gewänder und mag sie oft mit eigenthümlichen Gedanken betrachtet haben. Vielleicht nur anfangs antiquarisch, dann aber bald mit der sich immer lebhafter in ihm entwickelnden Verehrung vor einer Kirche, die binden und lösen, segnen und verdammen, öffnen und schließen, gewähren und nehmen darf. Bei einem so stolzen und hoch=

fliegenden Gemüth, wie Herr von Hurter besaß, diese Beengung seines Amtes, diese Grenzen seiner Machtvollkommenheit, dies presbyteriale Princip der Einmischung ununterrichteter, zudringlicher Laien in die Kirchenangelegenheiten zu erdulden — das ist es, was ihn hier abstieß und dort fesselte. Die Glaubensfrage war dabei unerheblich.

Jetzt erschien sein Innocenz. Das gelehrte Werk fand allgemeine Anerkennung. Selbst dem Protestanten durfte ein Papst imponiren, der die kirchliche Gewalt die Sonne, die weltliche den Mond genannt hat, der einen Kaiser erziehen ließ, als Vormund sein Erbe verwaltete, Könige erhob und absetzte, lohnte und bestrafte, Bann und Interdict mit Nachdruck durchzuführen wußte und mit Strenge die Trennung der Priester von den Laien vollendete. Die katholische Welt nahm diese Arbeit eines reformirten Predigers erst mit Staunen, bald mit Enthusiasmus auf. Sie wurde in's Französische und Italienische übersetzt. Alle katholischen Kirchenzeitungen beglückwünschten den Verfasser, von nahe und ferne erhielt Herr von Hurter Besuche, hohe und niedere katholische Geistliche klopften an die Thür des reformirten Pfarrers, und die guten Schaffhäuser wußten nicht, wie ihnen geschah. Vornehmen Sinnes konnte der so Gepriesene wol auf den kleinlichen Bürgergeist herabblicken. Er befürwortete sogar getrosten Muthes den Bau einer katholischen Kirche in Schaffhausen. Er reiste nach Deutschland, besuchte fast überall Convertiten und gewisse katholische Kreise, das Stift Neuburg bei Heidelberg, er reiste nach Wien und München. Seine Gemeinde sah mit Geduld dem wunderlichen Treiben ihres Pfarrers zu. Man hätte so gern einmal ein körniges, evangelisches Wort aus seinem Munde vernommen! Er predigte jeden Sonntag orthodoxes Christenthum mit Feuer; aber confessionellen Trost, protestantische Erhebung suchte man vergebens in den Reden, die er sorgfältig und behutsam aufschrieb und von der Kanzel ablas. Das Beispiel jenes protestantischen Hofpredigers (Stark) in Darmstadt, der den sonntäglichen Gottesdienst hielt und heimlich Katholik war, lag nicht fern. Doch immer noch schwieg die hohe Verehrung einer Gemeinde, die sich durch den Ruhm ihres

Pfarrers selbst geehrt fühlte. Da endlich kam die Anzeige eines Bauers, der den Antistes im Kloster zu Catharinenthal beim Hochamt behauptete knieen gesehen zu haben. Das mußte eine Anfrage veranlassen. Sie erfolgte, Herr von Hurter, der in der That der Feierlichkeit beigewohnt hatte, wich aus, protestirte gegen die Befugniß, ihn auf sein Gewissen zu fragen, vertheidigte sich durch seine bekannte Schrift: „Der Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder", und trat, als er wohl sah, daß der Bruch mit dem Vertrauen seiner Vaterstadt unheilbar war, von seiner Amtswirksamkeit zurück, drei Jahre vor dem spätern offenen Eintritt in den „Schooß der Kirche".

Im Grunde könnte hier unsere Analyse schließen. Wir haben bewiesen, daß der bestallte Geschichtschreiber Oesterreichs aristokratisch, undeutsch, conservativ und nur aus hierarchischer Tendenz Katholik geworden ist. Merkwürdig sind indessen doch die Folgerungen der Glaubensentwicklungen des Apostaten, sie sind um so merkwürdiger, als die Gönner in Wien seine maßlose Polemik gegen die Reformation und seine begeisterte Vertheidigung der Jesuiten gelesen haben mußten, ehe sie ihn zu ihren Diensten zu verwenden beschlossen. Und weil es gerade für den Augenblick nicht genug hervorgehoben werden kann, daß wir den Karlsbader Gesinnungen und Theorieen von 1819 entwachsen sind, so folge hier noch auf dem Wege der Deduction eine fernere Beleuchtung jenes Ultraismus, der sich jetzt in den Wirren des Augenblicks von Wien aus wieder als weiser Rathgeber zu behaupten sucht.

Drei Jahre bedurfte es, ehe sich Herr von Hurter über sein Inneres sammelte. Er erstaunte, daß ihn kein Abt, kein Prälat ermunterte, katholisch zu werden. Ueberall rühmte er diese Enthaltsamkeit. Selbst der Papst sagte ihm in Rom bei der zweiten Audienz nichts weiter, als die einfachen Worte: „Ich hoffe, Du wirst mein Sohn." Herr von Hurter vergißt, daß ihn die katholische Geistlichkeit nirgends unter dem Gesichtspunkt seines Gemüthes, sondern nur aus dem seines Innocenz, seiner Vertheidigung der aargauischen Klöster und anderer für die Kirche dadurch erst werthvollen Anomalieen auffaßte, daß sie von einem Prote-

stanten ausgingen. Für die Geistlichkeit hat Herr von Hurter durch seinen Uebertritt einen Theil seines früheren Nimbus zerstört, für die Geistlichkeit hatte er, um Hofrath und Historiograph zu werden, bei seinen Gesinnungen nicht nöthig, katholisch zu werden. Dennoch erfuhr Herr von Hurter, daß schon lange einige fromme Gemüther für ihn am Rhein, an der Maas und an der Donau beten ließen. Aus der Fülle der Charitas widmete man ihm hinterrücks, ohne daß er es ahnte, eine Reihe von Mementos. Er erfuhr von dieser rührenden Sorge, fühlte die Wirkung dieser Gebete, die jetzt auch, wie er hinzufügt, für seine noch protestantische Frau in Frankreich, Italien und Deutschland angestellt werden, und setzte seiner beschaulichen dreijährigen Sammlung durch die Reise nach Rom und den Uebertritt zu St. Ignazio die Krone des Geheiligten auf.

Kein Wort über diese Entwicklung! Kein tadelndes über den Hingang zu frommen und guten Menschen, denen wir die Freude gönnen, den Abgefallenen zu den Ihrigen zu zählen! Die Frage über den größern oder geringern Werth des Katholicismus kommt hier nicht in Betracht, wol aber die Polemik eines Geschichtsforschers in seiner beachtungswürdigen neuen Stellung. Diese Polemik gegen Luther und die Reformatoren ist die maßloseste und heftigste. Jener ist ihm ein Bibelfälscher, diese sind ihm unsittliche Landstreicher, wenigstens in der Schweiz, wo sie die Rolle gespielt hätten, die jetzt dort Weitling und die Communisten spielen! Der Deutschenhaß des Schweizers tobt sich in Blitz und Donner aus. Der Gedanke, daß in dem Bestreben der Kirche, schon vor dreihundert Jahren sich von Rom zu trennen, ein Symptom nationaler Vervollkommnung, ein Suchen nach einer volksthümlichen allumfassenden Einheit lag, liegt seinem undeutschen Sinn entfernt. Er sicht nur Kirche, Kirche, Kirche! Die unsichtbare Kirche, die Christus lehrte, hat ihm keine Berechtigung; keine Berechtigung hat ihm das Individuum in seinem Wahrheitsdrang, die Persönlichkeit in ihrer unmittelbaren Beziehung zu Gott. Er schildert die Gewaltthätigkeit, mit der die Reformation durchgeführt wurde, und vergißt, daß Mißbräuche

so gehässiger Art, wie sie gewollt, abzuschaffen, nicht anders möglich war, als mit einer Entfesselung der Leidenschaften und momentan sogar mit einem Schwanken der gesellschaftlichen Ordnung. Muß man einen Historiker belehren, daß die Geburten der Geschichte, wie die des Menschen, nicht ohne Schmerzen vor sich gehen? Herr von Hurter weiß nichts von den Grausamkeiten gegen die Albigenser, nichts von Hußens Flammentode, nichts vom spätern Alba, in dessen Bewunderung er sich mit Professor Leo in Halle begegnet. Das katholische Princip ist ihm ein sanftes, mildes, menschenfreundliches. Ich gebe zu, daß Luther's Sprache zuweilen minder derb und unflätig sein könnte. Ich gebe dies um so mehr zu, als wir ja selbst ringen, uns vom starren, in Augsburg fixirten Lutherthum zu befreien; aber einmal ist der Apostat hier wieder der Schweizer, der am resoluten Wesen der deutschen, im ersten lallenden Stadium damals befindlichen prosaischen Schriftsprache kein heimathliches Interesse nimmt, und zweitens übersieht er, daß jene sanften, hochgebildeten, gerade zur Reformationszeit auftauchenden katholischen Erscheinungen in Italien aus der Blüthe einer classisch gereiften Literatur und einer feinen geselligen Sitte hervorgingen, an welcher der doctrinaire Gehalt des Katholicismus wenig betheiligt war. Um nur Herrn von Hurter's gehässigen anekdotenhaschenden Declamationen gegen seinen früheren Glauben ein Beispiel entgegenzuhalten, wie würde sich wol drüben folgende Thatsache gestalten: Ein katholischer Professor oder Priester ließe sich beikommen, über einen der Reformatoren oder der Vorläufer derselben, z. B. Wiklef, so zu schreiben, wie der reformirte Antistes Hurter über Papst Innocenz schrieb; was würde geschehen? Zwang zum Widerruf oder Absetzung wäre unstreitig die nächste Folge. Woraus ist die deutsch-katholische Bewegung anders hervorgegangen, als aus dem nationalen Gefühl, daß wir, ohne Unterschied der Confession, Alles, was Deutschland Tüchtiges erzeugte, auch allseitig verehrt wissen wollen? Das Volk will sich seine nationalen Errungenschaften nicht nehmen lassen und hat am Vergangenen um so mehr seine Freude, als das Einseitige anfängt, siegreich überwunden zu werden und kein starrer Formel- und

Perrückengeist auch von unsern protestantischen Universitäten und Kirchen mehr ausgehen und herrschen darf. Die Einigung in einem Dritten, auf den Grund der unumstößlichen Wahrheiten der Bibel und der Persönlichkeit Christi, ist nahe vor der Thür, und Gott wolle unsere Großen erleuchten, daß aus diesem Ringen kein Blasenwerfen und leeres Wortschwärmen, sondern ein aus tiefstem Fundament sich gestaltender Organismus werde!

Im März 1844 reiste endlich Herr von Hurter nach Rom. Niemanden, selbst dem Nuntius in Luzern nicht, eröffnete er seine Absicht, überzutreten. Doch der Prior der Karthäuser in Ittingen empfahl ihn schon, in Vorahnung seines Entschlusses, der Fürbitte der Erzbruderschaft zum unbefleckten Herzen Mariä in Paris, und das Gebet derselben wirkte, unterstützte. Schon in Pavia drängt es den Herrn von Hurter, die Reliquien des heiligen Augustinus zu küssen. Fast besitzt er schon die Kraft, in Assisi an die Stigmatisation und das Schweben des heiligen Franciscus zu glauben. Es schmerzt ihn, daß seine Vernunft dazu noch zu sehr reformirt, zu sehr in den Vorurtheilen von Schaffhausen befangen ist. Endlich ist er in Rom und gedenkt seines Auftrags vom Kloster Einsiedeln. Dieser Auftrag (für einen Reformirten, der, wie Herr von Hurter sagt, niemanden seine Absicht, zu convertiren, ahnen ließ, merkwürdig!) lautete: „dem Papste die Füße zu küssen." Das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche empfing Herrn von Hurter dreimal, wies aber das Küssen seiner Füße zurück. Alle Klöster waren von seiner Ankunft unterrichtet, überall kam ihm Verehrung und schon brüderliche Liebe entgegen. Er besuchte die Kirchen und geistlichen Genossenschaften Roms, lernte Cardinäle, hochstehende Beichtväter, Ordensgenerale, vornehme Convertiten kennen. Der Entschluß, überzutreten, behauptet er, wäre noch nicht zu völliger Reife gediehen gewesen, und in der That führte er denselben erst acht Tage vor seiner Abreise von Rom aus, nachdem er schon drei Monate in Italien verweilt hatte. Was die Schuld dieses Schwankens getragen haben mag, innere Furcht vor sich selbst, vor seiner Vergangenheit, vor der Zukunft, das sagt er nicht, deutet aber an, daß er als Vater und Gatte

moralisch gebunden war. Die Winke, die Herr von Hurter hier offen vor aller Welt über seine Gattin giebt, wird niemand ohne Mitleid mit dieser Frau lesen können. In den beiden ersten Bänden erwähnt er sie nicht. Im dritten versichert er, daß wie einst für ihn, so aller Orten jetzt für die Bekehrung seiner Frau gebetet würde, erzählt eine Menge merkwürdiger Frauenübertritte und schließt den Band mit einer Allegorie von der Kirche als Mutter, die ihre Kinder (drei in Wien angestellte Söhne des Herrn von Hurter folgten des Vaters Beispiele) nie vergesse, sondern treulich Acht hätte, daß die „ihrer Hut sich Uebergebenden von dem Wege, der zu des Vaters Haus führt, nicht ablenken". Ja er schließt mit der Aeußerung einer übergetretenen Frau, die ihm gesagt hätte: „Seit ich der Kirche angehöre, werde ich es inne, daß der liebe Gott, wenn er auf der einen Seite mir einen Backenstreich giebt, an der andern es an Liebkosungen nicht fehlen läßt".

Die in Italien fortgesetzte Polemik gegen protestantische Kirche und Staat ist ein Gemisch der verkehrtesten Anschuldigungen und übelwollendsten Mißachtungen und Entstellungen. Italien in seinen schwächsten administrativen Verhältnissen wird, weil dies Land katholisch ist und conservativ regiert wird, allen die Signatur der nordeuropäischen Aufklärung tragenden Ländern vorgezogen. Selbst die Bettler und Lazzaroni vervollkommnen Herrn von Hurter das schöne Gemälde, das ihm Italien in die entzückte und von weltlichem und kirchlichem Weihrauch umnebelte Seele schrieb. Daß dieses besonders im Kirchenstaat ihm so glückliche Italien seine Klerisei mit fremden Soldtruppen schützen muß, daß in Rom neben den Processionen auch militairische Aufzüge zur Tagesordnung gehören müssen, erbittert Herrn von Hurter fast zu Thränen. Aber die Schuld dieses Widerspruchs, fährt er fort, trägt jene Rotte von Umwälzern, die sich das junge Italien nennt. Wie, ruft er in einem wahrhaft kindisch gewordenen Raisonnement (III. 313) aus, diese Umwälzer brüsten sich damit, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern, und tragen sie nicht die Schuld, daß die Waffenmacht erhöht und die Steuerlast immer drückender wird? Das klingt doch wahrlich,

als wenn der Hirt zum Schafe sagen wollte: Es geschieht dir schon recht, daß ich dir das Fell über die Ohren ziehe, warum stellt dir der Wolf nach!

Die Naivetät des Herrn von Hurter ist merkwürdig. Er spricht (III. 284) von der Concentration aller Interessen der katholischen Kirche in Rom. Statt uns nun in Deutschland zu beruhigen, daß in der That von dem möglichst allwissenden Auge des Stellvertreters Christi jedes Haar auf dem Haupte seiner Gläubigen gezählt sei, statt die Glieder der katholischen Kirche in Westpreußen, Schlesien, Posen, Westphalen und am Niederrhein zu versichern, daß in Rom alle ihre Interessen auf's Innigste gekannt und gewahrt werden, verräth er, daß diese Centralisation eine erträumte, diese Bekanntschaft mit sich, welche die römischen Katholiken z. B. in Köln so papstfromm und romvertrauend macht, eine illusorische ist. „Man hat," sagt er, „sich fest in die Meinung verrannt, Rom sei über alles Detail der deutschen Kirche auf's genaueste und bis in's Geringfügigste informirt, auch lasse es nichts und keine Gelegenheit vorübergehen, um auf sie in jeglicher Weise einzuwirken; offne und geheime Kanäle in Menge wären vorhanden, mittelst welcher römische Ansichten, Gesinnungen und Neigungen zu beharrlich verfolgtem Zweck verbreitet würden. Eine rastlose, in's Wunderbare gehende Thätigkeit herrsche dort, um anzubahnen, durchzusetzen, festzuhalten, was in Roms Interesse nur immer erzielt werden wolle. Man meint, es gelte hier in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, was in Schiller's Don Carlos der Großinquisitor zu dem König sagt: „Dein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa-Casa heiligen Registern". Darum dürfe man in Rom nur nachschlagen, um selbst über die unbedeutendste Specialität einen Actenstoß hervorlangen zu können. Dem ist aber nicht so; denn der Schluß aus analogen Verhältnissen ist kein gewagter. Ich habe in Bezug auf die Vorgänge und Zustände in der Schweiz, welche doch in neuester Zeit die Kirche wesentlich berührt haben, bei Weitem nicht diejenige genaue Kenntniß gefunden, welche ich unfehlbar voraussetzte, ja bei mehren Cardinälen (die man sich doch insgesammt als Glieder des obersten Raths der

Kirche, daher mit den Angelegenheiten derselben genau vertraut denkt) zeigte sich ein Mangel hieran, der mich in Staunen setzte. Sollte es demnach in Bezug auf deutsche Angelegenheiten, die noch dazu ungleich umfassender, mannigfaltiger, weiter verzweigt und dazu versteckter sind als die schweizerischen, anders stehen? Diese berühren, wenn man selbst diejenigen rein katholischen Cantone dazu zählt, in welchen die kirchlichen Verhältnisse niemals getrübt waren, eine Zahl von 800,000 Katholiken, jene, wenn man Oesterreich und Bayern ausnimmt, das Zehnfache. Ist die Kenntniß in Beziehung auf jene eine mangelhafte, sollte sie in Beziehung auf diese vollständiger und tiefer gehend sein?"

Das ist ein schlimmes Geständniß! Aber Herr von Hurter geht noch weiter. Er will das Schreckbild des Ultramontanismus widerlegen, er will die Furcht beseitigen, daß in Deutschland alle katholischen Angelegenheiten unmittelbar von Rom aus dirigirt würden, entzieht aber allen Gläubigen die Stütze ihres Vertrauens, wenn er hinzufügt, daß doch das Mindeste, was man in Rom zu diesem Zwecke antreffen müßte, Kenntniß der deutschen Sprache wäre; diese wäre bei niemanden von Einfluß anzutreffen. Der gute Herr von Hurter beweise nun einmal der deutsch-katholischen Richtung, daß sie kein Recht hätte, sich von der römischen Leibeigenschaft zu emancipiren; er bestreite uns das Recht, für unsere ewigen Angelegenheiten uns selbst bevormunden zu wollen; ja auch den römischen Gläubigen in Köln, Bonn und Breslau beweise er nach solchen Prämissen, daß diese geistlichen Italiäner, die von Kant, Fichte, Hegel, Schelling, von Schiller und Goethe, von unsern großen und erhabenen Geistern nichts wissen, ein Recht haben konnten, die ihnen völlig unverständliche Hermesische Lehre zu verdammen!

Der Segen, den die Nonnen von Catharinenthal und die Karthäuser von Ittingen dem Herrn von Hurter mit auf den Weg gaben, muß von wunderbarer Kraft gewesen sein; denn sonst ist zu begreifen unmöglich, wie man an so manchem wesentlichen Punkte des kirchlichen Lebens in Italien Anstoß nehmen und doch seinen Glauben abschwören kann. Die Fronleichnamsfeier in Rom mißfällt Herrn von Hurter.

Die vornehmsten Orden, z. B. die Jesuiten, hielten sich für zu vornehm dazu, dem Zuge zu folgen, und die übrigen machten die ihm so theure Festlichkeit nur mechanisch mit. Luther sah das vielleicht auch vor dreihundert Jahren in Rom und kehrte zurück nach Deutschland und lehrte uns, den Weg zum Himmel nur über die Bibel, nicht über den Papst zu nehmen. Vollends zur Verzweiflung brachte Herrn von Hurter die weltliche, opernhafte und von ihm als wahrhaft frivol geschilderte geistliche Musik in ganz Italien. Gewiß, das haben wir Alle gehört, wenn wir durch Italien reisten. Die Glocken, mit Hämmern geschlagen, haben uns Allen mißfallen, die Orgeln mit Janitscharen- und Glöckleinregistern haben uns nie erbaut, die in heiligen und ehrwürdigen Fällen aufgeführten Musiken waren auch uns alte Bekannte aus den Opern Donizetti's und Bellini's, und doch, doch soll die römische Form des Katholicismus gepriesen und empfohlen werden? Herr von Hurter werde doch besonnen! Er besuche in Deutschland katholische Kirchen und wird da finden, daß unser nationaler Sinn uns vor solchen Ausartungen, die unter den Augen und Ohren des Papstes sanctionirt wurden, immerdar bewahrte. Vollends möchten wir ihn fragen, würde jene Ausartung der Kirchenmusik je bei diesem unpoetischen, ungemüthlichen, sectirerischen und irreligiösen Protestantismus möglich gewesen sein? Wo haben sich die Himmelsklänge des Pergolese und Marcellus fortgepflanzt? Die Bachs, Händel, Fasch, Graun waren Protestanten, in neuester Zeit sind Friedrich Schneider, Mendelssohn-Bartholdy Protestanten.

Empörend ist es, wenn Herr von Hurter, der dreißig Jahre protestantischer Pfarrer war, seine früheren Glaubensgenossen bei Gelegenheit der in der katholischen Kirche üblichen milden Stiftungen und Spenden (III. 421) fragt: „Wo sind bei euch Personen, die 200,000 Scudi für Schulen hergeben?" Bist du so von Vergessenheit geschlagen aus unserer Kirche geschieden, Aermster, daß du die Fülle von Kirchengaben und Schulstiftungen, die der Protestantismus als Liebeszeichen einzelner Gemeindeglieder aufzuweisen hat und täglich aufweist, vergessen konntest? Nicht dreihundert

Schritte von meinem Schreibepult entfernt wohnt ein Protestant, der noch vor einem Jahre demjenigen Geistlichen, der eine gewisse von ihm aufgestellte Frage genügend beantwortete, 10,000 Gulden schenkte! Und welche Fülle von Schul-, Universitäts-, Spital-, Armenstiftungen in allen protestantischen Landen! Ist dir nie Kunde zugekommen von jenem protestantischen Kaufmann in Triest, Streit, der einer Schule, die ihn einst bildete, dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, sein ganzes Vermögen, weit über 100,000 Thaler zur Unterstützung armer Studirender schenkte? Einem andern Gymnasium in Berlin, das ich selbst besuchte, hatte ein Wohlthäter, Brumbey, 30,000 Thaler zu einem Freitisch für arme Schüler geschenkt. Die Menge der milden Stiftungen Sachsens, Hamburgs, Frankfurts (a. M.) ist so groß, daß darüber starke Kataloge existiren.

Aber das Wunder vom fließenden Blut des heil. Januarius in Neapel scheint Herrn von Hurter für jede vernünftige Verständigung unfähig gemacht zu haben. Dieses Phänomen, über welches vielleicht nur Justus Liebig geeignete Auskunft geben könnte, scheint dem Neophyten über jeden irdischen Zweifel erhaben. Ich erstaune, daß die schon in den historisch-politischen Blättern von Görres und Phillips enthaltene Abhandlung vom Blut des heil. Januarins aus der Feder des K. K. Historiographen geflossen ist: sie findet sich in seiner Bekehrungsgeschichte wieder. Herr von Hurter ist des festen Glaubens, daß sich das Blut des vor mehr als tausend Jahren enthaupteten Märtyrers wirklich in den alljährlich dreimal zu St. Gennaro in Neapel vorgezeigten Fläschchen befinde, wirklich im festen Zustande verharre und wirklich, bei einer Berührung mit dem Schädel des Heiligen, fließend werde. Er hat diese Erscheinung dreimal beobachtet und dreimal sich überzeugt, daß hier weder Betrug Anderer, noch Selbstbetrug stattfinde, daß diese Flüssigkeit, die er freilich nur ansehen konnte, kein Gefrorenes ist, das allmälig zerfließt, kein peruvianischer Balsam, sondern das wirkliche Blut, das erst geronnen und dann durch ein Wunder, nicht durch hinzutretende Wärme fließend wird. Poggendorf's Annalen der Chemie mögen diese Abhandlung prüfen! Merk-

würdig ist, daß der gläubige Verfasser von all' den durch ihn widerlegten Einwänden den politischen vergißt, nach welchem das Blut des heil. Januarius dann nicht floß, wenn gewisse „Verumständungen", wie Herr von Hurter schreibt, eintreten, z. B. Revolution, Cholera, Kirchenbeschränkungen u. dgl. Auch die Geschichte von Mürat hätte er erwähnen sollen, der den Wächtern des geheimen Orakels sagen ließ, als das Blut nicht fließen wollte: Entweder fließt das Blut des heiligen Januarius oder Eures! Und siehe! es floß. Herr von Hurter ist wiederum naiv genug, zu sagen: (III. 376) „dem feurigen wundergläubigen Neapolitaner wäre zur Belebung seines Christenthums das Blut des heiligen Januarius nothwendig". Nothwendig? Hört da nicht alle Debatte auf? Eine Religion so sinnlicher Ausartung sollte irgendwie auch uns kältern Deutschen, die wir nicht wundersüchtig sind, über die Gebühr zu empfehlen sein?

Neapel, das ist Herrn von Hurter in allem Ernst das Land der wahren, der mustergültigen Religiosität. Dort und in Modena, bei dem auch in politischer Hinsicht ihm so hochachtbaren Herzoge, ist ihm wohler, als selbst in St. Gallen, in Luzern, sogar in Rom. In Rom scheint es ihm wahrhaft nur beim Papst selbst gefallen zu haben, und deshalb auch sein langes, von der Geistlichkeit fast mit Befremden bemerktes Zögern zum wirklichen Uebertritt. Man bietet ihm an, seine Abschwörung geheim zu halten. Er weigert sich dessen. Baron Giovanelli fragt ihn erstaunt, wann er ein Ende machen würde? Theiner macht ihm bittere Vorwürfe, daß er „von Rom wieder so wegginge, wie er gekommen". Er erwarte noch Briefe, deutet er an geantwortet zu haben. Ob diese Briefe von Wien oder Schaffhausen kommen sollten, wird nicht gesagt. Endlich nahte die Ceremonie. Endlich legt er sein Glaubensbekenntniß in die Hand des Cardinals Ostini. Der verhängnißvolle Schritt war geschehen: er hatte den Papst unterrichten lassen: wann und wo, damit vor Sr. Heiligkeit „kein Geheimniß stattfände". Erwartete der stolze Proselyt die Gegenwart des Kirchenfürsten? Mindestens beklagte er sich beim Cardinal, daß man ihn so „kurzgefaßter Weise", „fast cavalièrement" aufgenommen hätte. Wahr=

scheinlich hatte er gehofft, daß man in demselben Augenblick in der Engelsburg die Kanonen lösen würde.

Wenn uns nicht die Persönlichkeit des Herrn von Hurter dazu hätte dienen sollen, von ihm rückzuschließen auf die Gesinnungen und Theorieen seiner mächtigen Freunde, so könnten wir unsere Analyse hier beenden. Unerläßlich aber zu diesem Zwecke bleibt es noch, mit wenigen Worten die begeisterte Apologie hervorzuheben, welche Herr von Hurter den Jesuiten widmete. Es ist dies unstreitig diejenige Episode seines Werkes, wo sich Herr von Hurter von der belesensten, selbst geistreichsten Seite zeigt, zu gleicher Zeit aber auch diejenige, die uns für den bestallten Reichshistoriographen Oesterreichs die folgenschwerste Anknüpfung bietet.

Herr von Hurter lobpreist die Jesuiten. Er wirft ihren Feinden den Handschuh hin und nennt sie die edelsten und treuesten Stützen der Religion, die liebevollsten und aufrichtigsten Beförderer des Menschenwohls. Der Kampf gegen eine fabrikartige Befeindung der Jesuiten, wie sie sich die Leipziger Buchhändler bei Büchermachern aller Art bestellen, konnte einem Mann von so großer Gelehrsamkeit, wie Heirn von Hurter, nicht schwer fallen. Es mögen da in den Broschüren und Broschürchen eine Menge gedankenlos nachgeschwätzter Anekdoten aufgestapelt liegen, die allerdings die Kritik nicht aushalten. Eins dieser Schriftchen schreibt das andere ab und vergißt, daß die Quellen, worauf die Anschuldigungen des Jesuitenordens zurückgehen, sich in Pombal's und Choiseul's Zeiten verlieren, wo die Regierungen nicht immer aus ganz lautern Quellen gegen die Jesuiten schreiben ließen. Unser Apologet scheint zwar Eugène Sue's „ewigen Juden" nicht gelesen zu haben, aber selbst diese romantisch übertriebene Caricaturzeichnung möchte dem kundigen Forscher leicht eben so viel Blößen bieten, wie dem Geschmack. Auf die jesuitische Casuistik in der Moral läßt sich Herr von Hurter nicht ein. Aber wer würde ihm nicht glauben, daß die vom Orden selbst verdammte Schrift des Mariana, die bekanntlich in gewissen Fällen selbst für Königsmord Dispens verspricht, die Stimme eines Einzelnen ist, die in der That für die

Beurtheilung einer ganzen Genossenschaft nicht schlagend sein mag.

Herr von Hurter hat in Rom mit dem General der Jesuiten, P. Rothan, (der kein Deutsch versteht, also auch kein Deutscher sein kann, wie man öfters geglaubt hat,) verkehrt. Ein Jesuit, Peters aus Paderborn, war sein Dolmetscher. Interessant ist die Notiz, daß etwa ein halbes Hundert deutsche „Germaniker“ in St. Saba von den Jesuiten zu Priestern gebildet werden. Wenn Herr von Hurter sich wundert, daß sich die Jesuiten über ihre Feinde niemals gehässig äußerten, so ist das Schweigen über ihre Leiden, wie er selbst erwähnt, Ordensregel. Auch sieht er wol von Rom aus, wie herrlich überall ihre Saat aufgeht, wie mächtig ihr Einfluß gewinnt, wie weit sie ihre Vorposten in's Land der Ungläubigen vorauszuschicken wagen und wie die Schulen allmälig wieder in ihre Gewalt kommen werden und wie sie es sind, die das hie und da etwa nachgebende Gebäude der römischen Kirche aufrechthalten und stützen werden.

Die Gesellschaft Jesu kann sich keinen beredteren Fürsprecher wünschen, als den neuen Geschichtschreiber Oesterreichs. Scharf und schneidend ist das Schwert, das er für die Rechte der ehrwürdigen Väter schwingt. Nur Ministerialismus und Beamtenwillkür hätte sie einst gestürzt, Clemens Ganganelli, der Papst, selbst wäre gegen den Unglauben und Voltairianismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht gewappnet gewesen und hätte die Bulle Dominus ac Redemptor aus der Hand des spanischen Gesandten zum Unterzeichnen bekommen. Einer trüben Zeit des Exils und des Elends, wo die größten Feinde der Kirche, Preußen und Rußland, den Werth des Ordens erkannt und geschützt hätten, wäre mit der Bulle Sollicitudo omnium das Heil der Welt zurückgekehrt und die Kirche hätte wieder ihren wahren Schwerpunkt, die Schule wieder ihre rechten Leiter gefunden. Von einer irgendwie verminderten Hoffnung auf die glorreichste Zukunft der Gesellschaft Jesu ist bei dem neuen Geschichtschreiber Oesterreichs keine Rede.

Ueber eine solche Gesinnung genüge der einfache Bericht! Die Abneigung vor den Jesuiten, die selbst die katholische Welt

theilt, ist ein Instinkt, eine Furcht, die ihren Ursprung in einer unerklärlichen Idiosynkrasie hat. Zu widerlegen ist da wenig. Was soll man dazu sagen, wenn Herr von Hurter behauptet, die wahren Feinde der Jesuiten wären in allen Ländern nur die Freimaurer, diese Kreuzeshasser, die zum Symbol des Menschheitbaues die Bleiwage zu machen seit Jahren wühlten! Die Freimaurerei ist ihm eine Art europäischer Gustav-Adolph-Verein, eine unterirdische Aufklärungs-Vehme gegen die Christusbekenner, ein geistiger Assassinenbund gegen die katholische Kirche. Jesuit oder Freimaurer? ist Herrn von Hurter die Frage der Zeit und er weiß, daß nicht die Johannisbrüder, sondern die Loyolasöhne siegen werden.

Sieben Jesuiten, die nach Luzern kommen sollten, haben eine Revolution veranlaßt, ruft er spottend aus. Er sollte seinen Satz, um ihn wahr zu machen, umkehren. Wie ist es möglich, fragen wir, daß die Bildung erschaudert vor dem Gedanken, daß sich ihre Bestrebungen von Jesuiten paralysiren lassen sollen, wenn es auch nur sieben an der Zahl sind! Umgekehrt, ob die Verfolgung der Jesuiten gerecht oder ungerecht ist, sie werden einmal gefürchtet und das Fürchtenswerthe an ihnen ist eben die Ueberzeugung, daß sie sich nur durch gewaltsame Mittel halten können. Diese Thatsache schlägt die ganze leidenschaftliche Vertheidigung des Herrn von Hurter nieder. Die Existenz der Jesuiten ist keine nothwendige, sie wollen sich nothwendig machen. Sie suchen uns das seit fünfzig Jahren zu beweisen; sie fühlen, daß sie sich gegen die Antipathie der Zeit nur coute que coute behaupten können, und an den Fingern zählt man's ab, daß ein solcher Kriegszustand gegen die Menschheit über die Grenzen der Religion, der diese Gesellschaft doch zunächst allein gewidmet sein will, hinausgeht. Wo folgt den Jesuiten Segen? Fluch folgt ihnen, wie Luzern beweist. Wenn hier das wahre apostolische Christenthum im Spiel gewesen wäre, hätten jene Sieben nicht längst auf eine Berufung verzichten sollen, die, immerhin auf Mißverständnissen beruhend, doch mit blutigen Folgen verknüpft war? Das gesetzliche von der Regierung abgeforderte Veto gegen die Jesuiten war in Luzern von Tausenden unterstützt: wenn nur Hunderte jene sieben nicht

haben wollten, so durften sie nicht kommen, so sie Jünger Christi und nicht eben jenes dumpfsinnigen spanischen Reiterobristen Loyola waren.

Wir leben in einer Welt, die streitend in zwei Feldlager getheilt ist. Gewaltige Erdbeben haben seit fünfzig Jahren das Meer der Sitte und des Glaubens aufgewühlt. Trümmer auf Trümmer warf die erzürnte Woge an das nackte Ufer des Lebens, und fünfzig Jahre sammeln und zimmern sie, das Gestrandete zu leimen und zusammenzufügen. Darüber entbrannte der Kampf. Die Einen reden von einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Der steinichte Schooß der Mutter ist der alte geblieben, ja härter geworden, denn früher; aber drüberher soll sich ein Friedensbogen neuer Meinungen über Kirche und Staat und Gesellschaft ziehen. Dem Rausch von Republiken folgte die nüchterne Erwägung der menschlichen Natur, welcher ein Bollwerk zu setzen wäre in der freien Rennbahn des Ehrgeizes und der Ruhmsucht. Man kehrte zurück zur Monarchie, nahm ihr aber die Gewalt, die verwunden konnte. So wie einst regiert wurde, so wie einst geglaubt wurde, das zurückzuführen, ward unmöglich. Solche Herrscher, wie einst über die Erde schritten mit eisernem Fuß, würden nur auf ihren Thronen zusammenbrechen. Solche Ausflüsse urweltlicher Majestät, wie einst wetteifernd mit der Sonne über die Menschheit hinwegstrahlten, aber auch loderten und sengten, würden sich bald aus der Bahn der Gestirne selbst hinausschleudern. Gewalt bedarf die Ordnung der Gesellschaft, aber nur solche gestattet sie fürder, die sie selbst überträgt. Daran ist nicht mehr zu rütteln, dagegen ist kein Aufhaltens mehr, das bricht sich durch, und wehe dem, der sich in die Strömung des Wildbachs und den Sturz des Gerölles wagt. Die neue Religion leugnet die Gottheit nicht, aber sie durchbricht die Formeln, die ihr Wesen bannen wollen. In uns das Ebenbild der Liebe! Aus uns die Andacht, die wie Opferflamme nach Oben steigt! Bist du Priester? Lehre uns das Räthsel, das uns geschaffen hat! Kannst du es nicht, so kniee mit uns nieder und beuge dein Haupt vor dem, der unerforschlich ist! Zwei Wahrheiten, eine Philosophie und Religion, kann es nebeneinander nicht geben. Durch-

drungen, eines aufgelöst in's andere, ist der Glaube, der nur noch beseligen kann. Nie wird sich der Glaube verlieren, daß die große Halbscheid der Weltgeschichte mit Christus bezeichnet ist. Wir fühlen nns in dieser zweiten Hälfte und fühlen uns in diesem Weltheiland, den wir Mensch nennen, des Menschen Sohn, wie er genannt sein wollte, und den wir inniger dann erst lieben, wenn er unser Bruder ist. Unser Verneinen gegen den Papst, diese überwundene Station des geschichtlichen Geistes, unser Verneinen gegen die symbolischen Bücher, die zweite überwundene Station des geschichtlichen Geistes, ist das alles ohne Schöpfung, ohne Positivität? Sind diese Kirchen, die wir mit Maienzweigen des Friedens schmücken wollen, luftige Träume, die in den Wolken schweben? Je länger ihr uns Widerstand leistet, desto höher wird, wie bei den sibyllinischen Büchern, der Preis, desto größer die Gefahr. Seht, der Genius der Geschichte hat einen Zirkel in der Hand und spannt ihn aus, um die Kreise der Epochen zu beschreiben. Erst spannt er die Oeffnung klein! Es war vielleicht die Epoche der Albigenser, der Waldenser, Hußens, Savonarola's. Ihr hindertet den Umkreis des Zirkels. Da faßte der Genius die Oeffnung weiter und setzte an zu Luther und Calvin. Ihr hindertet ihn wieder, den Radius zum Kreise zu ziehen, da setzte er wieder an und wieder weiter zur Revolution! Und verhindert ihr wieder auf's Neue den Wunsch, zum Abschluß eines Kreises zu kommen, so öffnet er den Zirkel noch weiter und setzt an zu einem Radius, der da heißt: Reaction der Materie, Atheismus, gütertheilendes Chaos!

Im andern Feldlager thronen nicht nur die Gewaltigen, sondern auch verblendete Weise. Sie pochen nicht nur auf Hochmuth, Habsucht, Ehrgeiz und erträumte Begriffe von Oberherrlichkeit, sondern auf einige schimmernde Ideen. Sie sagen: Beweiset uns, daß der geringste Lazzarone eure Volksbeglückung bedarf! Thor, der du dich so gern anklammerst an die Ueberlieferungen des Christenthums! Riefen die Sachsen Karl den Großen, als er ihnen das Christenthum brachte? Riefen sie Bonifacius, als er ihre heiligen Eichen umhieb? Tauftet ihr nicht wider Willen die Völker, aus Liebe zur Wahrheit, in Ueberzeugung, daß die Gewöhnung

an das Bessere und Richtigere nachkommen werde? Ihr sitzt in stolzer Ferne, umgürtet mit dem Schwert der Gewalt, geschirmt vom materiellen Schwerpunkte der Massen, die ihr in Beamte, in Krieger, in Priester verwandelt habt! Ihr seht mit Spott, daß der neue Geist sich mühsam Bahn bricht. Ihr lächelt jetzt der Verwirrung, die in die Reihen der Gegner die religiöse Frage brachte. Darin habt ihr Recht! Menschlich entwickelt sich Alles hienieden. Menschlich war der Rock des Heilandes, den sie im neunzehnten Jahrhundert zu Trier auszustellen wagten, menschlich war das Trachten der Apostel, menschlich waren die Ursachen und Beweggründe der größten Begebenheiten. Wer könnte Alles billigen, was wir in guter Absicht seit einigen Jahren Verkehrtes erlebten auf politischem, auf religiösem Gebiet, in Berlin, in Schwaben, von Schneidemühl bis Constanz! Aber das ist Staatsweisheit, durch die Nebel die Sonne zu sehen, sich nicht irren zu lassen die kleinen Mittel bei großen Zwecken, Vertrauen zu hegen selbst da, wo sich Widersprüche überjagen und sich die Gegensätze beinahe aufzuheben scheinen. Es giebt vielleicht einige Mächtige in Deutschland, die zuwartend im Stillen dem Gange der Dinge folgen. Aber man sieht's, dies Vertrauen soll ihnen vergiftet, die Gefahr vergrößert, der Schein einer friedlichen Lösung verdächtigt werden. Da schleichen im Dunkeln die Sendlinge der Weisheit von 1819 an die Höfe, Mahnungen, Bitten, Warnungen werden gespendet, als sendete ein alter Seher aus seiner Felsenschlucht vom Berge Libanon seinen klugen Rath. Man ruft, man lockt, man schreibt Versammlungen aus in's grüne Land der Reben, drängt sich den protestantischen Fürsten auf zu Land und zu Wasser; man will das eine dulden, das andere gewähren, nur dies ganz bestimmt bekämpfen, jenes ganz gewiß verwerfen — und die Pfeife des Vogelstellers klingt so süß — werdet ihr hören? Werdet ihr den alten Afterkünsten trauen?

Täuscht man sich zuweilen in der Politik, an Früchten den Stamm, auf dem sie reiften, zu erkennen: darin geht man sicher, wenn man aus einem so geschilderten Stamme, wie derselbe im Vorhergehenden sich behaglich mit Ast und Blüthe

ausdehnte, auch auf seine alten und neuen Früchte schließt, auf die offenen und die geheimen.

Nehmt diese Blätter als Warnung eines Vaterlandsfreundes! Sie zeigten, welches der Hintergrund ist, an den diejenigen sich lehnen, die Deutschland in seiner vierzigsten Dekade nicht begreifen.

August Lewald.
1871.

Es war im Winter von 1846 auf 47, zur Zeit des Carneval und in Dresden. In einem stattlichen Hause, gelegen an einer der freundlichen Alleen, die sich durch Elbflorenz ziehen, in unmittelbarer Nähe der Kreuzkirche, befand sich eine artistisch-literarisch-dilettantisch zusammengesetzte Gesellschaft bei Gräfin Ida Hahn-Hahn, die zwar schon damals den ihr von Fanny Lewald mit der „Diogena" versetzten polemischen Streich empfindlich in ihrer Geltung nachfühlte, doch für den ihrer Geistesrichtung verwandten Theil der „exclusiven Welt" „innerhalb der Gesellschaft" noch wie sonst in voller Geltung stand.

Die Elemente des geselligen Kreises gehörten fast alle dem Adel an. Die Gräfin hatte damals eine schwere Lebensaufgabe zu erfüllen. Sie behütete in den hintern Zimmern ihrer Wohnung den dort hausenden „Freund", den Deutsch-Russen Baron von Bystram, einen liebenswürdigen, wie ein Buch unterrichteten Mann. Der Unglückliche war krank, sehr krank, ein Sterbender. Doch hatte er noch alle letzten beschwerlichen Reisen der berühmten „Reisendin" mitmachen müssen, da er ihr das Mitnehmen des Conversationslexikons ersparte.

Es gab da die lebensfrohsten, übermüthigsten Baroninnen und die ausgelassensten Gräfinnen. Freilich jung waren sie nicht. Aber wehe dem, der sie daran erinnert hätte. Es

gab lange Debatten, Debatten über die neuesten Werke der Georges Sand, die ich damals erst vor wenigen Jahren ebenfalls so umschwebt von einem geisterhaften Schatten, dem im Sterben begriffenen, doch, wie die Hektik mit sich bringt, bis zum letzten Athemzuge wohlgemuth unter den Lebenden verweilenden Franz Chopin gesehen hatte, über Richard Wagner's neueste Differenzen mit seinem Chef, dem Dresdener Intendanten, über das zurückgezogene Schmollen des Maestro in der Friedrichsstädter Vorstadt — auch die damalige Mäcenatin desselben, eine Frau von K. (katholisch geworden, lebt sie dicht in der Nähe des Papstes in Rom), war zugegen.

Plötzlich kam die heroinenhaft gebaute, noch über die Taille der Ziegler hinausgehende Gräfin L., die Schwester eines der liebenswürdigsten Sterblichen aus der Schule Epikur's. der je gelebt, des Fürsten Lynar, auf den Einfall, die Gesellschaft sollte sich, wie sie da eben war, in Salontoilette, Herren und Damen gepaart, in's Hotel de Pologne begeben, wo soeben der dritte oder vierte der üblichen Maskenbälle im Gange war. Dominos und Masken bekäme man vorn am Eingang beim Garderobenbewahrer. Auch könnte man sie sich von den Bedienten holen lassen. Eben schlug es vom Kreuzthurm elf.

Alles jubelte. Der Geist der Richard Wagner'schen Musik, die Extase, die sinnlich schwärmende Anregung machte sich geltend. Die Bande des Gewöhnlichen lösten sich. Die Welt wird durch Wagner zum Märchen und das Abenteuer, das sich nicht finden will, wird gesucht. Die Gräfinnen, die Baroninnen waren aufgesprungen; der sanfte, hagere, im Sterben begriffene Bystram hatte sich schon nach seiner zweiten Tasse Thee zurückgezogen. Verkleidet, unerkannt auf dem Hotel de Pologne-Ball! Auf einer Art Mittelding zwischen — Kroll und „Stolt's Damenkränzchen" in der Potsdamer Straße, wo „um zehn Uhr die Damen die Herren auffordern". Offiziere in Civil — „man neckt sich, man intriguirt" — man wispert die Namen derer, die man zu erkennen glaubt! An Hohenthals, Boses, Beusts, an wenigstens einigen der vielen Namen auf — itz und — witz, die im sächsischen

Adelslexikon die Mehrzahl bilden, wird es nicht fehlen —! Kurz, man versprach sich etwas wie aus dem Venusberg des Tannhäuser.

Schon waren die Stimmen dafür gewonnen, sich in Mäntel und Pelze zu hüllen, den nahen Weg zu Fuß zu machen und die Costümirung im Hotel selbst, wo man ja besondere Zimmer für sich allein bekommen konnte, vorzunehmen, als sich vollkommen unerwartet eine einzige Stimme gegen die wildgewordenen Adepten der excentrischen Ideen des Jahrhunderts erhob. Es war die der Meisterin dieser Schule selbst.

Unvergeßlich ist mir die Art geblieben, wie die schmächtig gebaute, schon damals durch die mißlungene Operation an ihrem Auge entstellte Wirthin dem übermüthigen Beginnen, das zumeist von Gräfin L. betrieben wurde, die Spitze abbrach. Nicht daß sie etwa den Andern ihren Spaß moralisch widerrathen oder ihr eigenes Mitthun darum abgesagt hätte, weil sie eine Erinnerung an den leidenden Freund beschlich, dessen Schlummer vielleicht schon mit den Hammerschlägen seines tödtlichen Hustens im Kampfe lag. Nein, sie begriff den ganzen Vorschlag nicht. Sie hatte kein Geschick, keinen Schwung dafür, ihn auszuführen. Ihr verlegenes, hin und her trippelndes Benehmen erinnerte an die Fabel Andersen's vom ausgebrüteten Schwanenei, nur so, daß man sich in diesem Falle eine Henne denken mußte, die plötzlich die ihr untergelegten Enteneier Leben gewinnen, in's Wasser laufen und schwimmen sieht. Sie stand dem Aufschwung der Andern nicht mißbilligend, sondern nur durch ihre Natur an einer solchen kecken Herausforderung des Zufalls, an einer solchen Bravour des Uebermuths verhindert, gegenüber.

Ich gestehe, daß ich darüber Theilnahme für sie empfand. „Tugend" war es nicht, was sie bestimmt hatte, „vornehme Prüderie" noch weniger, nur Ungeschick. Spätere Beobachtung bestärkte mich darin, daß diese Frau in der Regel falsch beurtheilt wird. Weit entfernt zu jenen leidenschaftlichen Naturen zu gehören, die mit sinnlichen Traumvorstellungen von Illusion zu Illusion fliegen, besitzt sie nur

eine einzige wahrhafte Gluth, die sie ganz ergreifen kann, die des Rechthabens und des Streitens. Ihre Sinne scheinen kalt zu sein. Nur die Vorstellung erhitzt sie. Das mit dem Verstande hervorcalculirte Phantasiegebilde reizt sie und schreibt ihrem zähen Eigensinn Gesetze für die Erreichung desselben vor, wo sie sich dann vielleicht mit der gesunden Vernunft überwirft. Streiten konnte die Gräfin im Salon über einen Gegenstand, bis sie damit Alles „zu Tode ennyuirte“. Der Salon hatte vielleicht Unrecht. Denn die Gräfin wollte die Wahrheit, „Wahrheit“, gerade so wie sie Nathan „baare Münze“ nennt. Ueber Schuleinrichtungen hat sie mit mir gestritten, als wenn sie den Gegenstand unmittelbar für das Berliner Provinzialschulcollegium reif machen wollte. Die Grazie ist es, welche die Wahrheit mit der Schönheit vermittelt. Die Grazie lehrt: Jeder Streit habe eine Grenze in seiner Schallwirkung für das Ohr der Hörer! Oder — er habe seine Grenze in der Erkenntniß seiner totalen Ueberflüssigkeit, da die beiden Streitenden nicht in der Lage sind, das gewonnene Resultat z. B. über die Vorzüge der Stallfütterung praktisch zu verwerthen! Gräfin Hahn, wie man sie sich denkt, wie man sie geschildert bekommt, ist nichts weniger als die praktische Anwendung jener Lelien und Indianen der Georges Sand. Sie ist nie unmittelbar von ihren Sinnen beherrscht gewesen. Sie ist nie deshalb, weil Erschöpfung der Empfänglichkeit oder Uebersättigung eintrat, wie bei den Tannhäuserinnen, in die katholische Kirche geflüchtet. Sie ist eine verstandeskühle, prüfende, mathematisch construirte, zum Pedantischen geneigte Natur. Höchstens, daß sie, wenn sie vom Streit erschöpft gewesen, sich dann ausruhen mochte und eine stärkere Natur suchte oder vermißte, an die sie sich anlehnen wollte, und hierüber dann in's romantische Fach übersprang. Das Jahr 1848 empörte sie ihres aristokratischen Sinnes wegen. Als die Reaction eintrat und der Hof von Sanssouci in geistigen Dingen noch ausschließlicher als sonst maßgebend wurde, als ihre Werke noch mit weniger Theilnahme als sonst von dorther gewürdigt wurden, zuletzt als in ihrer Heimath Mecklenburg die vornehme Frömmelei ihre Arbeiten ganz aus den aristokratischen

Kreisen verbannte, vertiefte sie sich, beobachtend und nachahmend, wie sie sich von je Allem gegenüber verhielt, was ihr imponirte, in die eigenthümliche Welt, in der sich eine zufällig gefundene Freundin, Miß Atcherly, eine katholische Irländerin, bewegte. Da fand sie Freiheit im Zwang, Heiterkeit im Ernst, überraschend viel Herrschaft beim Schein des Dienens. Und siehe da! Alle die, die vor Kurzem über „Diogena" gelacht hatten, Alle die, die ihr langes Streiten im Salon für eine Verletzung der Grazien gehalten, die ihre Werke aus Grundsätzen der Moral in Potsdam und Ludwigslust zu lesen widerrathen bekamen, konnten, so mochte sie calculirt haben, gründlichst geärgert werden, wenn eine norddeutsche Adlige katholisch wurde! Jene Anlehnung, wo die Erschöpfung selbst der verstandeskühlsten Natur sich vor eines Jupiter Kraft unterwirft, fand sich dann in dem gewaltigen Bischof von Mainz.

Es wird dies erzählt, weil der Katholicismus in diesem Augenblick, wo sich das deutsche Volk nur seiner Kriegs- und Siegeserfolge rühmen und erfreuen sollte, eine solche Fülle säuerlicher Gährung, so viel abgestandene, schale Ernüchterung heraustreten läßt, daß wir am geistigen Doppelleben unserer Nation schier verzweifeln möchten. Wir wollten nur an einigen Beispielen zeigen, wie diesem nicht endenden Verwirren und Verhetzen des Geistes, diesem Rühren und Rütteln an den Grundvesten unseres wichtigsten Bestandes, der Einigkeit unseres brüderlichen Gesammtbewußtseins und der Autonomie durch die Ergebnisse unseres eigenen germanischen Geistes, doch so das absolut Leere, Nichtige und rein nur Persönliche zum Grunde liegt.

Von allerdings minderer Bedeutung ist vor Kurzem ein Convertit gestorben, August Lewald, ein leiblicher Vetter der Verfasserin der „Diogena". Nennen wir ihn eine männliche Gräfin Hahn-Hahn, so soll damit nicht die gleiche Bedeutung desselben als eine hervorragende tonangebende Persönlichkeit zugestanden sein, sondern nur manches eigenthümlich Verwandte. Beide stammten aus dem deutschen Norden, beide hatten Beziehungen zur praktischen deutschen Bühne (die Gräfin durch ihren Vater und ihre ersten eigenen Lebens-

schicksale), beide schriftstellerten im romantischen Fache und setzten, als sie katholisch geworden, nach einer kurzen, rein nur apologetisch oder ascetisch gewesenen Uebergangsthätigkeit, mit ungeschwächten Fonds ihre frühere belletristische Beschäftigung, nur mit anderer Tendenz fort. Wie die Gräfin auch noch aus der Wiedergeburt heraus Romane schrieb, so auch August Lewald.

Ist die Gräfin katholisch geworden sozusagen par dépit, („aus Bosheit", wie Dr. von Schweitzer im Reichstag, ich glaube nicht ganz richtig, das Wort übersetzte), hat sie durch das Nehmen noch sogar des Schleiers ihre haltlose, zweifelsüchtige, in der That wirklich unverstandene und Wahrheit suchende Natur aus den Berührungen mit dieser „so undankbaren", charakterlosen „Gesellschaft", besonders um Potsdam und Ludwigslust herum, retten und die ihr so aufsätzigen Elemente derselben gründlich ärgern wollen, so wurde August Lewald katholisch aus Charakterschwäche und träger Nachgiebigkeit gegen die äußern Umstände des Lebens.

Ein gewisser Selbstbetrug kam hinzu. Der im Jahre 1792 zu Königsberg Geborene, behauptete, einen Zusammenhang zu haben mit der Rolle, die seine hyperboräische Heimath in der alten romantischen Epoche spielte. Es war eigentlich zum Lachen, wenn Lewald geradezu Hamann, den Magus des Nordens, und in gewissem Sinne darauf auch die „Mucker" für sich citirte. August Lewald, ursprünglich von jüdischen Eltern, war früh zum Schauspielerstand übergegangen, dann Protestant geworden, Theaterunternehmer, Schriftsteller. Wenn man ihm sagte: Am Ende Ihrer Tage wurden Sie katholisch, weil Ihre „Kathi" (seine ultrakatholische Gattin) Ihnen keine Ruhe ließ; weil die Regentin Würtembergs, Fräulein von Stubenrauch, Ihnen den Fortbezug einer temporären Pension zusicherte; endlich weil Sie überhaupt auf diese Art eine Menge von hübschen Absatzquellen für Ihre Feder gewannen, die bei den Buchhändlern N. N. bereits versiegt waren —! (ich durfte schon so mit ihm sprechen) so pflegte er sich mit einem ihm angenehm stehenden, jovial sardonischen Lächeln, das zu einem Drittel angeborne Natur, zu einem andern Drittel vom Buch-

händler Julius Campe und zum dritten Drittel von Heinrich Heine in Paris, dem er lange Jahre befreundet gewesen, entlehnt war, so auszudrücken: „O nein, alter Freund! Schon von Königsberg her habe ich meinen Katholicismus mitgebracht! Das steckt in der dortigen Luft. Zacharias Werner ist mein Landsmann und wie habe ich den immer geliebt! Er war schmutzig, dieser Werner, was ich nicht leiden kann, aber wie oft habe ich „die Söhne des Thals" in Scene gesetzt! Sie sollten meinen katholischen Duft auf der Bühne gesehen haben, Hollunderhecke in Käthchen von Heilbronn — ich bin einmal für das Schwärmerische! Meine ersten „Sonette" behandelten ja berühmte Namen und ich gab sie unter dem Titel: „Meine Heiligen" heraus! Verstehen Sie? Raphael Bock, jedem Königsberger von Bildung bekannt, wurde katholisch! Ignaz Jeitteles, ein Jude wie ich, und Veith, auch ein Jude, waren Freunde und bewunderte Gönner von mir! Sehen Sie, Sie lachen über mich! Jetzt, Sie Ungläubiger, gehe ich eben auf die Post und werfe einen Brief in die Boite an eine Frau Baronin in Paris, der ich meinen Dank ausspreche, daß sie während meiner letzten Krankheit in der Kathedrale von Notre Dame für mich gebetet hat! Sehen Sie — zwei Seelen — wie zwei Kerzen — gerade wie im Calderon — und in meinen Mises-en-Scenen! Es ist die Romantik, die ich mein Lebtag geliebt habe!"

Ihn an meinen „Zauberer von Rom" zu erinnern, wo solche Stimmungen geschildert sind, wäre erfolglos gewesen. Lewald las nichts. Was nicht mit seinem nächsten eigenen Vortheil zusammenhing, interessirte ihn nicht. Gourmand und Egoist aus offen und frei bekanntem System, echauffirte er sich nur für die Zwecke, die seine Selbsterhaltung verfolgte. Aber ich hatte gerade in jenen Tagen eine kleine Arbeit geschrieben: „Warum Rousseau seine Kinder aussetzte."*) Lebhaft stand mir bei dieser Wiederbegegnung des alten Freundes meine Vermuthung vor Augen, daß Rousseau, als er seine letzten Aufzeichnungen, seine berühmten „Geständnisse" schrieb, nur deshalb jene Therese Levasseur, die sich an ihn gekettet

*) Ges. Werke Band IV. „Jean Jacques".

hatte, so gegen alles Verdienst lobte, weil er befürchtete, sie würde ihm, wenn sie ihr wahres Bild gelesen hätte, seine letzten Lebensaugenblicke zur Hölle machen. Kathi war die beste Seele von der Welt, aber „sie fürchtet," sagte er, „daß wir im Himmel getrennt werden." Er wollte da nicht wider den Stachel löken.

Dreißig Jahre früher bildete August Lewald einen Mittelpunkt für junge hoffnungsvolle Talente. Es war die Zeit, wo die großen Geister, die Tieck, die Steffens, zwar die vornehme Kritik Berlins für sich hatten, Platen, Immermann, Heine durch ihre Fehden alle Leser, die Lyriker Schwab, Pfizer, Chamisso, Rückert die Hingebung und Theilnahme der Gebildeten für sich allein zu gewinnen suchten; doch schon wagten sich allerlei anders geartete junge Nestlinge hervor. Um den Tisch, wo Lewald in Baden-Baden am Kursaal präsidirte, saß selbst Lenau noch als ein Beginnender. Man konnte von dem alten Major a. D., wofür man den immer wohlgekleideten Stammgast, seines Aeußern wegen, nehmen durfte, vielerlei lernen. Lewald's schon damals grauer Schnurrbart unter der eigenthümlich gebogenen scharfen Nase, seine kluglauernden Augen, das immer hochrothe Antlitz gab ihm etwas Auffallendes. Er hatte die Welt nicht blos auf den Brettern, auch im Leben kennen gelernt. Paris war ihm ein Mekka der Civilisation gewesen. Meyerbeer, Heine, hundert Namen bis zu den Spielpächtern von Baden waren ihm in Allem, was an diesen Personen menschlich, bis in die Details bekannt. Er hatte die ersten Erscheinungen der Zeit, von Napoleon und Metternich an, in der Nähe gesehen, mit berühmten Personen gesprochen, mit manchen in allerlei Aufträgen verkehrt. Er war in romantische Liebesaffairen verwickelt gewesen. Er behauptete, für einen österreichischen Grafen Riesch vier Bände Theaterstücke geschrieben zu haben, die dieser in seinem eigenen Namen herausgegeben hätte. Er war geschaffen für die Zeit Cagliostro's und würde am Hofe einer Lichtenau am Platze gewesen sein. Zu mancher Figur in Goethe's Romanen, desselben Goethe, den er wol, bei schlechter Laune, wie manchen andern Unsterblichen, „einen ganz dummen Kerl" nennen konnte, hätte er können Modell

gesessen haben. Er gab vortreffliche Anleitungen zum richtigen Essen und Trinken, zum Sichkleiden, Gehen und Stehen. „Wer corpulent ist, wähle niemals helle Westen, sie machen nur noch dicker!" Solche Sätze kamen wie Orakelsprüche. Er hatte glänzende pecuniäre Erfolge durch bloße Angabe von Titeln zu Journalen, durch Prospecte, Ankündigungen. In Stuttgart trieb er dasselbe Geschäft, das später die Vérons, die Girardins, die auch nur literarische Faiseurs waren, auf die Politik und die Börse übertrugen. In München beherrschte ihn 1833 noch ganz das Interesse für die Bühne, vor Allem der Begriff „Mise-en-Scene". Jeder Schauspieler, der ihm nicht eine gewisse Rücksicht und Aufmerksamkeit erwies, selbst Eßlair und Vespermann nicht ausgenommen, war ein Stümper. Erst Seydelmann hat er unbedingt bewundert und fast zu sehr für Seydelmann's Vortheil. Doch konnte es Lewald auch sonst in manchen Fällen, wo Fleiß, Eingehen auf seine Vorschläge von ihm bemerkt wurde, bis zu warmer Anerkennung bringen. Stuttgart bot die reichern Mittel zur Ausbeutung des Buchhandels. Nach Lewald's Abzug nach Baden, wo sich der Speculative, aber nicht Beharrliche, eine Villa im Rococostyl, ganz im Charakter der Pompadourzeit und wie geschaffen zum Morgenbesuch für hin- und hertrippelnde kleine Porzellanmenschen erbaut hatte, brach dann freilich am Neesenbach ein Bankrott nach dem andern aus. Und Omnes una manet nox. Auch ihn selbst, den großen Schöpfer der „Europa", der damaligen „Gartenlaube", erreichte sein Geschick. Die Villa entschwand seinem Besitz und eine böse Zeit für Belletristen brach ohnehin mit dem Jahre 1848 an. Zu seinem Glück durften sich um den König von Würtemberg allerlei seltsame mißgestimmte Spötter und Caricaturisten des Zeitgeistes bewegen. Lewald gehörte zwar nicht zu den sattelfesten polemischen Kämpen, aber er durfte dem „Kronenwirth" in Stuttgart als besoldeter königlicher Privatcorrespondent Späße und Anekdoten aus der Paulskirche und Umgegend schreiben. Als Deutschlands Hexensabbath, wozu ein Tag der glorreichsten Auferstehung von ruchlosen Kobolden gemacht wurde, ausgetobt hatte, huschte und duckte sich da und dorthin alles Eulenvolk, das am Spuk mitgeholfen. Die

meisten hatten sich leidlich geborgen, manche sogar mit Kreuzen und Sternen. Lewald suchte nur ein Mauerritzchen, um unterzuschlüpfen. Er wurde nomineller Regisseur der Oper von Stuttgart. In Wahrheit aber wurde er Mitarbeiter an allerlei kleinen Blättchen im All- und Hegäu, im Mümmlingthal und der Hornisgründe, überall, wo es etwas gegen die Vorfechter des Fortschritts an ein Blättchen zu berichten gab, das nur vom dummen pfaffengeleiteten Pöbel gelesen wurde. Auch die Convertiten-Buchhandlung Harter in Schaffhausen ermunterte ihn zu religiösen Romanen im Styl der Hahn-Hahn und des Conrad von Bolanden. Er war endlich offen katholisch geworden.

Seine Abneigung gegen das „preußische Wesen" hatte sich bis zu förmlichem Haß gesteigert. Es mögen ihm doch in jener Zeit, als er noch harmlos schrieb und namentlich seine außerordentliche Erfahrung im Bühnenwesen Anerkennung verlangte, Ablehnungen aus Berlin zugekommen sein, die ihn erbitterten. Wenn er einen Mann wie den Hofrath Küstner, der ihm von München her in ganzer Person bekannt war, mit einem seiner Kraftausdrücke bezeichnete, wer konnte ihm widersprechen? Wenn er eine Birchpfeiffer, für die er nur eine einzige nicht wiederzugebende Stereotype im Munde zu führen pflegte, aus der „Königsstadt", wo sie bisher mit Hinko geherrscht hatte, durch Küstner auf die königliche Bühne überführt und zur Regentin derselben, die alle übrige Literatur verdrängte, erhoben sah, so hörte für ihn die Vermittlung irgend einer Empfehlung seiner Wünsche nach obenhin auf. Keine Anstellung, keine von Friedrich Wilhelm IV. befohlene huldvolle Entgegennahme seiner „Sämmtliche Schriften" (12 Bände, bei Brockhaus), Schriften, in denen sehr oft der preußische Ruhm, Erinnerungen an die Zeit der Königin Luise, Schill und Blücher, Iffland und Brühl vorkamen, nichts von dorther that seinem Ehrgefühl wohl. Auf diese Art — da nach Seneca nur magni viri rebus adversis gaudent — verfiel er — dem Wunsche seiner Kathi, mit ihr, die ihn pflegte, einst in gleicher „geweihter" Erde zu ruhen. In seines Freundes Heinrich Heine letzten

Lebensaugenblicken spielt ja auch Mathilde eine nicht unähnliche Rolle.

Die ruhiger Denkenden unter den Katholiken wissen es selbst, daß unser neueres, immer leidenschaftlicher werdendes Vorgehen der ultramontanen Wortführer im Wesentlichen von den Convertiten ausgeht. Diese beunruhigt ihr Gewissen. Diese reizt es, ihren neuen Genossen stetig zu beweisen, was sie in ihnen gewonnen haben. Aber was sollen all' die Proteste, die Adressen, die ewigen Broschüren —? „Propst Döllinger wird dem Erzbischof mit einer Broschüre antworten" — meldet der Telegraph. Schlage Einer 95 Thesen an die Münchener Frauenkirche und eröffne in einem der vielen kirchenweiten Säle Münchens einen Gottesdienst auf den Glauben an eine einige apostolische Kirche mit Allem, was nur eben eurem Herzen einmal am katholischen Wesen wohlthut, doch ohne Bischöfe und ohne Papst —! dann erst kann die Gewalt der geistigen Herrschsucht, die Verbindung derselben mit so viel — Thorheit und Verstellung, wie wir im Obigen schilderten, gebrochen werden.

Onkel Spener.

1874.

So haben sie also wirklich am 1. November dieses Jahres 74 den alten Herrn begraben, der sich noch in seinen Greisestagen das lachende Roth des National-Liberalismus auf die Wangen legte, in einem neugegründeten Feuilleton mit Paul Heyse's „Kindern der Welt" selbst ein Kind der Welt zu werden die alten Beine in Anstrengung versetzte, ja mit Karl Braun, dem Sohne des feuerentsprossenen Rhein-Dionysos, beim grünen Römerglase frische, freie, fröhliche Tage der Discussion eröffnen zu wollen schien!

Es hat Alles nichts gefruchtet. Die Sünde der Väter

wird heimgesucht an den Kindern. Die „Spener'sche" Zeitung war schon dahin, als sie an Uebeln zu kranken anfing, die wol verdienen, daß man dem Verstorbenen einen längern Nekrolog widmet. Denn diese Uebel sind lehrreich. Ohne Zweifel sind zu einem gründlichen geschichtlichen Nekrolog die Männer im „Verein für die Geschichte Berlins" schon zusammengetreten. Von mir sollen nur einige persönliche Beiträge zu jenem Denkmal geliefert werden, das der Verstorbene zwar nicht durch die Ehrwürdigkeit seines Ausgangs (der alte Herr war noch unter die „Gründer" gegangen), aber durch sein hohes Alter verdient.

Die Haude und Spener'sche Zeitung entstand durch einen der Gemüthsacte Friedrich's des Großen, die sich zählen lassen. Aus Dankbarkeit, einer bei ihm nicht sehr häufig anzutreffenden Tugend, für die ihm heimlich nach Rheinsberg zugesteckten französischen Bücher, belohnte er zwei Buchhändler mit dem Privilegium einer Zeitung. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts bildete die Spener'sche in ihrer damaligen, keineswegs täglichen, sondern nur drei- oder viermaligen wöchentlichen Erscheinung eine Erinnerungsstation meiner frühesten Jugend. Jeden Morgen ihres Erscheinens mußte ich punkt sechs Uhr aufgestanden sein, mich hurtig ankleiden und dreizehn (des Rabatts wegen) Exemplare des auf grauestem Löschpapier gedruckten Blattes in Quartformat und in jenen Jahren mit so viel Beilagen, wie die Vossische, ihre Rivalin, ausgab, von den Werder'schen Mühlen holen, allwo die Zeitung ausgegeben wurde, in denselben Räumen, wo gegenwärtig der Conditor Josty wohnt. Zeitungs-Colporteur war ich nicht. Ich nahm nur meinem Vater, der es liebte, sein Morgenpfeifchen am offenen Fenster zu rauchen, den weiten Weg vom Zietenplatz bis zum Schlosse ab. Die noch druckfrischen dreizehn Spener'schen waren für seine Vorgesetzten bestimmt, den Kriegsminister, die Generale und Obristen mit der Schreibfeder hinterm Ohr, die Geheimen und die gewöhnlichen Kriegsräthe des Ministeriums in der Leipziger Straße. Den Bedarf an Exemplaren der Tante Voß besorgte der College des Vaters, der Vater des Componisten Wilhelm Taubert. Möglich, daß der berühmte

Tondichter der „Kinderlieder" seinem Papa dieselbe Freude einer ungestörten Morgenpfeife verschaffte.

Eines Tages verdankte ich dem Onkel Spener die erste Bekanntschaft mit dem eisernen Arme der Regierungsgewalt. Die Wanderung in erster Morgenfrühe ging über den Gensdarmenmarkt, wo damals zu Schinkel's neuem Schauspielhause noch nicht lange erst der Grundstein gelegt war. An der Jägerstraßenecke befindet sich die Seehandlung und vor derselben ein Schilderhaus für einen Wachtposten. Die Mauerwand der Seehandlung war an einer Stelle mit Anschlagzetteln über Theater und Schaustellungen bedeckt. Eben noch träumerisch in meine dreizehn Spener'schen versunken und nach einem neuen Siege der Griechen, einer kühnen That des Miaulis oder Ypsilanti forschend, richte ich, ruhig von den Jäger-Colonnaden (existiren nicht mehr) daherbummelnd, die Augen auf die Anschlagzettel von gestern und eigne mir in aller Unschuld die Fetzen einer Calpestri- oder Franconi-Vorstellungs-Affiche, die Abbildung eines Sprunges durch einen Reifen auf ungesatteltem Pferde, an, worauf sofort jene echt berlinische Denuncirwuth, die noch heute nicht ausgestorben ist — und unter den anständigsten Herrschaften nicht — den Ruf ertönen läßt: „Da reißt Eener die Zettel ab!" Sofort hatte mich die nervige Faust des Wachtpostens ergriffen und mit meinen sämmtlichen Spener'schen in's Schilderhaus geschleudert. Der Protest: „Es war ja aber nur ein Zettel von gestern! Und nur ein halber! Und ich muß ja in die Schule!" half nichts. „Du bleibst, bis der nächste Gensdarm kommt!" lautete die auch sogleich wuthentbrannte Antwort des Soldaten, während sich ringsum ein Auflauf bildete, natürlich mit dem Ausdruck der Schadenfreude bei den Männern und Knaben, des Mitleids und des Partheigefühls nur bei den Frauen. Denn in meinem wiederholten: „Der Zettel war ja von gestern!" lag etwas, was Gemüther, die nicht durch den Druck jener Zeiten völlig charakterlos geworden waren, zu einiger Gerechtigkeit hätte anreizen sollen.

Auf Gensdarmen brauchte man auch schon damals in Berlin nicht lange zu warten. Ein Auflauf lockte ohnehin die scharfsichtigen Alguazils heran. Ich wurde mit meinem Pack

Spener weiterbefördert, und zwar in eine Gegend hinein, die mir aus vielen Ursachen lebtags verhängnißvoll geblieben ist. Hier in einem Theil der Französischen Straße, der damals noch nicht am Telegraphen-Gebäude durchbrochen war, dem gegenwärtigen Wirken und Walten des Herrn von Hülsen gegenüber, wurde mir schon als zehnjährigem Jungen mein Conto in der „Santa Casa heiligen Registern" angelegt. Der „Viertelscommissar" langte ein ungeheures Buch von seinem Repositorium, schlug eine neue Seite auf, schrieb meinen Namen hinein und mein Vergehen, und ließ mich dann laufen, aber mit dem drohend ausgesprochenen Worte: „Das Weitere wird sich finden!" Ach, in der That, das Weitere hat eine lange, lange Ausdehnung gefunden! Es ließen sich davon Geschichten erzählen. Doch — wir wollten ja nur vom Onkel Spener sprechen.

Es war eine entschieden „vornehme" Zeitung, das muß man ihr nachsagen. Sie kam nicht ganz der Staatszeitung gleich, die beinahe mit dem Titel Excellenz auftrat. Aber wer ein Geheimrath, Commerzienrath, Major oder Oberst war, würdigte keine andere Zeitung seines Blickes. Es konnte etwas in der Vossischen als verbürgt behauptet stehen, diese Kreise hörten nur mit halbem Ohr darauf und glaubten erst dann an die beregte Sache, wenn sie die Spener'sche auch gebracht hatte. Im alten Locale von Josty, wo der süße Morgen-Imbiß genommen wurde, in der unmittelbaren Nähe der Mittler'schen Militair-Buchhandlung und der Expedition des Militair-Wochenblattes, fielen zuweilen einzelne Körner aus dem stillen Leben der Staatsmaschine. „General von Müffling geht an den Rhein als Gouverneur von Köln —" Ha! Eine damalige Sensations-Nachricht! Sie ging von einem der Pasteten kauenden Munde zum andern. Aber gesetzt, die Zeitung gegenüber oder die andere in der Breitenstraße hätte diese hochinteressante Nachricht bringen wollen, der Censor würde dabei mit blauer Tinte geschrieben haben: „Woher wissen Sie das? Quelle angeben!" Es war die Zeit des „patriarchalischen Despotismus".

Der Unterschied zwischen „Tante Voß" und „Onkel Spener" war schon dem heranreifenden Knaben nicht der,

daß bei jener das Löschpapier immer in's Bläuliche, bei diesem in's Gelbliche schillerte; er merkte schon früh, die Spener'sche leistete mehr für Kunst und Wissenschaft, für Ausgrabungen in Pompeji, neuentdeckte Kometenschweife und für geologische Eroberungen am Ural. Wenn die Engländer eine neue australische Inselgruppe gefunden hatten, so war es an den Werder'schen Mühlen früher bekannt, als in der Breitenstraße. Der gesammte preußische Hof hielt sich die Spener'sche „auf Schreibpapier", und auch Goethe hielt sie sich. Letzterer der Theaterkritiken wegen. Zelter verbürgt es, daß den Altmeister in Weimar die Spener'schen Kritiken in höherem Grade befriedigten, als andere. Einige Decennien hindurch lebte der Verfasser derselben, Justizrath Schulze, von diesem classischen Ruhme. Ein guter, freundlicher, jovialer Herr, dieser Justizrath in der Brüderstraße, wo eine behaglich eingerichtete Junggesellenwohnung junge Debütantinnen würde haben empfangen können, wenn solche Romantik damals schon in's Recensentenleben hineingeragt hätte. Und doch hatte für seinen Gegenstand der treue Eckart seines Berufes so viel Neugier auf jede Gastrolle, jede Wiederaufnahme eines alten Stückes, vollends auf jede Novität, daß er nie gemurrt hätte, wenn er gezwungen gewesen wäre, bei achtundzwanzig Grad Hitze im Schatten in's Theater zu gehen. Die musikalischen Referate schrieb neben Herrn Schulze zwar kein Herr Müller, aber ein Herr Schmidt.

Ob sich der Uebergang der Spener'schen Zeitung von den Spener'schen Erben an den königlichen Bibliothekar Dr. Spiker, gewöhnlich Lord Speiker genannt, durch Kauf oder Erbschaft vollzog, mögen die Gelehrten der Geschichte Berlins berichten. Gewiß war bei diesem Uebergange die Zeitung noch nicht im Sinken. Der neue Besitzer derselben hatte in seiner äußern Erscheinung etwas Imponirendes, ein sicheres Selbstgefühl, auch so viel Aristokratisches in seinem Wesen, daß er den hohen Gönnern der Zeitung die Bürgschaft eines nur maßvollen Gebrauchs der Publicitätsmacht gab. Seine Vorliebe für England stand einem damaligen Redacteur wohl an, da ihm lediglich die freien Verhandlungen des britischen Parlaments als die Abzugsquelle der in Europa

gährenden Stimmungen und die Gelegenheit, ein freies Wort zu hören, erscheinen durften. Auch hatte Lord Speiker, um sein Ansehen zu mehren, die Verwaltung der königlichen Schauspiele bewogen, Shakespeare's „Macbeth“ nach einer eigens von ihm angefertigten Uebersetzung in Scene gehen zu lassen. Die ihm befreundete Auguste Crelinger, die allbewunderte Lady Macbeth, verschaffte ihm die Genugthuung, seinen Namen mindestens alle sechs Wochen, wenn auch nur zu halbgefülltem Hause, an den Straßenecken prangen zu sehen. Mit wahrem Stolz schritt der stattlich gewachsene, im Antlitz etwas burgunderroth gefärbte Herr über den Opernplatz in die königliche Bibliothek, an welcher er bestallt war. Er durfte sich sagen: Dort die Universität, die Akademie der Wissenschaften, das Opern-, das Schauspielhaus, alles gehört mir! Drüben in der Akademie der Künste, wenn der alte Schadow einen Zank hatte (kam oft vor, z. B. bei Gelegenheit der Kunstausstellung), focht er ihn bei Haude und Spener aus; Panofka, Zahn waren Spiker's Correspondenten. Ja dem Bürgersmann kam Spiker durch zwei Mitarbeiter bei, die sich sogar mit heiklen Staats- und Stadtangelegenheiten zu beschäftigen wagten. Der eine war ein einfacher Kaufmann mosaischer Glaubensgenossenschaft, Daniel Alexander B e n d a, der andere ein Collectivbegriff, der einfach Civis hieß. Jener, der sich zuweilen, nicht eben glücklich, in abstruse Philosopheme verlor, versuchte sich schon sehr früh und mit mehr Erfolg in der jetzigen Specialität Eugen Richter. Schon vor vierzig Jahren wagte der Ehrenmann zuweilen in der Spener'schen dem Finanzministerium Adam Riese zu citiren, machte bescheidene Bankverwaltungsvorschläge, auch gemüthliche Staatsschuldentilgungspläne, kurz, er berührte freimüthig ein damaliges absolutes Noli me tangere unter einem Monarchen, der 1817 seinem Lande „Stände, die allein das Recht, Anlehen zu contrahiren, haben würden“, versprochen hatte und sein Versprechen nicht hielt. Die Anlehen wurden allerdings contrahirt, aber als Privatgeschäfte der mir so gefährlich gewesenen Seehandlung. Benda ist hochbetagt vor einigen Jahren gestorben. Es gebührt ihm der Ruhm, in der Zeit der Unterdrückung jedes freien Wortes über staatliche Ver-

hältnisse den Finger auf manche Wunde gelegt zu haben. Civis, der nicht selten Lord Speiker selbst war, war jener Unus pro multis, der sich über jeden Pflasterstein, über den er gestolpert, über jede Pfütze in einer gangbaren Straße geärgert hatte und diesen Aerger dann in der Spener'schen ausschüttete zum weitern Aerger des damals nicht minder herrisch, ja in der Regel grob auftretenden „Magistrats", dessen nachlässige Straßenpflege nun leicht „höhernorts" gerügt werden konnte.

Das entscheidende Moment — ob Aufwärts- oder Niedergang der Spener'schen Zeitung — wurde keineswegs, wie man wahrscheinlich in Berlin behauptet, der Alexis Schmidt'sche Leitartikel. Die Geschichte des deutschen Journalismus wird als den Ersten, der gleichsam die geistige Quintessenz jeder erscheinenden Zeitungsnummer als zusammenhängende Betrachtung vorausschickte, den Hofrath Berly in Frankfurt am Main nennen müssen, Redacteur der Oberpostamts-Zeitung, Großvater des bekannten, vom Socialismus zum Musendienst übergegangenen Dr. von Schweitzer. Der Zweite mag Karl Andree in der Kölnischen Zeitung gewesen sein. Der Dritte war gewiß Alexis Schmidt beim Onkel Spener.

„Wir müssen einmal behaglich beisammensitzen! Aber nur à table ronde!" sagte mir eines Tages in freundlicher Weise Lord Speiker. „Nur bei Table ronde kann man ein angenehmes Gespräch führen." Es waren damals schon mehre Jahre, daß der bei einem ausgesuchten Diner neben mir um den runden Tisch sitzende Dr. Alexis Schmidt die Leitartikel der Spener'schen geschrieben hatte. Der Genannte ist ein Mann vom reichsten Wissen, Publicist von außerordentlicher Gewandtheit, sowol in ruhiger, leidenschaftsloser Rede, wie in wohlstylisirter, an feinen Wendungen reicher Schreibart. Aber im Auswärtigen Amte, da wo es diplomatische Noten zu entwerfen gilt, wo man Actenstücke für ein Blaubuch sammelt, wo ein „dürfte", ein „möchte", ein „könnte wol" die Erwartung mindert, die Absicht verschleiert, das Mögliche als unwahrscheinlich, das Unwahrscheinliche als doch vielleicht zu beherzigen hinzustellen erlaubt, da würde diese feine Feder an ihrem Platze gewesen sein. Ein Zeitungs-Leitartikel aber, der nur betrachtet, nur resumirt, zuletzt in den entscheidenden Fragen

immer auf die Seite der conservativen Parthei fällt, ist die absolute Langeweile und muß eine Zeitung ruiniren. Damals unter den getrüffelten Salmis, unter den Ragoûts aux champignons, den Torten à la crême herrschte Frohsinn und jene behagliche Berliner Lust am Geschehenen oder Werdenden, für welche Varnhagen von Ense in seinen Niederschriften, namentlich in seinem Verkehr mit Humboldt, den Ausdruck gefunden hat. Man wäscht da mit angeregtem Freimuth allen möglichen Verstocktheiten, und selbst als königlicher Bibliothekar, den Pelz, macht ihn aber nicht naß.

Unter den Rosen des lucullischen Mahls, welchem einige illustre Namen beiwohnten, lag eine böse Curtiusspalte verborgen, die viel Geld und Aerger verschlang. Die Tochter des freundlichen Wirths am sogenannten Gießhause hatte einen Offizier in Potsdam geheirathet, und das Grundübel fast aller alten Zeitungen, Familien-Fideicommisse zu sein zur Exploitation für Erblasser und Erben, drohte auch hier hereinzubrechen und ist denn auch zuletzt zerstörend hereingebrochen. Einschränkung folgte auf Einschränkung. Das Zusammendrängen der Artikel, um Papier und Satz zu ersparen, sank bis zum Kümmerlichen. Man beschnitt nach allen Richtungen hin und tilgte vollständig den Eindruck, den eine Zeitung ersten Ranges machen muß, den Eindruck, daß sie aus dem Vollen schöpft.

Ich würde unnützerweise die Zahl meiner Feinde vermehren, wollte ich Beispiele dafür anführen, wie gerade Berlins politische Journalistik mit einigen Ausnahmen darunter leidet, daß von einem Blatt eine einzelne Person oder eine Familie oder wol gar eine Verzweigung derselben existiren will. Die Geschichte des „Onkel Spener" ist ein warnendes Beispiel! Denn an den Leitartikeln des Dr. Schmidt und an Rötscher's zwar einseitigen, aber immer geistvollen Kritiken ist sie nicht zu Grunde gegangen.

Die Times mag in der Lage sein, daß die Familie Walter von ihr fürstlich lebt. Aber schon die Familie Bertin vom Journal des Débats hat den Gewinn, den sie von ihrem Journal zog, viele Jahre hindurch nie in der Rente gesucht, die das noch heute achtbar dastehende, ehemals gebietende Blatt

abwarf, sondern nur in dem moralischen Einfluß, den die Familie mit dem Blatte gewann, in der Befriedigung ihres Ehrgeizes, ihrer politischen Ueberzeugungstreue.

Unsere Zeitgenossen.

An den Herausgeber einer Galerie vormärzlicher Berühmtheiten.

1840.

Wo wollen Sie, mein verehrter Freund, all' die berühmten Menschen, denen Sie ein so großartiges Unternehmen, wie Sie projectiren, zu widmen gedenken, herbekommen? Berühmte wohl! Aber verdienstliche? Im neunzehnten Jahrhundert hat sich der Kreis von Gegenständen, die man verehrt, von Gewohnheiten, die man mitmacht, von gewissen „Vorurtheilen", die man ehedem Moral, Religion, Tugend nannte, ganz außerordentlich verengert. Das neunzehnte Jahrhundert, die Cigarre im Munde, den Mackintosh über die Schultern gezogen, den Hut auf dem Kopfe, hat sich für souverain erklärt. Ueber Bord hat es eine Menge lästiger Gewohnheiten geworfen, von denen unsere Enkel schon nicht mehr werden begreifen können, wie ihre Großeltern in ihnen konnten auferzogen werden. Das neunzehnte Jahrhundert sagt nicht mehr: Zur Genesung! wenn man niest. Es hat die Tischgebete abgeschafft, den Abendsegen, es hat für den Händedruck die Visitenkarte erfunden, das neunzehnte Jahrhundert, dies klare, durchsichtige, wie Januarluft schneidende Jahrhundert hat aufgehört, sich noch für irgend etwas zu „echauffiren" (sonst nannte man dies Echauffement Schwärmerei), für irgend etwas, ausgenommen Geld, Geld und Ruhm.

Geld und Ruhm! Man kann darüber streiten, was in unserm Jahrhundert höher steht. Die reichen Leute schmachten darnach, ausgezeichnet zu werden, und Die, welche ausgezeichnet sind, seufzen nicht selten über ihre Armuth. In Meyerbeer war es nicht sein Genie, sondern seine sichere

Rente, die ihn ausrufen ließ: Gold ist nur Chimäre! Und wer nennt uns die Zahl jener Chimären, die uns heute noch berühmt machen und die wir morgen preisgeben, verrathen sogar, wenn wir dagegen Gold eingewechselt bekommen! Geld und Ruhm! Die beiden Pole unserer Erdkugel! Sonst im Zeitalter der Sokrates, Christus, im Zeitalter der Philosophen und Märtyrer, hießen sie: Glück und Weisheit; irdisches Glück, das nicht Alles besitzen, sondern nur Alles heiter genießen mochte, und Weisheit, himmlische Weisheit, die den Erdenfreuden entsagt und ohne Glück, ohne Ruhm ihre Befriedigung, ihren Stolz in sich selbst findet. Die Glücklichen nahmen oft mit der Natur fürlieb, mit dem Gold der Abendsonne, mit dem Silber des Mondes, und die Weisen lebten in Verborgenheit, auf dem Dreibein eines Schusters, in der Niederlausitz, wie Jakob Böhme.

Die Freude und die Weisheit ist verdrängt vom Geld und dem Ruhm. Die Freude, die nicht theuer erkauft wurde, scheint uns gering, und die Weisheit, die nicht mit Ehre bekleidet wird, genügt sich schon selbst nicht mehr. Die Wahrheit bedarf des Ruhmes, um geglaubt zu werden. Will sie überzeugen, so nützt ihr weder ihre Folgerichtigkeit, noch ihre himmlische Abkunft, wenn sie diese beweisen könnte; ihr nützt nur Eines, sie muß in die Mode kommen. Als Schelling, ein großer Weltweiser, schon im Jahre 1817 auf jenen schwindelnden Höhepunkt von Ehre und Auszeichnung berufen werden sollte, den er jetzt in Berlin einnimmt, so machte er*) nicht etwa die Bedingung der Lehrfreiheit oder eines guten Hörsaales oder sonstiger Forderungen, die im Interesse seines Dranges nach Wahrheit und Verbreitung derselben lagen, sondern er verlangte den großartigen Titel eines Kanzlers und für seine Brust die Auszeichnung des rothen Adlerordens. Der rothe Adlerorden ist der Unterschied des neunzehnten Jahrhunderts vom Zeitalter des Sokrates, ja vielleicht selbst noch von diesem guten, bescheidenen und der Wahrheit so schwärmerisch ergebenen Jahrhundert, in welchem Lessing und Rousseau lebten.

*) Siehe Dorow: Erlebtes, Th. I. S. 186.

Diese merkwürdige Zeit! Welch ein Talent sie hat, alle Gegensätze zu lösen! Sind das Gold und der Ruhm noch Gegensätze? Hat Der, der die Fülle des einen hat, nicht auch die Fülle des andern? Tauscht James von Rothschild mit Franz Liszt? Ich meine nicht in Rücksicht des Geldes, nein, ich meine in Rücksicht des Ruhmes. Ist James von Rothschild nicht berühmt? Berühmt als Virtuose, als Genie in der Kunst, etwas zu erwerben und vorzustellen? Kann James von Rothschild so leicht verdunkelt werden, wie ein Künstler, der morgen in Vergessenheit geräth, weil er entweder selbst ermüdet oder das Publikum in seiner Bewunderung ermüdet oder weil er von einem neuen Künstler überflügelt wird? Geld ist Ruhm und Ruhm ist Geld; denn Ruhm ist ja nicht Verdienst. Verdienst? Blicke nieder, du ruhmgekrönter Held des Tages! Verdienst? Das Verdienst ist arm und wohnt in niedern Hütten, das Verdienst ist nicht der Ruhm. Um berühmt zu werden, du armes Verdienst, muß ein Wunder geschehen. Da muß in einem Augenblick, wo der Dichter, der Künstler, der Gelehrte sorgenschwer in einer dunkeln Mansarde sitzt, das Haupt in die dürre Hand gestützt, die kahle Wand vor seinen müden Augen sich öffnen; eine magische Helle muß zaubervoll sich ausgießen und ein Weib im Lichtgewand muß hereinschweben, mit einem goldenen Stabe deine Stirn berühren, mit ihrem Arm dich umfangen und über die Dächer des gemeinen Erdenlaufes hinweg dich tragen in einen Feenpalast, gerade wie du als Kind geträumt hast von Prinzessinnen, die einst noch mit dir spielen und dich lieben würden! Sei dies Wunder die Gunst des Zufalls oder sonst ein Geschenk des Himmels, genug, es ist der Ruhm! Und nicht vom Verdienst, vom Ruhm war hier die Rede, vom Ruhm, der „Arm in Arm“ mit der Börse „das Jahrhundert in die Schranken ruft“.

Das Jahrhundert ist störrisch. Es stellt sich nicht auf drei oder vier Stichwörter, die sein Wesen ausdrücken sollen. Geld — das Geld ist leicht begriffen. Aber der Ruhm — der Ruhm des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht so leicht begriffen. Ist dies Laufen und Rennen, das wir überall um uns erblicken, diese Hast, der Masse zuvorzukommen und durch

irgend ein rothes Läppchen unter ihr ausgezeichnet und kenntlich gemacht zu werden, zu vergleichen jenen Schaaren, die einst nach den Olympischen Spielen wanderten? Wollen sie alle mit Fichten- und Lorberkränzen heimkehren und erschöpft ihren Müttern in die Arme sinken, ihren Müttern, denen das Entzücken die Stimme versagt und die nur noch in Freudenthränen reden können? Nein, der Ruhm hat einen Stiefbruder, wie Alexander der Große, der Persepolis anzündete, den Stiefbruder Herostrat hatte, der sich durch den Tempelbrand von Ephesus verewigen wollte. So mancher Ruhm von heute, untersuche Einer seine Geschlechtsregister, wie viele Bastarde, wie wenig echte Söhne! Ephesus, kein Persepolis. Mehr als je hat gerade jetzt der Ruhm seine Caricaturen. Zahllos ist die Menge Derer, die es nur ihrer zufälligen Stellung verdanken, daß sie genannt werden. Die Geschichte warf ihre glänzendsten Thatsachen deshalb nur auf ihre Schultern, weil sie durch Geburt und Zufall in der Nähe standen. Sie drücken mit ihrem Namen Verhältnisse, Umstände, ja die Mühen und Sorgen anderer Menschen aus, und wo ist das Auge, das in einem solchen Conglomerat von Ruhm noch unterscheiden kann, was freie oder unfreie Schöpfung, was an ihren Medaillen Gold oder Kupfer ist? Erst in den untersten Schichten, in denen, die schon an die Galeeren streifen, läßt sich oft erst vollkommen unterscheiden, was Herostraten- und was Alexander-Ruhm ist; erst da, wo man, um sich einen Namen zu machen, ungeladene Pistolen auf gekrönte Häupter abschießt und auf das Pantheon oder Bedlam speculirt, gleichviel, wenn man nur genannt wird.

Man streitet sich über den Gegensatz von Glauben und Wissen, von Vernunft und Religion. Welche Götter stehen aber fest und haben überall ihre Tempel? Der Mammon und der Genius. Cultus des Ruhmes, Cultus des Mammon, giebt es eine Religion, die allgemeiner wäre? Jener Capitalist, der einem spottsüchtigen Advocaten eine Satyre auf das Staatspapierwesen mit dem ernstgemeinten Ausruf unterbrach: „Mein Herr, ist Ihnen denn nichts heilig?!“ und jener Engländer, der sich anbot, Madame Larfargue zu heirathen, sind es nicht die wahren Priester unserer Zeit?

Vielleicht findet man die Kirchen leer, aber nicht die Schwelle eines Ladens, von dem es bekannt geworden, daß die Taglioni sich darin einen Shawl umtauscht, den man ihr vielleicht gestern geschenkt hat. Demoiselle Rachel reist, um sich in den idyllischen Eindrücken der Schweiz von den Leidenschaften ihres tragischen Repertoires zu erholen; das neunzehnte Jahrhundert läßt sie aber nicht ruhig reisen, nicht ruhig essen, nicht ruhig schlafen. Das neunzehnte Jahrhundert verfolgt sie mit Besuchen, mit Ständchen, allen musikalischen und optischen Instrumenten der Welt. Man wird sie verfolgen bis auf die Gletscher, zu Wasser, zu Land, in ihr Studirzimmer, ihre Garderobe sogar. Allein, ganz allein, einsam, wird sie nur sein können — auf der Bühne, vor den Lampen, im Moment ihrer Inspiration, vor einem schweigenden Tausend von Zuhörern.

Diesem merkwürdigen und einzig dastehenden Cultus des Ruhmes ist also das Werk gewidmet, welches diese Bemerkungen einleiten sollen? Eine Galerie der Zeitgenossen? Ein Museum, eine Halle des Ruhmes, eine Walhalla der Gegenwart? Diese vorangehenden Bemerkungen bitte ich dann zu vergleichen mit jenen Kleinigkeiten, die man mit dem ersten Grundstein großer Gebäude zu vergraben pflegt. Man wirft Medaillen, Münzen, Kalender, Verfassungsurkunden (wo es deren giebt) und ähnliche kleine flüchtige Erinnerungen an die laufende Tagesgeschichte mit in das Fundament. Was sollten wir in diese Ruhmeshalle, wo Alexander- und Herostratenruhm nebeneinander gehen müssen, in dies Museum des wahren Verdienstes und jenes Verdienstes, das der Denker beanstanden kann, das aber Famas Gunst vergrößert und den Besitzer desselben zum Zeitgenossen gestempelt hat, was sollten wir unter den Grundstein dieses Gebäudes legen? Könnte man ihn bildlich ausdrücken, so würden wir sagen, den Volksgeist unserer Epoche, der sich im Geist der Personen wiederspiegelt, den Geist der Masse, der die hervorragenden Charaktere auf seinen Schultern trägt, den Geist des Jahrhunderts selbst, der die Grundlage und Bedingung jedes jener Verdienste ist, wodurch man allein sich heute zum Zeitgenossen emporschwingen kann.

Das ist wol die Aufgabe, durch ihre hervorragenden Cha-

raktere die Zeit selbst zu schildern! Der Wassertropfe soll und kann den ganzen Himmel spiegeln. Die Zeitgenossen sind die Träger der Periode, ihre Schlußsteine sind die Zeit selbst. Dem Versuch, den man in unserer Zeit gemacht hat, die Weltgeschichte in Biographieen*) zu schildern, liegt die richtige Ueberzeugung zum Grunde von jenem Zusammenhange, der aus dem Leben der Zeitgenossen die Zeit selbst erkennen läßt. Man schildere die Menschen und man wird ihre Epoche geschildert haben.

In den ältesten Zeiten der Geschichte, im Alterthum jedes Volkes sehen wir keine Geschichte, sondern nur Biographie; die Biographie ist älter als die Geschichte. Das, was vielleicht einem Stamm, einem Volke geschehen ist, das, was Tausende erlebt haben, das endlich, was in hundertjährigen Zwischenräumen zeitlich auseinander liegt, alles drängt die Sage auf einen einzigen Menschen zusammen. Kadmos, der aus Phönizien die Buchstabenschrift gebracht und Theben gegründet haben soll, hat nicht gelebt. Er ist der Träger, der persönliche Ausdruck einer Epoche, wo die ersten Keime der Gesittung sproßten, wie der Name des Hercules jene Zeit bezeichnet, wo sich die Menschen allmälig von der Herrschaft der Erde, vom Gethier des Urschlammes befreiten. So Danaos, so Teut. Die mythische Biographie ging der Geschichte voraus. Und man kann sagen, daß dieses Aufgehen der Geschichte in die Biographie fast durch das ganze Alterthum, jedenfalls so lange dauerte, als die großen Männer Roms und Griechenlands im Volksgeiste lebten, vom Geist des Staates, dem sie angehörten, tief durchdrungen blieben und sich nicht erhoben über die Bildung der Allgemeinheit. Die Befreiung der Personen von den Zuständen, der Individuen vom Geist der Masse fällt bei den Griechen in die Blüthezeit der Philosophie, bei den Römern in die Blüthezeit ihrer Feldherrntalente. Weil sie mit dem Allgemeinen zerfielen, starben Sokrates, Julius Cäsar und auf einem für uns heiligern Gebiete Christus.

---

*) K. W. Böttiger, Die Weltgeschichte in Biographieen. Acht Bände. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1838—43.

In allen Zeiten, die zu irgend bedeutenden Erscheinungen reifen, kämpft der Volksgeist gegen die hervorragenden Charaktere. Wird die Bildung allgemeiner, so ist ihr erstes Geschäft, zu nivelliren. Das Volk vergöttert seine Helden, so lange sie der Ausdruck seiner eigenen Wünsche, Bedürfnisse, Leidenschaften sind. Wer sich aber frei macht von dieser Abhängigkeit, verscherzt seine Gunst. Heute ein Triumphzug, morgen eingeworfene Fenster.

Das Mittelalter ist fast ganz auf Persönlichkeiten begründet, und es ist dies einer der Reize der romantischen Epoche. Nachdem die Gährungen der neuen Staatenbildungen, die Wanderungen der Völker und die blutigen Kämpfe um die Verbreitung der Christuslehre aufgehört hatten, trat eine Stille ein, die der historischen Charakterentwicklung von Nutzen war. Vorher, im Chaos der ringenden Volksgeister, waren die Alboin, die Attila, die Theoderich, fast wie Danaos, Kadmos, Teut, Collectivgrößen, Abkürzungen für ihre Völker, Sammelnamen für das Allgemeine. Nachher aber fand sich Raum zur freien Selbstbestimmung in der Staatenlenkung, in der Kunst, in der Wissenschaft. Der Volksgeist schlummerte, betäubt vom Duft der Muttergottesreligion, eingewiegt in jene ahnenden, dämmernden Zustände, die man das romantische Zeitalter nennt. Angemessen dem abenteuerlichen Charakter jener Jahrhunderte entwickelten sich die damaligen „Zeitgenossen" oft wie wunderbare Gedichte; ihr Leben war nicht bestimmt von eigener Wahl und Führung, sondern von den oft neckenden Einfällen der Fee Aventüre, die damals die Schicksale der Menschen mit bizarren und phantastischen Arabesken umzeichnete. Abenteuerlich waren die Kreuzzüge, abenteuerlich die Kämpfe mit der Hierarchie, abenteuerlich war sogar der Uebergang in die neue Epoche; denn Fee Aventüre saß am Schnabel jenes Schiffes, das den Genueser Columbus nach Amerika führte, Fee Aventüre ließ einen vorwitzigen Mönch in seinem einsamen Laboratorium das Pulver erfinden, Fee Aventüre spielte allmälig den Holzschneidern das so kinderleicht scheinende Geheimniß der Buchdruckerkunst in die Hände. Mit diesen Erfindungen, mit der Reformation hörte die Herrschaft der Einzelnen wieder auf.

Die Masse ergriff die Herrschaft und krönte nur die Helden des Volksgeistes.

Die Biographie Luther's ist die Geschichte der Reformation. Der einzelne Mensch sammelte hier in der Sonne seines Ruhmes die Strahlen des Jahrhunderts. Calvin, Melanchthon, Karl V., Philipp II., Alle bezeichnen die einzelnen Brechungen dieser Strahlen, die Streif- und Schlaglichter der Zeiten selbst. Dann wurde es wieder still; die Völker, erschöpft, beruhigten sich mit dem, was sie einmal errungen hatten, und zum letzten Male konnten es die großen Männer wagen, sich zu isoliren, eigene Wege zu gehen, die Massen zu überspringen, in ihren Studirzimmern sogar im siebzehnten Jahrhundert Gott zu leugnen, ohne gesteinigt zu werden, kometenartig durch die Welt zu ziehen und da und dort das Ueberlieferte zu versengen und zu verbrennen; sie konnten als Staatsmänner die Völker gegen alle natürlichen Bedingungen ihrer Lage in die wunderlichen politischen Combinationen verwickeln, als Männer der Kunst und Wissenschaft sich von ihren Umgebungen gänzlich lostrennen und sich, affectirt genug, in die Zeiten Roms und Griechenlands versetzen; kurz, die freieste Charakterentwicklung wurde möglich, weil der Volksgeist schlummerte. Die drei letzten Jahrhunderte sind die Brütezeit intelligenter Köpfe. Mehr als je ist die politische Geschichte hier von der Geschichte der Cultur getrennt. Einzelne Genien schwangen sich auf die schwindelndsten Höhen der Philosophie und schufen sich für ihre Fortdauer eine aparte Unsterblichkeit, die von dem überlieferten Himmel der Masse entlegen ist. Das dauerte so fort, bis die letzte Reaction des Massengeistes eintrat, eine Reaction, in deren voller Kraft und Gährung wir jetzt leben. Nicht die französische Revolution hatte diese dritte große Entfaltung des Massengeistes geweckt, sondern mit ihr im Vereine theils die gereifte Volksintelligenz selbst, theils die riesenkräftigen Verbündeten dieser Intelligenz, der Dampf und die Eisenbahnen.

Wenn in Zeiten, wo der Volksgeist schlummert, die Biographie die Geschichte macht, macht in Zeiten, wie die unserigen, die Geschichte die Biographie. Den Einzelnen erzieht

die Masse. Die Selbstbestimmung ist beschränkter denn je. Die großen Strömungen reißen uns mit fort und geben uns dann nur eine kurze, minutenkurze Größe, wenn irgend ein Widerstand den Schaum in die Höhe spritzt und wir leicht genug sind, uns oben, auf dem äußersten Wassertropfen, halten zu können. Du willst ein Genie sein im Erfinden; weißt du nicht, daß Tausende mit dir arbeiten, Tausende die Kraft deines Namens durch Capitalien verstärken müssen, ohne die du nichts schaffen kannst? Du willst ein großer Feldherr sein, darfst du es wagen, allein einen Krieg zu beginnen? Du willst ein Staatsmann sein, wie Richelieu, bindet dich der Volksgeist nicht durch Constitutionen? Du willst dem Fluge deiner Phantasie als Künstler folgen, die Masse sitzt zu Gericht über deine Schöpfung und will in ihr nicht dein Ideal, sondern sich selbst wiederfinden.

Historische, intelligente Größe in unserer Zeit! Nichts macht sich mehr so, wie es sich ehedem gemacht hat. Was sonst Begeisterung war, läuft jetzt nicht selten Gefahr, als eine Anweisung auf das Tollhaus zu erscheinen. Wahrhaft große Männer wird Ihre „Galerie der Zeitgenossen" wenig aufzuweisen haben; aber ein Drängen ist da von „Berühmtheiten", „Renommèen", „Capacitäten", „Illustrationen", „Notabilitäten", „Specialitäten", mit einem Worte: Zeitgenossen. Sie kennen zu lernen, bunt durcheinander, ist es nicht immer erbaulich, wird es doch belehrend sein.

Man kann auch von einer geographischen Vertheilung der Zeitgenossen sprechen. Die Charaktere Englands werden unter sich eine große Aehnlichkeit und von denen Frankreichs und Südeuropas wieder eine merkliche Verschiedenheit haben. In Südeuropa wird immer mehr das Naturell, im Norden die Intelligenz vorwalten, und die Völker, die in der Mitte liegen, werden im künstlerischen und wissenschaftlichen Bereich immer ausgezeichneter sein, als im rein geschichtlichen.

Man braucht nur Brougham's berühmtes Werk über die Staatsmänner unter Georg III. zu lesen, um bei aller Verschiedenheit der Naturen doch den im Allgemeinen gleichmäßigen Entwicklungsgang der öffentlichen Charaktere Englands vor sich zu haben. Die Erziehung ist fast bei allen die-

selbe, ja die Schule, in welcher sie ihre erste Bildung empfingen, eine und dieselbe. Die classischen Studien bilden die Grundlage ihrer weitern Vervollkommnung und die seit Jahrhunderten vorgezeichnete Partheiung stellt den Einen hier, den Andern dorthin nach längst überlieferten Gesetzen. Innerhalb aber dieser Bahn des Ruhms und Verdienstes schattiren sich auch die Naturen auf das Wunderbarste, aber doch nur leise ab. Die Weltereignisse führen in die heimathlichen Gährungen neue Elemente ein, der trockene, abstracte Parlamentsgeist wird hinausgeführt in's große Leben der Zeit, auf die Schaubühne der Welt, wo sich oft die Rollen unter der Hand vertauschen und Augenblicke, Minuten, Secunden den Jahrhunderten Gesetze vorschreiben. Doch hat bei dieser wunderbaren englischen Nation derselbe Zugwind der freien Natur überall zu den Charakteren Zugang. Reisen erweitern den beschränkten Nebelblick der Heimath, die fernen Colonieen sind Pflanzschulen jener Politik, die auf rein persönlichem Talente beruht und ohne plötzliche Inspirationen, ohne Muth und Entschlossenheit sich nicht halten kann, jener Politik, deren Lehrbuch nach Baco von Verulam das Schweigen heißt. Die Flotte und das Kriegswesen, zwei Institute, denen bei aller Intelligenz des öffentlichen Lebens in England eine gewisse Derbheit, ja Rohheit noch heute sogar innewohnt, erzeugen Charaktere von gewaltthätiger Heftigkeit, die in England, vom Kriegs- oder Flottendienst zurückkehrend, sich wieder dem Advocatengeiste, dem religiösen Sonderwesen, dem häuslichen Pedantismus unterwerfen müssen. In dieser ebenmäßigen Fülle von Freiheit und Gesetz, in dieser Schaukelbewegung zwischen Erlaubtem und Verbotenem — welch' ein Terrain für die Entwicklung der mannigfachsten, originellsten Charaktere!

In Südeuropa dagegen, in Asien, in Südamerika geht der Weg zum Ruhme entgegengesetzt. Eine vorgezeichnete Bahn, die der Engländer wenigstens in seiner Jugend durchmachen und im Alter respectiren muß, findet sich hier nicht. Der Zufall giebt den Anstoß; Umstände, Verhältnisse krönen die harmlosesten Bestrebungen mit ungeahnten Erfolgen. Spanische Heerführer schwingen sich von der Trift empor,

auf welcher sie Schafe geweidet hatten, Großveziere sind Verschnittene, auf welche die Gunst eines Sultans fiel beim Spazierengehen, beim zufälligen Zusammentreffen in den Gärten des Serails, wo eine gute Antwort, eine überreichte seltene Frucht oder ein der Sultanin dargebrachter Blumenselam über ein ganzes Leben, das Leben eines Staates entscheidet. Mehemed Ali, der Sohn eines Polizeicommissarius! Die Helden Südamerikas, die Gegner eines Bolivar, die Nebenbuhler eines Santanna lebten vielleicht gestern noch in der grünen Pampaswüste als Pferde- oder Büffeljäger oder eine geschickte Revolution spielte dem jungen unternehmenden Sergeanten statt des Spontons den Feldherrnstab in die Hand. Im Süden sind die großen Männer noch Gegenstände der Poesie; ihr Leben sind Dramen, Heldengedichte. Wer ist poetischer als der Typus dieser südlichen Weltgröße, der Corse Napoleon?

In der gemäßigten Mittelzone dagegen, wo der Massengeist zu so großer Intelligenz gereift ist, bleibt die historische Charakterentwicklung am schwierigsten. Zufall und Nothwendigkeit, als Befruchtungskeime, sind hier nicht gegeneinander ausgeglichen. Gesetzliche Schranken sind da wie in England, aber es sind mechanische, nicht lebenerzeugende, organische. Diese Schranken kann der Einzelne nicht durchbrechen. Der Despotismus mag dem Süden angehören, auch den südlichen Republiken, aber in der Mittelzone ist die Herrschaft vielfach vertheilt, verzweigt, garantirt sogar durch den Willen der Gehorchenden. Wo sollen sich da noch große Charaktere entfalten? In England ist der große Mann ein Mitglied der Opposition, im Süden ein Hirt, im mittlern Europa in der Regel ein Monarch, ein Minister, ein Gelehrter. Die Schmeichelei nach Oben und die Unduldsamkeit des emancipirten Volksgeistes gegen den Nebenmann läßt niemand anders über das Niveau hinaus, als wer eine Krone oder einen Hut mit Tressen trägt. So flüchten sich bei uns die Charaktere in die Kunst und Wissenschaft. Die Wissenschaft im mittlern Europa unterscheidet sich von der in England und im südlichen Europa. Der Professor in Oxford lehrt jahrein jahraus dieselbe Theologie: die Theologie bleibt Jahrhunderte

lang dieselbe; der Professor in Pavia macht seine Experimente und nichts hindert ihn, wenn diese Experimente übereinstimmen, den Professor in Salamanca seinen Collegen zu nennen. Bei uns ist das anders. Bei uns verarbeiten zwei Menschen, die in einem und demselben Hause wohnen, ein und dasselbe Material und sind dabei köpflings entgegengesetzt. Die Charakterentwicklung z. B. in Deutschland macht sich meist auf die grellste Art in der Wissenschaft geltend. Heinrich Leo verarbeitet mit Friedrich von Raumer dasselbe historische, wissenschaftliche Material und auf ihren Kathedern mögen sie sich entgegenstehen wie Pitt und Fox. Hätte nicht jetzt Frankreich ein politisches Volksleben bekommen, diese Erscheinung würde sich auch dort wiederholen. Wo Staat und Kirche nicht frei sind, ist die Schule zügellos. Diese Erscheinung, an und für sich beklagenswerth genug, wird interessant in einer Galerie der Zeitgenossen, der man vielleicht gesonnen ist, neben den Bildnissen der im Staat ausgezeichneten Fremden auch eben so viel Einheimische einzuverleiben, die nur groß in ihrer Kunst und Wissenschaft sind.

Zwar unbetheiligt an der Ausführung Ihres Unternehmens, glaube ich doch, die zahlreichen Schwierigkeiten, auf welche es stoßen muß, würdigen zu können. Seiner Natur nach ist ein Werk dieser Art periodisch. Seiner Natur nach hat es keinen Anfang, kein Ende. Es ist ein verdichteter Auszug aus der laufenden Geschichte, die Vorarbeit zu einem abgeschlossenen Ganzen, wie dasselbe erst die Folgezeit liefern kann. Die Biographieen, die Lebensumrisse, die in Ihrem Unternehmen werden aneinandergereiht werden, können bei aller Gewissenhaftigkeit, deren sich Herausgeber und Mitarbeiter zu befleißigen gedenken, doch immer nur eine bedingte Wahrheit ansprechen. Das Weltgericht ist die Weltgeschichte, aber das Gericht derjenigen Geschichte, welche in Ihrem Buche erscheinen muß, kann zur Zeit nur noch die öffentliche Meinung sein. Und wen hätte sie nicht schon irre geführt, diese trügerische Richterin, diese Themis, die nicht blos ihre Augen verbunden, sondern Augen hat, die oft wirklich blind sind? Ein Endurtheil über die hier aufgeführten Charaktere wolle man nie erwarten. Diese Charaktere leben mit uns,

unter uns. Ihr eigenes Leben liegt noch unabgeschlossen da, das Buch ihrer Geschichte hat noch Hunderte von leeren Blättern. Wer verbürgt uns, mit welchen Thaten sie noch werden beschrieben werden, mit welchen Hochherzigkeiten und mit welchen Niedrigkeiten, welchen Aufopferungen und mit welchen Inconsequenzen! Wer giebt sich dem Jahrhundert so, wie er ist? Und selbst der Ehrlichste, wer ist fertig, wer steht auf der Höhe jenes Ziels, auf der Höhe jenes Ideals, wonach wir ihn jetzt mit allen Kräften ringen sehen? Und wie trübe sind oft die Quellen, aus denen der Biograph schöpfen muß! Die Geschichte erzählt die Begebenheiten, aber den innern Pragmatismus derselben herzustellen überläßt sie dem Forscher. Bietet uns sogar die schon abgeschlossene Geschichte ein Labyrinth noch nicht gelöster Räthsel, wie dunkel erst die Gegenwart, wo jeder Lebende, so lange nur noch irgend eine Kraft in ihm ist, sich gegen das abschließende Urtheil anstemmt, die öffentliche Meinung durch die Eingebung seiner Eitelkeit oder die Furcht vor seinem Gewissen verwirrt, Geld, Auszeichnungen und Gegendienste ausstreut, um nur in dem Lichte zu erscheinen, das ihm das günstigste ist! Man kann versichert sein, daß die Mitarbeiter Ihres Werkes überall da, wo ihnen über berühmte Namen Mittheilungen zu Gebote standen, die sie von diesen selbst empfingen, stets auf das gewissenhafteste ausgeschieden haben, was sie in ihrer Verantwortlichkeit als Historiker nicht vertreten konnten.

Ist nun also auch die Natur Ihres Unternehmens eine solche, daß das, was heute in ihm behauptet wird, morgen schon wieder durch irgend eine Thatsache in Abrede gestellt werden kann, so wird es darum doch nicht minder ein Spiegel der Zeit sein, ein Unternehmen von sittlicher Bedeutung. Beispiele des Erhabenen und Denkwürdigen aufstellend, muß es die Nacheiferung der Guten und Edlen wecken. In dem Wirrwarr der Partheiung, in dem Strudel des Zeitgeistes ist hier eine sichere Fährte, ein Trost sogar und eine Beruhigung gegeben. Ein solches Buch wird verrathen, daß das Jahrhundert seine Resultate hat. Sind es nicht Schöpfungen von allumfassender, allbeglückender Größe, so ist Eines immer erwiesen, die Größe des menschlichen Geistes, das ewige

Ringen nach Vollendung, der Drang des Geistes, seine irdische Hülle zu sprengen und die Kraft seiner Fittiche in reinern Regionen zu üben. Wir werden in Ihrem Buche Menschen begegnen, die wir zwar nur bewundern können, aber sicher auch solchen, die wir lieben müssen. Einige von diesen Bildnissen großer Männer werden beschlagen sein von dem leisesten Anhauch unseres Mundes, andere werden nicht erblinden, immer rein und fleckenlos bleiben, preiswürdige und edle Charaktere, solche, um die sich die Jahrhunderte beneiden.

Geflügelte Worte aus dem Leben.
1873.

Leben heißt — Nichtreflectiren über das Leben!

Den Tag pflücken, wie Horaz sagt, pflücken, wie der Tag am „feurigen Busch" des Himmels erblüht; im Strome dahingleiten, ohne an Ruder und Steuer zu denken; im Neuen Jahres-Kalender nichts anstreichen, als nur die Geburtstage seiner Lieben: das sollte unsere ganze Lebenskunst sein —! Freilich verliert diese Kunst, wie jede Kunst, ihren Werth, wenn sie nicht Natur ist. Das Leben reißt uns aus Kunst und Natur heraus. Wo die Pflichten anfangen, beginnt auch die Sorge um den morgenden Tag. Das glückliche Heute genießt nur die Jugend. Jung muß man sein, mit allen Poren der Seele noch den Eindrücken der Welt offen stehen, unbewußt handeln, unbewußt schaffen, dann lebt man das Leben und „der Kampf um's Dasein" ist ein fröhlicher Kampf.

„Geflügelte Worte!" In meiner Jugend hatte ich um mich her geflügelte Worte genug. Sie kamen von der Lippe der Weisheit, des Rathes, sogar von der Lippe manches Unsterblichen. Aber die Worte hatten — Flügel. Sie entflatterten, wie die geflügelten Worte, die uns einst Vater und

Mutter gesprochen. „Geflügelte Worte", eine Bezeichnung, die Homer aller menschlichen Rede gegeben hat, sollen jetzt besonders hervorgehobene, besonders hervorragende, vorzugsweise im Gedächtniß der Zeitgenossen und der Nachwelt behaltene Aussprüche sein. Ob diese Worte in den Reim gekleidet waren oder in ungebundene Form, oder ob sie nur aus einer schlagenden Anekdote entnommen wurden: „Geflügelte Worte" sollen von Munde zu Munde gehen und fast zum Sprichwort geworden sein. „Geben Sie Gedankenfreiheit!" ist Posa's „geflügeltes Wort", das man auch beim Whistspiel einem neugierigen Einblicker in unsere Karten zurufen kann. Die „geflügelten Worte" können so zum Gemeinplatz werden, daß jene Berliner Dame, die zum ersten Mal den Don Carlos sah, gewissermaßen zu entschuldigen ist, wenn sie nicht begreifen konnte, wie ein so hoher Geist wie Schiller sein Drama mit einer so „abgenutzten Redensart", dem „geflügelten Worte": „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber!" beginnen konnte. Ein „geflügeltes Wort" aus dem Leben, das auf einer Anekdote basirt, können wir alle Tage wiederholen, wenn wir unsere Zeitungen lesen: Oxenstierna's Geständniß „Es ist kaum zu glauben, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird."

Aller Jugendunterricht ist auf eine Thatsache unseres Geistes begründet, das rasche Verlernen der Kinder. Vergessen ist Vergegessen. Kinder sollen alle zwei bis drei Stunden Nahrung zu sich nehmen. Das Vergessen gehört zum Erstarken unseres geistigen Organismus. Wir erinnern uns denn auch in der That nur einzelner Lichtmomente oder auch einzelner schwarzer Punkte aus unserer Jugend, aus unserer Jünglingszeit, unserm ersten Mannesalter. Wir müssen oft erstaunend aufhorchen, wie Andere gleichsam besser über uns Buch geführt haben und mehr von unserer Vergangenheit behielten, als wir selbst. Wie es mit den jungen Jahren geht, so geht es auch mit einem Lebensstande, der uns dem Zweck dieser Zeilen näher führen soll, mit dem gleichen Beruf. Der entgegengesetzte Beruf hat für das Behalten z. B. eines vor Jahren geführten Gespräches alle Vortheile der Contrastwirkung für sich. Der Schriftsteller, der

vor einen Polizeiminister, etwa den seligen Rochow, gerufen wird und vertrauliche Warnungen über seinen Freimuth erhält, prägt sich von dem Verfasser des „geflügelten Worts" vom „beschränkten Unterthanenverstand" gewiß jede seiner Aeußerungen auch ohne sofortige Varnhagen'sche Niederschrift ein. Der General, der mit einem Bischof über die Belassung einer Kirche für Altkatholiken verhandelt, der Kaufmann, der bei Knaus ein Gemälde bestellt, die Commerzienräthin, die mit Excellenz Frau Ministerin über eine neue Strumpfsendung an die Missionaire unter den Hottentotten Comité sitzt — aus allen diesen Begegnungen kann man Erinnerungen heimtragen, worunter sich wol zuweilen eine zum „geflügelten Worte aus dem Leben" erhebt. Es spricht sich weiter und weiter, wenn ein österreichischer Aristokrat „den Menschen erst vom Baron anfangen" läßt oder wenn ein anderer auf seinem Ball „keinen bürgerlichen Offizier tanzen" lassen will. Der gleiche Stand dagegen, Dichter mit Dichter, Künstler mit Künstler, Beamter mit Beamter — vergißt im Handumwenden, wie man mit einander verkehrte, was man mit einander gesprochen hat. Man hat eben die Begegnung — gelebt! Man hat sein eigenes Selbst hingegeben, unbewußt und frei, der Andere gab das seinige, die gleichen Berufsarten erzeugten gemeinschaftliche Interessen, die Form des Denkens war beim Einen wie beim Andern dieselbe, Freiheit oder Gebundenheit. Da verfliegt ein Gespräch sogar von einigen Stunden in — Nichts. Ein Zusammenleben von Monaten wird eine einzige wohlige oder trübe dunkle Erinnerung. Von unsern meisten derartigen Begegnungen haben wir nur ein Gesammturtheil, das sich nach Jahren nicht mehr auf seine zureichenden Gründe zurückführen läßt. So habe ich z. B. mit dem tiefsinnigen edlen Nicolaus Lenau flüchtig in Stuttgart, aber doch oft längere Zeit in Baden-Baden verkehrt und die Muße am Kursaal wurde damals noch nicht vom Lorgnettiren nach outrirten Damentoiletten in Anspruch genommen (die einzige auffallende weibliche Erscheinung der 30er Jahre am Kursaal in Baden-Baden war in jeder Saison die von ihrem Mann getrennt lebende Frau Romandichterin Karl Spindler;

sie rauchte Cigarren), aber nicht ein einziges Wort, nicht einen einzigen Gedanken wüßte ich aus unsern ziemlich lebhaft gewesenen Unterhaltungen wiederzugeben. Jahrelang hatte ich einen innigen Freundesverkehr mit Georg Herwegh. Er lebt noch und mag es hier lesen: Von unserm ganzen Meinungsaustausch, Debattiren und Unterhalten weiß ich nichts mehr, als daß er in Paris, angesteckt von den Vorläufern unserer heutigen Sinnentäuschungsphilosophie, Marx, Heß, Ruge, alle Poesie für inopportun erklärte und daß er einige Jahre vorher auf der Höhe des Ruhmes, den ihm seine „Gedichte eines Lebendigen" einbrachten, auf einer Fahrt von Frankfurt nach Rödelheim, nach dem Schweigen fast einer Stunde, gefragt von den Damen, die uns begleiteten, woran er nun seitdem gedacht hätte, die Antwort gab: „Ich suche einen Reim auf Zedlitz." Zedlitz in Wien, der Sänger der „Todtenkränze", hatte dem „Lebendigen" ein geharnischtes Wort in der Allgemeinen Zeitung in's Gesicht geschleudert, Herwegh mußte erwidern und arbeitete im Stillen daran. So oft uns dann in unserm Kreise die im Leben oft so mundträgen Lyriker begegneten und die Größe ihres Namens durch ihr persönliches Benehmen nicht auszufüllen verstanden, hieß es wol von einem stundenlangen Schweigen: „Er sucht einen Reim auf Zedlitz."

Von einzelnen Begegnungen mit Berufsgenossen sind mir von Schlagworten (zu den „geflügelten" rechne ich sie ihrer Apartheit und Kürze wegen) manche in Erinnerung geblieben. Ich will eine kleine Reihe aufführen.

Es war ein schöner Sommernachmittag und vor vielen Jahren. Ich wollte Karl von Holtei besuchen. Der gefeierte Lieder- und Dramendichter hatte bei dem Anfänger, dem um manches Jahr jüngeren Literaturstreber eine Visitenkarte abgegeben. Der Weg führte in idyllische, friedliche Straßen. Da wo jetzt fünf Straßen sich durchkreuzen und ringsum ohrenzerreißende Töne, vom Rollen der Last- und Omnibuswagen hervorgebracht, widerhallen, dicht an der Jannowitzbrücke, die entweder noch nicht existirte oder nur für Geld passirbar war, lag ein Häuschen, bescheiden und klein,

in einen Kohlenhof hineingerückt — die Front in die Holzmarktstraße gehend, der Blick nach hinterwärts auf die Spree. Gewiß gab es mit dem hier wohnenden liebenswürdigen Sänger der Schlesischen Gedichte, dem Dramatiker, der damals noch ganz, wie ein zweiter Wilhelm Meister, dem Theater und speciell den Hoffnungen für ein Berliner Volkstheater hingegeben war, die lebhafteste Unterhaltung. Der literarische Status quo von 1833 bot mehr brennende Fragen des Parnaß, als der von 1873. Die jungen eigenen Erfahrungen, eben aus Süddeutschland heimgebracht, wurden ausgetauscht gegen die reiferen des um fünfzehn Jahre älteren Dichters der „Lenore" und des „alten Feldherrn". Shakespeare, Goethe, Tieck, Heine, Börne, Immermann, Gubitz und Kriegsrath Müchler, die Dramaturgie Schröder's in Hamburg und die des Commissionsraths Cerf in Berlin, das Wesen einer Kritik, die um der Sache, und einer solchen, die nur um ihrer selbst willen da ist — (Holtei und der Kreis seiner Freunde hatten durch Saphir und dessen Nachfolger die letztere derb empfinden müssen) — da konnte das Gespräch eine Stunde dauern — und doch — ist mir nach Jahren nicht ein Wort, nicht ein Gedanke davon erinnerlich geblieben. Nur eine einzige Aeußerung blieb mir unvergeßlich. Der blaue Spiegel der vor Kähnen und Holzabfällen noch nicht wie unsichtbar gewordenen Spree veranlaßte meine Bemerkung, daß es doch angenehm sein müßte, so die Spree und die Badeanstalten nahe zu haben. „Gründlich gewaschen hat sich der Mensch nur durch ein russisches Bad!" rief der Sänger des Kosciuskoliedes aus. Verflogen sind mir die Aussprüche über die Ideale in Kunst und Literatur, über Goethe und Friedrich Förster, über Raimund und dramatisirte Volksmährchen. Nur wie in Marmor gemeißelt blieb dieser überraschende Beitrag zum: „Erkenne dich selbst!" über der Schwelle des delphischen Orakels: „Gründlich gewaschen hat sich der Mensch nur durch ein russisches Bad!" La Rochefoucauld's Maximen, später dem Erzähler lieber geworden, als manche Werke der Naturphilosophie über die Weltseele, waren mir noch unbekannt. Holtei's Wort aber führte mich in die Mysterien einer neuen Lebensphilosophie ein. Es schien mir

möglich, Knigge's Umgang mit den Menschen mit Brahmanenweisheit vom Ganges in Verbindung zu bringen.

Eine weitere Ausführung des Holtei'schen Ausspruchs gab August Lewald. Jedenfalls konnte man den vor Kurzem Verstorbenen einen originellen Menschen nennen. Geboren in Königsberg in Preußen als Jude, von guter Erziehung und Bildung, im Befreiungskriege durch seine Kenntniß der französischen Sprache in Berührung mit Generalen und Präfecten gekommen, dann Schauspieler, Theaterdirector, getauft, Schriftsteller, lange in Paris und mit Heine befreundet, zuletzt nach einem längeren Ausbeuten seines buchhändlerischen Faiseurtalents durch Stuttgarter Speculanten katholisch geworden und schlimmkatholisch, Wühler und Hasser alles norddeutschen Wesens, wobei — beinahe hätte ich gesagt — wofür ihm König Wilhelm I. von Würtemberg eine Pension zahlte, gehörte August Lewald, ein Vetter unserer Fanny, zu den „letzten Romantikern". Ständig hatte er in früheren Zeiten einen Kreis junger Schriftsteller um sich, die er theils für seine Unternehmungen zu verwenden, richtiger auszunutzen verstand, alle aber wie ein Weiser vom hohen Dreifuß der Erfahrung in praktischer Lebensphilosophie unterrichtete. Gestritten, gezankt wurde täglich, bei Tambosi in München, auf der Silberburg in Stuttgart, am Kurhause in Baden-Baden. Aber wenn ich mich fragen wollte: Was würdest du wagen, mit „Gänsefüßen" als ipsissima verba August Lewald's anzuführen, so würde meine Feder stocken. Für die Authenticität von Aussprüchen wie: „Gehen Sie weg, junger Mann, Schiller war ein ganz ekliger Kerl!" oder: „Kommen Sie mir doch nicht so! In Theatersachen war Goethe ein reiner Esel!" möchte ich am jüngsten Gericht einstehen. Doch muß ich diese „geflügelten Worte", die in unserm Kreise wenig Anklang fanden, (nur in Weimar, an Ort und Stelle, versetzte mich das drastische Dictum über Goethe als Dramaturgen zuweilen in nachdenkliche Stimmung) erst aus dem Gedächtniß heraufbeschwören. Immer aber gegenwärtig, und wie die reine Urweisheit, begleiteten mich durch's Leben diejenigen Lewald'schen Maximen, die von ihm ertheilt wurden, als wäre er Ceremonienmeister am Hofe der Tuilerieen ge-

wesen: „Werden Sie einst dick, so ziehen Sie nie mehr eine weiße Weste an! Sie erscheinen sonst noch dicker!" Oder: „Ein magerer Mensch muß enge Kleider tragen; einem Corpulenten muß Alles wie am Leibe schlottern." Oder: „Selbst an der Tafel eines Königs ißt man kleine Pasteten nicht anders als mit den Fingern, nie mit der Gabel!"

Die Bühnenwelt ist besonders reich an Maximen und treffenden Schlagworten. Die drastischen Redewendungen des alten Friedrich Ludwig Schmidt am Hamburger Stadttheater sind allbekannt. Wenn der würdige Verwalter des „Schröder'schen Erbe" zur Eröffnung einer Leseprobe und zur Empfehlung eines manchmal auf schwachen Füßen stehenden neuen Stücks mit gemachtem Enthusiasmus sagte: „Zehn Jahre Zuchthaus nähme ich, wenn ich das Stück geschrieben hätte!" ist ein geflügeltes Wort, das in der Theaterwelt von Munde zu Munde geht. „Wenn ich einen Schauspieler brauche, so schneide ich ihn vom Galgen!" sagte derselbe, um seine Gleichgültigkeit gegen die Antecedentien eines Schauspielers oder Sängers, den er zu engagiren in der Nothwendigkeit war, auszudrücken. „Sie kochen alle mit Wasser!" rief er gereizt aus, als man ihm die Leistungen der Wiener und Berliner Hofbühnen rühmen wollte. Eine ganze Gattung von theatralischen Hülfskräften, wie sie leider das Hauptcontingent der Bühne bildet, wurde mir gelegentlich durch zwei Bezeichnungen gegeben, die in der Erinnerung nicht von Ort und Stelle gewichen. Ein im komischen Fach und für Iffland'sche Väter ausgezeichneter Darsteller war Leonhard Meck in Frankfurt am Main. Zufällige Umstände machten ihn zum Director. Ein Charakterspieler war zu engagiren, zu dessen endlichem Erwerb ich ihm nach langem Wählenmüssen gratulirte. „Ein Dutzendknopf!" sagte er mit dem ihm eigenen sardonischen Lächeln und meinte die obere Probe, die bei Knopfpacketen die inwendig vorhandene Sorte anzeigt. Einer dieser Knöpfe ist wie der andere. Und Karl Seydelmann bezeichnete mir einst einen seiner Nachfolger im Engagement mit dem kurzen,

aber vielsagenden Worte: „Ein Unteroffizier!“ Das strenge Urtheil traf Karl Grunert. Trotz aller schwäbischen Liederkränze, bei denen Grunert Gastrollen im Vorlesen und Declamiren der „Glocke“ zu geben pflegte, wofür man ihn in Schwaben den zweiten Talma nannte, kann versichert werden, daß Grunert immer im Bann des Exercitiums blieb, nur die Tradition fortsetzte, ein guter respectabler Acteur war, doch über die rein theatermäßige Wiedergabe der Charaktere nicht hinausgekommen ist. „Dutzendknopf“ und „Unteroffizier“ —! Kürzeste, einen langen kritischen Sermon ersparende Bezeichnung für eine Gattung von Mimen. Ja man kann, wie jetzt die Dinge an der deutschen Bühne stehen, noch froh sein, daß wenigstens diese Art, die doch nach einem gewissen Modell gesponnen sein muß oder die Regel innehält, noch ab und zu vertreten ist.

Viele Jahre hatte ich die Gewohnheit, wenn ich in Berlin war, der großen Künstlerin Auguste Crelinger meine Aufwartung zu machen. Es lag ein eigenes Gemisch im Wesen dieser berühmten Frau. Erfahrungen, veranlaßt theilweise durch eigene Schuld, Beschämungen sogar, die sie nach ihrem Verhältniß mit dem Grafen Blücher erlitten, hatten ihr Gemüth verbittert. Ihr Herz war von Hause aus nicht so kalt, wie man nach ihrem Spiel hätte glauben sollen. Diese „gemalten Flammen der Leidenschaft“, die nicht immer in wirkliche Gluth übergehen wollten (wie war das auch beim ewigen Raupachspielenmüssen möglich!), schlossen bei ihr das Bedürfniß wahrer Freundschaft und Hingebung nicht aus. Doch mißtraute sie ständig, wählte, zweifelte. Entschied sie sich dann, so war sie nicht immer glücklich in der Wahl. Lange Zeit hatte sie das Bestreben, ihre liebenswürdigen, reichtalentirten Töchter am königlichen Theater zur Geltung zu bringen, ihnen gleiche Rechte mit Charlotte von Hagn zu sichern, ja zuletzt sich sogar noch in eigener Person zu behaupten, den veränderten Geschmacks- und Directionsprincipien gegenüber, als der unselige selige Küstner das ganze königliche Schauspiel der Frau Birchpfeiffer zu Füßen gelegt hatte. In dieser Zeit glich sie einer im Käfig auf und nieder gehenden Löwin. Ihr Haus war wie im Kriegszustande. Jedes

neue Stück, die Austheilung der Rollen erzeugte Aufregungen und Kämpfe. So traf ich sie oft. Nachsichtig und milde war ihr scharfer Verstand für den jungen Bewerber um die Gunst der dramatischen Muse. Sie duldete eine ganze Vorlesung eines Stückes, was der Dünkel und die Spielgeld-Erwerbssucht neuerer Darstellerinnen, die jeden Abend auf der Scene stehen wollen, kaum noch ertrüge. Aber auch hier — eine allgemeine Zusammenfassung vieler von Auguste Crelinger gethanen Aeußerungen könnte ich geben, doch mit sogenannten Gänsefüßen als authentisch richtig nur das einzige mir im Gedächtniß gebliebene Wort: „Jeder tragische Actschluß, der wirksam sein soll, muß im Buchstaben A endigen." Die große Tragödin verlangte also Abgänge beim Fallen des Vorhangs wie: „Und meine Macht, ihr sollt sie bald erfahren!" Oder Hamlet's: „Schnöde Thaten, birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen."

Ein anderer Schauspieler, wunderlichster Zusammensetzung, bald mein grimmigster Feind, bald mein hingegebenster Freund, verlangte für den Anfang jedes Stückes „einige gleichgültige Redensarten, die dem Lärm der Zuspätkommenden im Publikum, der ersten Zerstreuung als Ballast hingeworfen werden müßten". Der Held dürfte dann auch nie, setzte er hinzu, das Stück eröffnen. „Wie könnte er sonst bei einem Gastspiel oder einem Benefiz „empfangen" werden"?

Doch kehren wir zur Literatur zurück. Worte des Hasses, Worte des Neides, Worte der Anmaßung klingen mir bei meinen literarischen Erinnerungen genug in's Ohr. Man war früher rücksichtsloser, ehrlicher. Man gab sich derbe und gradaus. Diplomatisch vorsichtig giebt sich erst die neue Zeit, wo die Erwerbssucht auch in's Literaturleben eingedrungen ist und große Ausdehnung gewonnen hat. Die Macher, die Faiseurs, die Gründer, meist mittelmäßige mit einiger Routine ausgestattete Köpfe, bald schmeichelnde Schleicher, bald Intriguanten, die dem Bedeutenderen unversehens ein Bein unterschlagen, das sind die, die jetzt die beste Carrière machen. Von mancher literarischen Aufgeblasenheit hätte die Fülle des Stoffs, der „geflügelt" zu werden verdiente, zu umfangreich werden können. Die reiche Erfahrung an Begegnungen solcher

Art legte sich sogenannte — ana über N. N. und N. N. an, wie wir die köstlichen Galettiana aus Gotha besitzen. Diesen „Faustsack", um mit Goethe zu reden, dessen Welt- und Menschenbeobachtung bekanntlich in einen solchen Sack Alles, was zur Vollendung seines Faust dienen sollte, steckte, schütteln vielleicht einmal „meine Erben" aus. Nehmen wir Unverfänglicheres.

Ein Wort von Adolf Stahr, das beherzigt zu werden verdient, kann mit Gänsefüßen aufgeführt werden, obschon es dreißig Jahre alt ist. Der vielseitig gebildete Kritiker, der in seiner Jugend so mannigfach anregend gewirkt hat, war damals noch nicht in die römische Imperatorenwelt verloren, hatte sich noch nicht verirrt in die Kunstgeschichte, wo ihm so oft die Esoteriker ein „Zurück!" zugerufen haben, noch konnte man bei ihm einen regen Antheil erwarten, den seine so leicht erregte Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, wie sein leicht entzündeter Zorn gegen alles ihm Antipathische an den laufenden Erscheinungen der Literatur nehmen würde. So war denn auch damals Begegnung und Gesprächsaustausch mit ihm umsomehr von den anregendsten Ergebnissen belohnt, als sich zuweilen Karl Stahr, sein zu früh aus dem Leben geschiedener Bruder, hinzugesellte, ein nicht minder durch die Schule der classischen Philologie gegangener scharfer Denker. Aber mit Anführungszeichen, authentisch, mit körperlichem Eide zu bekräftigen sind bei mir aus diesem Verkehr nur einige dem Privatleben angehörende Dicta vorhanden und — das im Rheinischen Hofe, an der damals noch nicht lebensgefährlichen Friedrichs- und Leipzigerstraßenecke gesprochene, bedeutsame Wort: „Willst du einen Toast ausbringen, so kannst du dich ruhig gehen lassen, wenn du nur den Schluß vorher ganz genau präcisirt und schon fest im Gedächtniß hast!" Vortrefflicher Biograph Gotthold Ephraim Lessing's! Deine Schwärmerei für den damaligen Musterintendanten von Gall, für den „großen Charakterspieler und ersten Komiker Deutschlands" Jenke und unsern armen beklagenswerthen Julius Mosen habe ich in ihrem Wortlaut vergessen! Auch daß du einst mein „Urbild des Tartüffe" „das beste

deutsche Lustspiel nach Minna von Barnhelm" genannt hast — („Oldenburger Dramaturgie") und ein dreißigjähriges Stillschweigen auf diese kühne Behauptung, als sie zur Ehrenrettung deiner Kritik bei mancher Gelegenheit hätte aufrecht erhalten werden müssen, folgen ließest, ist mir in Wind und Nebel, Vergeben und Vergessen vergangen! Aber für diesen praktischen Wink an alle Toastredner habe ich dir bei jedem Zweckessen, bei jeder Mahnung einer am Tisch neben mir sitzenden Dame: „Wenn Sie nun nicht Anstalt machen, Herr Doctor, so klopfe ich an's Glas!" von Herzen gedankt! Habe auch oft im Stillen bereut, deine Lehre nicht befolgt zu haben. Kann doch der schönste Toast in's Wasser fallen, wenn dem Schluß die Präcision fehlt. Fasele hin und her, gaukele, improvisire, stocke, schwimme, lieber Redner, eine Viertelstunde lang, nur am Schluß, da wisse, was du willst! Der Schluß muß an die entgegengehaltenen Gläser eine scharf abgerundete Form bringen. Ob nun dieser Adolf Stahr'sche Lehrsatz ein Plagiat aus Aristoteles' Rhetorik oder einem „Buch der Toaste" (Quedlinburg bei Basse) oder aus andern Quellen ist, das mögen Wilhelm Lübke und Michael Bernays, die allzustrengen Verfolger der Adolf Stahr'schen Studienspuren, beurtheilen, aber noch in jeder Gesellschaft hatte ich nach einem gescheiterten oder gelungenen Toaste für das „geflügelte Wort" des Rathgebers ein dankbares Gedenken.

Noch will ich ein Wort von dem unglücklichen August von Sternberg anführen. Unglücklich —? Sollte Derjenige nicht unglücklich sein, der es weiß, daß sich über ihn die Gefühle des Mitleids und der Bewunderung mit denen der Verachtung durchkreuzen? Ich kenne nicht viel von Iwan Turgenieff, der neulich in der „Allgemeinen Zeitung" seinen Respect vor Deutschland hat attestiren lassen, obschon es feststeht, daß er gesagt hat: „Der schlechteste französische Schauspieler ist noch besser als der beste deutsche." Als ich kürzlich seinen Roman „Rauch" lesen wollte, wehte mir aus dem Anfang kein erstickender Qualm oder Dampf, der auf Feuer hätte schließen lassen, entgegen, wol aber im Gegentheil eine so sibirische Kälte des Herzens, so viel russische Mäkelsucht und Medisance, daß ich vor nichts als Bildern der Häßlichkeit nicht weiter

konnte. Doch glaube ich gern an sein großes Talent und vermuthe, daß ihm Sternberg verwandt war, wenn auch an Gestaltungskraft gegen ihn zurückstehend. Sternberg, von Schulden, gesellschaftlichen Mißverhältnissen und Demüthigungen aller Art verfolgt, flüchtete sich von Berlin nach Dresden. Sein Wesen war in solchem Grade geneigt, alles Hergebrachte auf den Kopf zu stellen, daß man auch über ihn — ana hätte anlegen können. Beim ersten Dresdener Besuch sagte er mit weinerlicher Stimme zu mir: „Wissen Sie nicht hier eine alte blinde oder lahme Dame, die des Abends zu Hause bleibt und sich freut, jemandem, der sie besucht, eine Tasse Thee vorzusetzen?" Es war ihm mit dieser dringlichen, schmerzbewegten Frage vollkommner Ernst. Er suchte das achtzehnte Jahrhundert. Er suchte einen Winkel, wo die alte gichtbrüchige Marquise d'Urfé am Kamin kauerte oder die Marquise von Graffigny einen Abbé und ein paar Schöngeister mit Anekdoten und etwas Limonade erquickte. Er suchte ein stilles abendliches Plaudern bei Thee und etwas Zwieback ohne Cigarren. Das Wiederkommen oder regelmäßige Erscheinen in einem solchen „Salon" alten Styls hätte höchstens das allzuhäßliche Bellen eines Lieblingsmopses verhindern können. Die „alte lahme oder blinde Dame" war ihm die Fee der Conversation, der Conversation ohne Hitze, ohne Politik, ohne Partheistandpunkt. Kunst und Literatur und die Menschen, die jedoch nie mit Namen genannt wurden, hätten diesem Theegespräch genug Material zur Unterhaltung geboten. War die Fee von Adel, desto besser für die Formen. Ein Bedienter, der in Livree empfängt, und ein anderer, der servirt, das würde die Erinnerung an Voltaire und Frau von Chatelet gehoben haben. Aber die alte Dame konnte auch dem Bürgerstande angehören. Nur mußte sie immer zu Hause sein. Es mußte, wenn man an ihrer Thür klingelte, nicht heißen: „Gnädige Frau sind bei der Toilette!" Oder „Gnädige Frau sind im Theater oder fahren in einen Rout!" Das ist dies traurige 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Vergnügungssucht, des Sichumrennens, Stoßens, Drängens — des Biers und Tabacks im „Salon", das Jahrhundert, wo man nur „zu Hause" ist,

wenn man einladet. — „Suchen Sie noch immer Ihre alte blinde oder lahme Dame?“ rief ich Sternberg oft zu beim Begegnen in Dresdens Straßen. Ach! er fand die Dame nicht, nur Ansätze zu ihr. Konnte die Dame sehen oder gehen und wenn sie achtzigjährig war, so opferte sie ihren jour fixe einem Abend, wo Emil Devrient eine neue Rolle spielte. O, wie verwünschte Sternberg diese Schauspieler und gar erst die Sänger! Das 19. Jahrhundert hat keinen „Salon“ mehr. Wir laden entweder zuviel ein, oder wissen nicht, worüber wir reden sollen. Unsere Conversation ist zerstreut, ein Jeder denkt nur an die Herausstellung seiner eigenen Person.

Doch es dürfte Zeit sein, daß ich mich dem Abschluß dieser Erinnerungen nähere, und ich will es thun mit einem Wort, das wenigstens für mich ein geflügeltes geblieben ist, obschon es nur von einem einfachen — Weinreisenden kam. Die Gaben des Bacchus sind ja denen des Apoll verwandt und am Fuß des Parnaß blüht vor Allem die Rebe. Freilich — „Gaben des Bacchus“ —? Der Gemeinte ließ sich die seinigen theuer bezahlen. Doch konnte man dabei seinem Frankfurt-Mainzerischen Geplauder mit Interesse folgen. Er hatte die Gewohnheit, das Zeugniß seiner Kunden für diesen Jahrgang oder jenen, für diesen Traminer oder jenen Riesling mit den Worten einzuführen: Sehen Sie, da ist der Herr Geheimrath von Müller (auch eine feine Zunge! schaltete er ein), sie haben von dieser Sorte ein halbes Ohm bestellt! Die Menschen hatten sich bei unserm Musterreiter alle in „Zungen“ verwandelt. Darauf hin fragte ihn eines Tages die Zunge, die er eben bediente: Sagen Sie mir einmal aufrichtig, woran erkennt man nun die wahre Güte, unverfälschte Reinheit und Verläßlichkeit eines Weins? Unvergeßlich ist mir die Miene des ernstesten Nachdenkens, die hochgezogene Augenbraue, der gen Himmel gerichtete Blick des Gefragten und die nach langer Pause gegebene Erklärung: „Guter Wein, mein bester Herr Doctor, ist derjenige, an welchem uns nichts stört.“ Und in der That, auch die tiefsinnigste Aesthetik ist unvermögend, ein Kunstwerk und den Begriff des Schönen zutreffender zu defi-

niren. Raphael, Homer, Beethoven sind groß, weil sie Werke schufen, an denen uns nichts stört.

Möge auch mir das Bewußtsein bleiben, daß die verehrten Leser an diesen harmlosen Plaudereien nichts gestört hat.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.







